20 Bamberger Historische Studien

Bamberger BuchGeschichten | 2

PEST UND CHOLERA

Seuchenbewältigung und Medizinalwesen in Bamberg in der Frühen Neuzeit

HERAUSGEGEBEN VON MARK HÄBERLEIN

University of Bamberg Press

20 Bamberger Historische Studien

2 Bamberger Buch-Geschichten

Bamberger Historische Studien

hg. vom Institut für Geschichte
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Band 20

Bamberger Buch-Geschichten

hg. von der Staatsbibliothek Bamberg

Nr. 2

University
of Bamberg
Press
2023

Pest und Cholera

Seuchenbewältigung und Medizinalwesen in Bamberg in der Frühen Neuzeit

Begleitband zur Ausstellung in der Staatsbibliothek Bamberg, 24. April – 15. Juli 2023

Herausgegeben von Mark Häberlein

University of Bamberg Press
2023

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de/ abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über das Forschungsinformationssystem (FIS; https://fis.uni-bamberg.de) der Universität Bamberg erreichbar. Das Werk – ausgenommen Cover, Zitate und Abbildungen – steht unter der CC-Lizenz CC BY.

Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0

Herstellung und Druck: docupoint, Magdeburg
Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press
Satz und Layout: Alexander Pelz
Register: Bettina Wagner, Malcolm Holland
Abbildungen: Gerald Raab. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle abgebildeten Objekte aus dem Bestand der Staatsbibliothek oder dem Staatsarchiv Bamberg.
Umschlagbild: Hauszeichen der Bamberger Einhorn-Apotheke von 1695. Staatsbibliothek Bamberg, HV.Msc.57.

© University of Bamberg Press, Bamberg 2023
https://www.uni-bamberg.de/ubp/

ISSN: 1866-7554 (Print)
ISBN: 978-3-86309-907-7 (Print)
eISSN: 2750-8056 (Online)
eISBN: 978-3-86309-908-4 (Online)

URN: urn:nbn:de:bvb:473-irb-583625
DOI: https://doi.org/10.20378/irb-58362

Inhalt

Bettina Wagner
Vorwort . . . 7

Mark Häberlein
Einleitung: Glauben und Wissen, Tradition und Innovation. Grundlinien der Bamberger Medizingeschichte vom 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert . . . 11

Mark Häberlein
1 Heilige als Fürsprecher in Pestzeiten . . . 25

Oliver Kruk
2 Das Domkapitel als Akteur im Bamberger Medizinalwesen vor dem Dreißigjährigen Krieg . . . 27

Anna Lynn Pieger / Mark Häberlein
3 Zum Umgang mit chronisch Kranken: Die Bamberger Siechenhäuser . . . 31

Annika Lazarek
4 Die Rolle der Apotheken im städtischen Medizinalwesen . . . 37

Johann B. Ibel
5 Medicinalpolicey in Stadt und Hochstift Bamberg um 1600 . . . 43

Susanna Göhring
6 Die Pestschrift des Bamberger Arztes Adam Schilling . . . 49

Muriel Gantner
7 Die Pestschrift des Bamberger Arztes Johannes Puollamer . . . 53

Tilmann Walter
8 Paracelsismus und Antiparacelsismus am Bamberger Bischofshof zu Beginn des 17. Jahrhunderts . . . 56

Niclas Sommerfeld / Mark Häberlein
9 Der medizinische Marktplatz (I): Scharfrichter und öffentliche anatomische Sektionen . . . 63

Isabel Schuster
10 Der medizinische Marktplatz (II): Reisende Okulisten und Zahnärzte . . . 67

Basil S. Singler / Lisa-Marie Brüning
11 Die Gründung des Allgemeinen Krankenhauses 1789 . . . 71

Mark Häberlein
12 Andreas Röschlaub und die Bamberger Medizin um 1800 . . . 79

Jonas Krüger
13 Die Bekämpfung der Pocken im frühen 19. Jahrhundert . . . 83

Clarissa Renner
14 Maßnahmen gegen die Cholera um 1830 . . . 87

Quellen- und Literaturverzeichnis . . . 92
Personenregister . . . 104
Signaturen der Exponate . . . 108
Autorinnen und Autoren . . . 109

Tanz der Gerippe aus der Schedelschen Weltchronik, nachträglich koloriert. Staatsbibliothek Bamberg, VI Aa 46

Vorwort

Epidemien sind immer auch Medienereignisse. Um lebensbedrohliche Gefahren abzuwenden, ist von entscheidender Bedeutung, die Menschen zügig und umfassend über die nötigen Schutzmaßnahmen zu informieren. Während der Covid-19-Pandemie in den letzten drei Jahren erwiesen sich elektronische Medien, das Fernsehen und das Internet, als unverzichtbar für die schnelle Weitergabe von ärztlichen Warnungen und behördlichen Vorschriften weit über politische Grenzen hinweg. Doch wie erreichte man die Bevölkerung in einem Zeitalter, das noch nicht über die Kommunikationswege verfügte, die für uns heute selbstverständlich sind?

Bereits im Sommer 2020 entstand die Idee, sich dieser Frage in einer Ausstellung zu widmen, deren Fokus auf den Strategien zum Umgang mit Seuchen im Bamberg der frühen Neuzeit liegen sollte. Massenhafte Erkrankungen, die durch unbekannte Erreger ausgelöst wurden, waren ein regelmäßiges Phänomen der Vormoderne. Medizinische Abhandlungen der Zeit machen deutlich, dass für eine Therapie keine wirkungsvollen Mittel existierten. Im Zentrum der Maßnahmen stand daher der Schutz vor Ansteckung durch die Isolation von Kranken und Einschränkungen der Mobilität sowie die Verbesserung der öffentlichen Hygiene und ärztlichen Versorgung. An der Umsetzung waren zahlreiche Akteure beteiligt, über die wir Näheres aus Porträts, Bestallungen, Verordnungen und sogar Zeitungsanzeigen erfahren. Wie die Unterbringung und Versorgung der Kranken organisiert war, zeigen Pläne und Ansichten medizinischer Einrichtungen. Fürstbischöfliche Vorschriften, die im Druck verbreitet wurden, erreichten das medizinische Fachpersonal und den lesekundigen Teil der Bevölkerung. Analphabeten waren dagegen auf mündliche Informationen angewiesen. Orientierungshilfe für den Umgang mit schwerer Krankheit boten auch die Lebensgeschichten von Heiligen, auf deren Fürsprache man hoffte und deren Bilder man verehrte.

Es ist also eine Fülle sehr unterschiedlicher Quellen, aus denen wir eine Vorstellung davon gewinnen können, wie man in früherer Zeit auf gesundheitliche Krisen reagierte. Den reichen Fundus an Materialien, den die Staatsbibliothek und das Staatsarchiv Bamberg zu diesem Thema verwahren, gesichtet und wissenschaftlich ausgewertet zu haben, ist das Verdienst von Prof. Dr. Mark Häberlein, Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte an der Universität Bamberg, zu dessen Forschungsschwerpunkten auch die Geschichte des Medizinalwesens im ehemaligen Hochstift zählt. Dem Vorschlag, sich noch auf dem Höhepunkt der Covid-19-Pandemie in einer Lehrveranstaltung mit frühneuzeitlichen Seuchen auseinanderzusetzen, nahm Prof. Häberlein mit großer Bereitwilligkeit auf. Nur dank seines breiten Expertenwissens und außerordentlichen Engagements konnte die vorliegende Begleitpublikation zur Ausstellung realisiert werden, zu der auch die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Seminars fundierte Beiträge geliefert haben. Ich freue mich sehr, dass dieses gemeinsame Projekt einmal mehr für eine breite Öffentlichkeit sichtbar macht, dass eine enge Kooperation zwischen der Universität Bamberg und den staatlichen Gedächtnisinstitutionen in der Stadt für die historische Grundlagenforschung und für die Vermittlung aktueller Forschungsergebnisse unerlässlich ist.

Mein herzlicher Dank gilt daher Herrn Professor Häberlein und allen Mitwirkenden für die viele Zeit und Arbeit, die sie in dieses gemeinsame Vorhaben investiert haben. Die graphische Gestaltung des Begleitbands und der Informationstafeln in der Ausstellung ist Alexander Pelz zu verdanken. Für die großzügige Überlassung von Leihgaben danke ich dem Leiter des Staatsarchivs Bamberg, Herrn Dr. Klaus Rupprecht, sowie Frau Professor Dr. Marion Maria Ruisinger und Herrn Dr. Alois Unterkircher vom Deutschen Medizinhistorischen Museum in Ingolstadt. Die digitalen Reproduktionen erstellte in bewährt hoher Qualität Gerald Raab in der Fotostelle der Staatsbibliothek. Sabine Schumm sorgte für die optimale Präsentation der Objekte. Den Besucherinnen und Besuchern der Ausstellung wünsche ich, dass ihnen der Aufenthalt in unserem Haus und die Lektüre der Katalogbeiträge viele interessante Erkenntnisse und Denkanstöße bieten und sie so Anregungen dazu erhalten, die Erfahrungen der jüngsten Pandemie in einen größeren historischen Kontext einzuordnen.

Bamberg, im Januar 2023

Bettina Wagner
Bibliotheksdirektorin

RECEPT oder Beschreibung eines furtrefflichen Trancks für die Pestilentz / dardurch vielen Menschen geholffen worden / welches Theophrastus Paracelsus an die Stat Stertzingen geschrieben hat.

Zu solchem Tranck soll man nehmen

In halbe maß deß besten Spiritus Vini.
Eines guten Theriacks anderthalb lot.
Mirrhen ein halb lot.
Pestilentzwurtz drey Quintlein.
Schwalbwurtz ein Quintlein.
Walsath oder Wallroth.
Terræ Sigillatæ.
Diptam.
Bibenellen.
Baldrianwurtz.
} Jedes ein halb Quintlein.
Kampffer Neun Gran.

Als dann soll man diese stuck alle vntereinander vermischen / in ein saubers glaß zusamen thun vnd woluermacht vff acht tag lang / entweder an der Sonnen / oder sonsten in der werm stehen lassen / vnd alle tag einmahl auffrühren. Fürters souiel nach solchem deß Spiritus Vini vber vorgemelte stuck vbergehet / darzu halb souiel deß distillirten Weinsteins wasser thun.

Wann nun diese Artzney also præparirt vnd zugericht / ist dieselbe nachuolgender gestalt zubrauchen.

Erstlich den gesundten zu einer Præseruation vnd verwahrung.

Nemblich / Ein alte gesandte Person / soll jedesmals vber sechs tag / von solcher Artzney ein Quintlein / Die jenigen aber so vber achtzehen / oder zwölff Jar nicht sein / ein halb Quintlein / einnehmen / vnnd darauff ein stundt schwitzen / do aber dergleichen Junge personen vnnd sonderlich die Kinder nicht schwitzen künten / kan solches wol vnnd ohne gefahr vnterlassen werden.

Zum andern den Krancken zu einer hülff vnd curation.

Ein person so albereit mit dieser seuch angegriffen vnd vber zweintzig Jar jhres alters ist / die soll bey zeitten (Sintemaln vber vier vnd zwentzig stundt zulang gewart vnd als dan schwerlich mehr zuhelffen /) Von dieser Artzney ein halb lot / die jenigen aber so vnter zweintzig vnd also nur in dem zehenden oder viertzehenden Jar jhres alters seindt / ein Quintlein einnehmen / zwo stundt wol schwitzen / vnnd nach abgetrucknetem schweiß sich mit kreffteigen prülein oder süplein widerumb laben / alsdan in sechs oder acht stunden wider souiel einnehmen vnd darauff gleichsfals / aber nicht so sehr / als das erste mahl schwitzen / oft also auch zum dritten mahl / so es die nohr öffter erfordert.

Nota Bene.

Dabey vleissig in acht zunehmen / daß / wan die Kranckheit mit grosser vbermessiger hitz anfiele / den inficirten Personen / sonderlich aber den Kindern vnd den jenigen / so vnter zwölff Jaren / oder sonsten hitziger Natur vnd complexion seindt / ein löffelvol Feil: oder Scheblamensafft / oder an stat solcher Säfft külende wasser / als Sauerampffer / Endiuien / oder Borragenwasser darunter gemischt vnd es sonsten damit / wie vorgemelt / gehalten werden soll.

Gedruckt zu Bamberg / durch Anthonium Horitz / Anno 1608.

Kat.-Nr. 19 Henning Scheunemann, Recept oder Beschreibung [...]. Staatsarchiv Bamberg, B 26c, Nr. 128a

Kat.-Nr. 21 Johann Hornung (Hg.), Cista medica. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Ep.q.2

Kat.-Nr. 30 Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal (1730–1795). Staatsbibliothek Bamberg, Gem.64

Einleitung: Glauben und Wissen, Tradition und Innovation. Grundlinien der Bamberger Medizingeschichte vom 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert

Nachdem die *erschrockenliche schwere Krankheit der pestilentz* bereits an etlichen Orten ausgebrochen und ihre Ausbreitung auch in der Stadt Bamberg zu befürchten sei, erließ Bischof Weigand von Redwitz (reg. 1522–1556)[1] im Jahre 1543 einen Katalog von Maßnahmen zur Eindämmung der Seuche. Zuallererst, heißt es in diesem Mandat, müsse der *zorn gottes*, der durch den Ausbruch der Epidemie zutage getreten sei, besänftigt werden. Daher hätten alle Untertanen die Pflicht, Gott in inbrünstigen Gebeten anzurufen und ihn durch fromme Werke gnädig zu stimmen. Neben göttlicher Barmherzigkeit seien aber auch *menschliche hilf vnd fursehung* zur Bekämpfung der Seuche vonnöten. Daher ordnete Bischof Weigand *mit Rath, vnnd bewilligung [...] vnser[s] Thumbcapitels* an, dass alle Personen, die sich innerhalb oder außerhalb der Stadt mit der *pestilentz* ansteckten, bis zu ihrer Gesundung in ihren Häusern und Wohnungen bleiben sollten; auch bereits Genesene sollten noch vier Wochen lang *alle gemeine versamblung zue kirchen vnd strassenn* sowie Märkte, Badhäuser und gesellige Zusammenkünfte meiden. Dass eine solche Isolation infizierter Personen notwendig sei, werde ein *y[e]der vernunfftiger, vnnd verstendiger mensch* gewiss einsehen.[2]

Weiterhin sollten die städtischen Apotheken *visitirt* und den Apothekern wie auch den Hof- und Leibärzten befohlen werden, Arzneimittel herzustellen, die vor der Krankheit schützten, und sie günstig abzugeben. Da die Menschen zudem leicht durch *vbeln geruch der lufft [...] vergifft* werden konnten, sollte in allen Haushalten streng darauf geachtet werden, dass der Urin nicht auf die Gassen gekippt, die Aborte zugeschüttet und weder stinkende Kadaver noch Mist oder anderer Unrat auf die Straßen geworfen würden. Vielmehr seien derlei Abfälle *ausserhalb vnser Stat Bamberg, In den gemeinen wasserfluß der Rednitz, zutragen*. Die Schweine sollten nicht mehr frei auf den Straßen herumlaufen, sondern in Ställe gesperrt werden. Die öffentlichen Brunnen waren zu reinigen und sauber zu halten. Die Bäcker, Metzger, Fischer, Krämer und Gastwirte hatten die Bewohner *mit guttem frischem speyß vnd getranck* zu versehen. Kleidung, die verstorbene Personen getragen hatten, durfte weder weiterverkauft oder -getragen noch an öffentlichen Brunnen gewaschen werden.

Weil die Menschen in solchen gefährlichen Zeiten *voreinander scheuen* würden, stehe außerdem zu befürchten, dass es den Erkrankten an adäquater Pflege fehlen werde; daher sollten der Oberschultheiß Philipp Schott als Vertreter des Bischofs sowie Bürgermeister und Stadtrat ein bis zwei Barbiere gegen Bezahlung anstellen, die den Kranken mit Aderlässen und der Anwendung *außwendiger artzney* beistehen sollten. Zudem waren etliche Personen als Krankenwärterinnen und -wärter zu rekrutieren; durch öffentlichen Anschlag an der Stadtwaage war bekanntzumachen, wo diese anzutreffen seien. Arme Kranke, die weder Angehörige noch Pfleger hatten, sollten durch eigens bestellte Träger in ein neu errichtetes Lazarett *bey den frauen Sichen* in der heutigen Siechenstraße gebracht werden. Bei Verstößen gegen die obrigkeitlichen Anordnungen drohten empfindliche Geldstrafen, im Extremfall sogar Leibesstrafen.

Dieses bischöfliche Mandat eignet sich in mehrfacher Hinsicht als Einstieg in die Thematik der Seuchenbewältigung und des Medizinalwesens im frühneu-

Weigand von Redwitz (1476–1556), Kupferstich von Johann Salver, 1717. Staatsbibliothek Bamberg, V A 21

zeitlichen Bamberg. Es wirft erstens ein Schlaglicht auf die Vielzahl an Akteuren, die im 16. Jahrhundert im Gesundheitswesen tätig waren. Zweitens lässt es zeitgenössische Vorstellungen von den Ursachen und Übertragungswegen ansteckender Krankheiten erkennen. Drittens deutet es an, dass Anspruch und Wirklichkeit im Bereich der medizinischen Versorgung und der Gesundheitsfürsorge auseinanderklafften. Anhand dieser Aspekte werden im Folgenden einige Grundlinien des Bamberger Medizinalwesens in der Frühen Neuzeit nachgezeichnet. Dabei wird auch auf die Frage eingegangen, inwiefern sich hier zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert Veränderungen, Brüche und Innovationen vollzogen.

Akteure

Als zentraler Akteur der Seuchenbekämpfung erscheint in Weigand von Redwitz' Mandat zunächst der Fürstbischof selbst, der bis zur Säkularisierung des Hochstifts Bamberg 1802/03 nicht nur geistlicher Oberhirte seiner Diözese, sondern auch weltlicher Herrscher eines weitläufigen, wenngleich stark fragmentierten Territoriums war, das vom Frankenwald im Norden bis nach Forchheim im Süden reichte.[3] Wie andere frühneuzeitliche Fürsten fühlten sich die Bamberger Fürstbischöfe dem Gedanken der „guten Policey" im Sinne der Schaffung eines wohlgeordneten Gemeinwesens und der Fürsorge für die Wohlfahrt ihrer Untertanen verpflichtet. Um dieses Konzept zu verwirklichen, erließen sie seit dem frühen 16. Jahrhundert eine Vielzahl von Gesetzen, Verordnungen und Mandaten, die unterschiedlichste Materien und Lebensbereiche regelten.[4] Dazu gehörte nicht zuletzt die Gesundheitspolicey, die „neben Normierungen zu Berufsgruppen wie Apothekern, Ärzten, Badern und Barbieren insbesondere Regelungen zur Seuchenbekämpfung" beinhaltete.[5] Im Staatsarchiv Bamberg ist seit der Mitte des 16. Jahrhunderts eine Vielzahl einschlägiger Verordnungen und Mandate überliefert, die sich insbesondere während der Regierungszeiten der Fürstbischöfe Johann Philipp von Gebsattel (1599–1609), Johann Gottfried von Aschhausen (1609–1622), Philipp Valentin Voit von Rieneck (1653–1672) und Peter Philipp von Dernbach (1672–1683) häufen.[6]

Betrachtet man die zahlreichen Seuchenmandate im Zusammenhang, so zeigt sich, dass Seuchen auch im frühneuzeitlichen Bamberg „ein Element des Alltagslebens" darstellten, „mit dem in regelmäßigen Abständen zu rechnen war."[7] Insbesondere zwischen 1562 und 1612 ist in ganz Mitteleuropa eine „Verdichtung" von Seuchenzügen beobachtet worden;[8] in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs kam es infolge ständiger Truppenbewegungen und einer sich verschlechternden Versorgungslage ebenfalls zu mehreren Seuchenausbrüchen. Die maßgebliche neue Studie zu Bamberg im 17. Jahrhundert weist für die Kriegsjahre 1628/29, 1632 und 1634/35 schwere Epidemien nach und bietet zudem Hinweise auf weitere Seuchenausbrüche in den Jahren 1665–1668, 1674/75, 1683/84, 1693 und 1697/98.[9]

Die Fürstbischöfe wirkten aber nicht nur als Gesetzgeber, sondern auch durch die Anstellung von Leib- und Hofärzten auf das Bamberger Gesundheitswesen ein. Vom frühen 16. bis ins späte 18. Jahrhundert ist die Bestallung einer Reihe akademisch ausgebildeter Mediziner belegt, die ein festes Gehalt sowie eine Naturalentlohnung bezogen.[10] Bischof Veit II. von Würtzburg (reg. 1561–1577) bestimmte sogar testamentarisch die Summe von 1.000 Gulden für den Unterhalt eines Arztes,[11] und das Testament Melchior Ottos Voit von Salzburg (reg. 1642–1653) demonstriert die Sorge des Bischofs um das Wohl seiner Untertanen durch Legate von 2.000 Gulden für Arzneien, die armen Untertanen aus den beiden Apotheken der Stadt gereicht werden sollten, sowie von weiteren 1.000 Gulden für einen Armenarzt.[12]

Weigand von Redwitz erließ sein Seuchenmandat im Jahr 1543 ausdrücklich mit Zustimmung des Bamberger Domkapitels – einer Korporation adeliger Kleriker, die den Bischof wählte, in der Zeit der Sedisvakanz zwischen dem Tod eines Bischofs und der Wahl seines Nachfolgers die Regierungsgeschäfte führte sowie Anspruch auf Mitregierung im Hochstift erhob.[13] Im Bamberger Medizinalwesen spielte diese Korporation auch insofern eine wichtige Rolle, als sie Mandate und Verordnungen für ihren eigenen Herrschaftsbereich erließ, zu dem die Bamberger Immunitäten (gesonderte Rechtsbezirke innerhalb der Stadt) sowie die Gemeinde Staffelstein gehörten. Ein 1520 vom Domkapitel erlassenes Seuchenmandat nimmt viele der 1543 von Bischof Weigand verfügten Maßnahmen bereits vorweg. Ferner war das Kapitel an der Auswahl und Anstellung der Leib- und Hofärzte beteiligt.[14]

Darüber hinaus kam der Geistlichkeit generell eine wichtige Rolle in der Krankenseelsorge zu. Angesichts einer drohenden Epidemie ordnete Bischof Martin von Eyb (reg. 1580–1583) im Jahre 1582 an: *Den Caplahnen vnd Sehlsorgern Sol ex publico fisco Arzneien zur p[rae]seruation vnnd Curation bezalt vnnd verordnet werden, darmit sie die Krancken zubesuchen desto getroster, vnnd williger sein, vf das Niemandt an der Selen Arznei verkürtzet werde.*[15]

Die erwähnten Hof- und Leibärzte waren durchweg studierte und promovierte Mediziner, deren Aufgaben in sogenannten Bestallungsbriefen geregelt wurden. Sie hatten sich demnach vorwiegend um den Bischof

selbst, seinen Hofstaat und die Beamten des Hochstifts zu kümmern, durften mit Genehmigung ihres Dienstherrn aber auch andere Patienten gegen ein angemessenes Honorar behandeln. Der in Ulm geborene Sigismund Schnitzer (um 1560/65–1622) beispielsweise, der über Nürnberg nach Bamberg kam und 1593 in die Dienste des Fürstbischofs Neidhart von Thüngen (reg. 1591–1598) trat, durfte mit entsprechender Erlaubnis *herrn unnd Junckhern ufm Lannd*, also Landadelige und Mitglieder der Ritterschaft, als Patienten annehmen. Zu den Aufgaben der Leib- und Hofärzte gehörte damals ferner die Visitation der Apotheken, die Sigismund Schnitzer viermal im Jahr inspizieren sollte. Damit sich ihre hochgestellten Patienten nicht infizierten, war es den Hofärzten allerdings explizit untersagt, ohne ausdrückliche Genehmigung des Bischofs Personen zu besuchen, die an einer ansteckenden Krankheit litten.[16]

Ein undatiertes, aber mit Sicherheit zwischen 1601 und 1609 entstandenes Protokoll über eine Beratung, wie mit *der einreissenden seuch* umzugehen sei, veranschaulicht das Zusammenwirken von Ärzten, Klerikern und bischöflichen Beamten in Seuchenzeiten. In Anwesenheit des Weihbischofs, des Dompredigers, des Oberschultheißen, zweier Hofräte, des Kanzlers sowie von vier Ärzten und zwei Juristen wurde eine Reihe

Der Bader aus Jost Ammans Ständebuch (1568).
BSB, Res/4 P.o.germ.176

von Punkten erörtert, die neben medizinischen und hygienischen Maßnahmen im engeren Sinn auch die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sowie das religiöse Leben betrafen. Demnach sollten die Toten auf Friedhöfen am Rand der Stadt und möglichst nach Mitternacht bestattet werden. Die Stadt sollte sauber gehalten werden, und ein Arzt sowie Barbiere und Bader sollten sich speziell um die infizierten Personen kümmern. Ferner sollten eigene Krankenwärter sowie *todengreber vnd trager bestelt werden, welche die Inficirte personen begraben*.[17] Weitere Vorschläge betrafen das Sammeln von Almosen für arme Seuchenopfer, die Überwachung der Schulen, in die *niemandts aus Inficirten Heussern* eingelassen werden sollte, die Verhinderung der Einschleppung aus infizierten Orten, die Ausweisung der Bettler, die Unterbringung erkrankter Mitglieder des Hofgesindes sowie die Festlegung einer neuen Preistaxe für die Apotheken. Vor allem aber – und hier wird die Handschrift der anwesenden Kleriker sichtbar – sollten *die geistlichen jm Sacrificio Missae [...] Collectas einlegen, vnd soll meniglich sich bei guter Zeit mit der Beicht vnd Communion versehen*.[18]

Die Anweisungen zur Visitation der Apotheken im Mandat Weigands von Redwitz von 1543 wie auch in den Bestallungsbriefen der Leib- und Hofärzte zeigen, dass diesen im Bamberger Gesundheitswesen und insbesondere beim Auftreten von Epidemien gleichfalls große Bedeutung zukam. Zugleich verdeutlichen die regelmäßigen Inspektionen und Kontrollen sowie der Erlass einschlägiger Ordnungen, dass man es für notwendig erachtete, das Apothekenwesen strikt zu regulieren, um die Verfügbarkeit frisch zubereiteter und wirksamer Arzneien zu günstigen Preisen sicherzustellen. In Bamberg bestanden seit dem 15. Jahrhundert zwei Apotheken, zu denen Ende des 17. Jahrhunderts eine dritte hinzukam.[19]

Obwohl neben den Hof- und Leibärzten seit spätestens 1625 auch besoldete Stadtärzte nachweisbar sind,[20] deckten die akademisch ausgebildeten Mediziner nur einen kleinen Teil des Spektrums heilkundlicher Tätigkeiten ab. Die Behandlungskosten waren insbesondere für ärmere Bewohner vergleichsweise hoch, und für eine Stadt dieser Größe – schätzungsweise 12.000 Einwohner um 1600[21] und rund 18.000 Menschen um 1800[22] – gab es in Bamberg vergleichsweise wenig Ärzte. Die neuere medizinhistorische Forschung weist allerdings darauf hin, dass daraus nicht einfach auf eine medizinische Unterversorgung geschlossen werden könne. Den Bewohnerinnen und Bewohnern frühneuzeitlicher Städte stand vielmehr ein Kaleidoskop heilkundlicher Angebote und Dienstleistungen zur Verfügung, und es war nicht zuletzt die Entscheidung der Patientinnen und Patienten, welche davon sie auswählten.[23]

Große Bedeutung kam hier zunächst den Wundärzten, Barbieren und Chirurgen zu,[24] denen auch das Bamberger Mandat von 1543 eine wichtige Rolle zuschreibt: Schließlich sollten die städtischen Amtsträger damals ein bis zwei Barbiere anstellen, um die an der *Pestilentz* Erkrankten medizinisch zu versorgen. Aus dem Jahre 1564 ist ein Katalog von Kriterien überliefert, nach denen die städtischen Wundärzte geprüft werden sollten.[25] Obwohl zwischen den akademisch gebildeten Ärzten und den handwerklich ausgebildeten Wundärzten theoretisch eine klare Aufgabenteilung bestand – erstere sollten innere Krankheiten diagnostizieren und geeignete Therapien verordnen, letztere Aderlässe durchführen und sich um äußere Krankheiten, Brüche und Verletzungen kümmern[26] – kam es in der Praxis immer wieder zu Kompetenzstreitigkeiten. Eine 1723 von Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn (reg. 1693–1729) erlassene Ordnung postulierte eine klare Hierarchie unter den städtischen Medizinalberufen, indem sie den Stadtärzten die Aufsicht über die Apotheken, Barbiere, Wundärzte und Hebammen übertrug.[27] Die 1790 von Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal (reg. 1779–1795) erlassene *Allgemeine Landesverordnung für die sämtlichen Wundärzte des Hochstifts Bamberg* enthielt besonders detaillierte Anweisungen zur Ausbildung, Prüfung und den Aufgaben *dieser dem Staate eben so nützlichen als unentbehrlichen Medicinal-Personen*. Die bis dahin übliche Gesellenwanderung wurde mit dieser Verordnung abgeschafft und durch chirurgischen Unterricht im kurz zuvor eröffneten Allgemeinen Krankenhaus ersetzt, der mit einer theoretischen und einer praktischen Prüfung abgeschlossen wurde. Die Behandlung innerer Krankheiten blieb den Wundärzten allerdings nach wie vor untersagt.[28]

Eine zwiespältige Rolle im frühneuzeitlichen Medizinalwesen nahmen die Badstuben ein,[29] da sie einerseits zur Körperhygiene beitrugen und die Bader überdies Wunden und Verletzungen behandelten, sie andererseits im Fall von Epidemien – wie nicht zuletzt das Seuchenmandat Bischof Weigands von Redwitz zeigt – zu den Orten gezählt wurden, die man aufgrund des Infektionsrisikos meiden sollte.[30]

Angesichts des gerade in Seuchenzeiten stark ansteigenden Bedarfs an medizinischen Dienstleistungen waren viele Menschen freilich auch auf Selbsthilfe angewiesen. Für diese Zielgruppe veröffentlichten Ärzte, Medizinalkollegien und Obrigkeiten seit dem späten 15. Jahrhundert eine Fülle an Traktaten, Broschüren und Ratgebern, die ihren Leserinnen und Lesern in einfacher, verständlicher Sprache zu vermitteln versuchten, an welchen Symptomen epidemische Krankheiten zu erkennen, wodurch sie zu vermeiden und wie sie zu behandeln waren.[31] In Bamberg publizierte Sixtus Kepser (vor 1520–1587), der Leibarzt Weigands von Redwitz, bereits 1544 eine einschlägige Schrift, die jedoch auf Latein verfasst und daher nur gebildeten Rezipienten zugänglich war.[32] Gut drei Jahrzehnte später veröffentlichte Kepsers Kollege Adam Schilling (gest. 1588) dann in deutscher Sprache seine Empfehlungen zur Prävention und Therapie *der grausamen unnd erschröcklichen Plage der Pestilentz*.[33] Demselben Zweck dienten die 1591 gedruckte Pestschrift des Leibarztes Johannes Puollamer (gest. 1594/95), eine auf Geheiß Fürstbischof Johann Gottfrieds von Aschhausen (reg. 1609–1622) im Jahre 1611 von dessen Hof- und Leibärzten gemeinsam erarbeitete *Kurtze vnterrichtung*,[34] eine modifizierte Version dieser Schrift aus dem Jahre 1674[35] und ein entsprechendes *Tractätlein* von 1680.[36] 1772 legte das Medizinalkollegium des Fürstbischofs eine Broschüre zum richtigen Verhalten *bey jetziger Zeit sich äusserenden Ruhr vor*,[37] und auch die 1831/32 in Bamberg erschienenen Schriften zur Cholera richteten sich ausdrücklich an medizinische Laien.[38] „Das Geschäft mit der Gesundheit," schreibt Franz Mauelshagen, „hatte in Pestzeiten Konjunktur. Medizinische Ratgeber wußten um den Unterschied zwischen Armen und Reichen, hatten zumeist für beide etwas zu bieten."[39]

Schlechter dokumentiert als die medizinische Ratgeberliteratur, aber in der Praxis vermutlich weitaus bedeutsamer war das Angebot reisender wie sesshafter Heilerinnen und Heiler, die im Einzelfall zwar über eine fachliche Ausbildung verfügen konnten, deren heilkundliches Wissen jedoch in erster Linie auf praktischer Erfahrung beruhte. Die Forschungsliteratur konstatiert einen hart umkämpften medizinischen Markt in frühneuzeitlichen Städten und Territorien, auf dem Anbieter unterschiedlicher Heilmittel und Dienstleistungen um die Aufmerksamkeit und das Geld des Publikums konkurrierten.[40] Wie in anderen mitteleuropäischen Städten trat in Bamberg auch der Scharfrichter als ein solcher Anbieter auf.[41] Die bereits erwähnte Ordnung Lothar Franz von Schönborns von 1723 hielt den Stadtphysikus dazu an, er solle *aller Quacksalber, Mark[t]schreier, Theriakskrämer, auch Öl- und Wasserträger ihre Sachen und Testimonia fleißig examiniren*, sie im Zweifelsfall zurückweisen und ihnen den Verkauf ihrer Waren außerhalb der Jahrmärkte verbieten;[42] inwiefern solche Anordnungen befolgt und durchgesetzt wurden, ist jedoch fraglich. In den Bamberger Intelligenzblättern des 18. Jahrhunderts, einer Mischform aus Zeitung und Anzeigenblatt, priesen wiederholt reisende Augen- und Zahnärzte ihre Dienste an,[43] und lokale Gewerbetreibende wie auch fremde Händler hatten diverse Heilmittel

im Angebot. Im Jahre 1770 beispielsweise konnte man beim Hofbuchdrucker Gärtner die angeblich *berühmten Boschischen Arzneyen* beziehen, die so klangvolle Namen trugen wie *Aqua mirabilis soaris* und *Spiritus Balsamicus Memoriae retentivae universalis*, oder: *Vortreflicher Gedächtnis stärkender universal Balsam*.[44] Ende 1777 warb Wolfgang Peinkoffer, der sich als *gewesenen kaiserlichen und dermalen kuhrbayrischen Hofschutzverwandten Feldscherer zu München* bezeichnete, in Bamberg für seinen *Wund= und Lebensgeist*, der nicht nur alle Arten von Beschwerden heilen, sondern sogar *halb todte Leute, welche am Wasser ersoffen oder erfroren sind, wieder zurecht* bringen sollte.[45]

Nicht zu vernachlässigen sind schließlich externe Einflüsse: Frühneuzeitliche Obrigkeiten informierten sich gegenseitig über drohende Seuchengefahren,[46] und sowohl die landesherrlichen Mandate als auch die Schriften der Ärzte griffen zudem häufig auf Vorbilder aus anderen Städten und Territorien zurück. Im Falle Bambergs ist insbesondere der Einfluss der Reichsstadt Nürnberg augenfällig, die im 16. und frühen 17. Jahrhundert „eine sehr fortschrittliche Seuchen- und Gesundheitspolitik" verfolgte.[47] Auch in Nürnberg trat 1543/44 eine Epidemie auf,[48] und viele im eingangs beschriebenen Mandat Bischof Weigands wie auch in späteren Bamberger Verordnungen getroffene Maßnahmen – die Anordnung von Hygiene- und Isolationsmaßnahmen, die Anstellung eigener Wundärzte sowie Krankenwärter und -wärterinnen – finden sich analog in den Nürnberger *Sterbsordnungen*.[49] Die Pestordnung der Reichsstadt von 1562 ist in einer Bamberger Abschrift überliefert.[50] Ein 1713 in Nürnberg erschienener Seuchenatgeber wurde offenbar auch in Bamberg verteilt, da er sich gleich in mehreren Exemplaren im Bamberger Staatsarchiv findet.[51] Der Fränkische Reichskreis, in dem das Hochstift Bamberg das Direktorium innehatte, diente insbesondere nach dem Dreißigjährigen Krieg als Forum der Kommunikation über Epidemien sowie der Koordination seuchenpoliceylicher Maßnahmen.[52]

Vorstellungen von Krankheit

Als erste Ursache von Epidemien wird im Mandat Bischof Weigands – wie in zahllosen anderen frühneuzeitlichen Gesetzestexten und Seuchenschriften – der Zorn Gottes genannt. Hierbei handelt es sich um die im Mittelalter und bis weit in die Neuzeit hinein verbreitete, auf einschlägige Stellen im Alten Testament gestützte Vorstellung, dass Gott die Sünden der Menschen straft, indem er ihnen Kriege, Hungersnöte oder eben verheerende Epidemien schickt. Die erste Pflicht der Menschen bestand folglich darin, ihre Sünden zu bereuen, Buße zu tun und Gott wieder gnädig zu stimmen.[53] Die Obrigkeit hatte, wie es in einem Mandat Bischof Martins von Eyb aus dem Jahre 1582 heißt, *die Leüth zu einer rechten wahrn buß, vnnd vleissiger anruffung zuo Gott, vmb gnadt vnnd Barmherzigkeit, Vnserer begangenen sünden, vnd abwendung woluerdienter straff, ernstlich vnd andechtig zu bietten, treülich zuermanen*.[54] Diese Einstellung teilten keineswegs nur Theologen, sondern auch Ärzte katholischer wie protestantischer Konfession.[55] Die Nürnberger Stadtärzte stellten ihrem sogenannten Pestregiment von 1562 die Ermahnung voran, es sei *kein nuetzlicher / noch besser Mittel dann das wir vns vor seiner GOettlichen Mayestat / demuetigen / auff vnsere Knie niderfallen / vnsere vbertrettungen bekennen / dieselben hertzlichen berewen und Gott vmb verzeyhung vnd vergebung / demuetigklich anruffen vnnd pitten*.[56] Ganz ähnlich lautete der Rat des Bamberger Arztes Adam Schilling im Jahre 1575: Ihm zufolge war es *von nöten/ sich vor solcher erschrecklichen plage zu bewaren/ daß sich ein jeder Christ selbst erinnere/ seine sünde bekenne und beweine/ sich zu Gott dem rechten Arzt kere/ inn rechtem glaube anruffe/ unnd mit guter hoffnung zu ihme trette/ sicherheit und sünde so viel möglich vermeide*.[57] Schillings Bamberger Kollege Johannes Puollamer stellte seiner Pestschrift von 1591 eine Vorrede voran, die ebenfalls den Topos vom zürnenden Gott, der die Menschen für ihre Sünden strafte, ihnen aber auch seine Gnade schenken könne, bediente. Dass die Schrift mit einem Gebet *zur Zeit der Pestilenz* schloss, unterstreicht die Verwurzelung des akademisch gebildeten Arztes in einem religiösen Weltbild.[58] In einer 1602 auf Veranlassung Bischof Johann Philipps von Gebsattel herausgegebenen Informationsschrift zum richtigen Verhalten in Seuchenzeiten ist von einer *vätterliche[n] Heimsuchung des Allmechtigen [...] umb unser sünden vnd vnbußfertigen lebens willen die* Rede.[59]

Der Glaube „an die entscheidende Rolle Gottes im Krankheitsgeschehen" war sowohl bei Vertretern der Obrigkeit als auch bei akademischen Ärzten bis weit ins 17. Jahrhundert hinein verbreitet.[60] Seuchenmandate des aufgrund seiner Rolle in den Bamberger Hexenverfolgungen berüchtigten Fürstbischofs Johann Georg (II.) Fuchs von Dornheim (1623–1633) aus den Jahren 1627 und 1631 verboten Fastnachtsfeiern und Zunfttänze, durch welche *die Göttliche Allmacht schwerlich erzürnet vnd belaidiget wird*.[61] Noch 1669 ließ Bischof Philipp Valentin Voit von Rieneck Fastnachtsfeiern wegen drohender Seuchen- und Kriegsgefahr verbieten und äußerte die Befürchtung, *daß wegen der überhand nehmenden Sünd und Laster der Gerechte Zorn Gottes in noch mehrere Straffen sich ergiessen möchte/ welche durch inbrünstiges Gebett und rechtschaffene Bekehrung zu Gott abzuwenden/ höchst vonnöten* sei.[62] In dasselbe

Horn stießen auch Philipp Valentins Nachfolger Peter Philipp von Dernbach (reg. 1672–1683) im Jahre 1677[63] und Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg (reg. 1683–1693) im Jahre 1686.[64] Einem 1679 erlassenen Mandat Peter Philipps von Dernbach zufolge war Bamberg zwar vor den an etlichen Orten grassierenden Epidemien bislang durch Gottes Barmherzigkeit verschont geblieben; um ihn weiterhin gnädig zu stimmen, ordnete er jedoch an, dass alle Bamberger Kleriker in ihren täglichen Messen besondere Kollekten durchführen sowie in allen Stifts-, Pfarr- und Klosterkirchen in Stadt und Land *an Sonn- und Festtägen/ bey Außsetzung deß Hochwürdigsten Sacraments die Litaney von allen Heiligen vor- und nach dem Tag-Ambt oder convent-Messen von unser lieben Frauen sambt jhren Collecten pro peccatis & contra pestem gebettet werden sollen*.[65]

Auch die Verehrung von Pestheiligen wie Rochus und Sebastian[66] sowie die Errichtung von Pestsäulen spiegelt die Einordnung von Seuchen in ein religiöses Weltbild wider. In Bamberg wurde zwar kein derartiges Monument im Stadtzentrum errichtet, doch die 1652 aufgestellte Pestsäule an der heutigen Gaustädter Hauptstraße 29 erinnert an eine Epidemie in einem Dorf vor den Toren der Stadt.[67] Die Kirche des an der Straße nach Hallstadt gelegenen Liebfrauen-Siechhofs sowie das benachbarte Lazaretthaus wurden nach dem heiligen Sebastian benannt. Die auf das Jahr 1661 datierte Fassadenfigur sowie eine weitere, um 1730 entstandene Sebastians-Figur im Inneren der Kapelle des Siechhofs zeugen von der Verehrung des Heiligen durch die Bamberger Gärtner.[68] In der ehemaligen Stiftskirche St. Jakob sind die Pestheiligen Sebastian und Rochus als barocke Holzskulpturen des 18. Jahrhunderts präsent.[69] Auch die 1780 geschaffene Skulpturengruppe des Bildhauers Martin Mutschele vor der Kirche St. Gangolf unterstreicht die anhaltende Popularität des heiligen Sebastian.

Die Auffassung, dass Seuchen göttlichen Ursprungs waren, hielt Obrigkeiten und Untertanen jedoch keineswegs davon ab, präventive und therapeutische Maßnahmen zu ergreifen.[70] Auch das Mandat Bischof Weigands nahm nicht nur auf den Topos der Seuche als Gottesstrafe Bezug, sondern wies überdies auf den gesundheitsschädlichen Einfluss schlechter Luft hin und ordnete diverse Maßnahmen zur Verbesserung der Luftqualität sowie zur Reinhaltung bzw. Reinigung der öffentlichen Infrastruktur an. Hierin äußert sich der Einfluss der Miasmatheorie: Diese auf den antiken griechischen Arzt Hippokrates zurückgehende Lehre besagt, „dass die giftigen Ausdünstungen des Bodens, die mit der Luft fortgetragen werden, zur Entstehung und Weiterverbreitung von Krankheiten beitragen."[71] Als probate Mittel, um vermeintlich schädliche Miasmen zu bekämpfen, galten das Ausräuchern öffentlicher und privater Gebäude, ferner Verbote, Blut, Urin, Kot oder Schlachtabfälle auf die Straßen und Gassen zu kippen, die Reinigung der öffentlichen Brunnen, die Entfernung von Misthaufen aus der Stadt oder die Anordnung, frei herumlaufende Schweine in Ställe zu sperren. Da Miasmen sich gemäß der antiken humoralpathologischen Krankheitslehre zudem ungünstig auf das Gleichgewicht der Körpersäfte (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle) auswirkten, wurden Aderlässe, bestimmte Diäten und eine ausgeglichene Lebensweise empfohlen, um dieses Gleichgewicht wiederherzustellen.[72]

In den seuchenpoliceylichen Mandaten der Bamberger Bischöfe finden sich zahlreiche Anklänge an die Miasmatheorie. So heißt es in den Anordnungen Bischof Martins von Eyb aus dem Jahre 1582, dass epidemische Krankheiten von *einem feuchten vnstetten wetter, vnnd böser lufft* hervorgerufen würden. Daher sollten die Untertanen nicht nur in ihren Häusern auf Reinlichkeit achten, *Sondern auch die gaß rein vnnd sauber haltten, allen stanck vnnd vbeln ruch vermeiden*

Skulptur des Heiligen Rochus in der ehemaligen Stiftskirche St. Jakob. Gerald Raab

und ihren Urin in der Regnitz entsorgen. Da durch den Mist auf den Gassen *nicht allein boser geruch, sondern vil schaden* in Seuchenzeiten verursacht werde, solle dieser beseitigt werden. Dies gelte insbesondere für *Schweinsmist*, der spätestens alle vier Tage entsorgt werden sollte. Zudem sollten *die schwein auch nicht ohne nott, hin vnnd her vf den Gassen getrieben werden*, um *gestanck* zu vermeiden. Schließlich sollten die Bader und Barbiere *kein geblüt oder ander vnsauberkeit* auf die Gassen schütten, sondern alles *jn die Regnitz tragen lassen*.[73] Diese Maßnahmen hatte auch der Bamberger Arzt Adam Schilling in seiner Pestschrift von 1575 empfohlen, der sich zudem für eine ausgewogene Diät, die Vermeidung schwerer körperlicher und geistiger Anstrengung sowie die Verbesserung der Luftqualität durch wohlriechende Substanzen und Räucherwerk aussprach.[74] Johannes Puollamer nannte 16 Jahre später verpestete Luft als eine der Hauptursachen für Epidemien und empfahl neben einer Luftveränderung insbesondere den Einsatz wohlriechender Substanzen.[75] Fürstbischof Gebsattel ließ 1602 Empfehlungen zur Diätetik und zur Herstellung aromatischer, die Luft reinigender Substanzen publizieren; auch Aderlässe und Schröpfungen könnten gemäß der humoralpathologischen Lehre vom Gleichgewicht der Körpersäfte der Erhaltung der Gesundheit in Seuchenzeiten dienen.[76]

Seit dem Auftreten des ‚Schwarzen Todes' um die Mitte des 14. Jahrhunderts verbreiteten sich unter europäischen Medizinern zudem kontagionistische Auffassungen. „Die Weitergabe eines Ansteckungsstoffes unbekannter Natur, aber offenkundiger Wirkung wurde" laut Karl-Heinz Leven „mit der traditionellen ärztlichen Miasma-Lehre zusammengeführt. Gedanklich war es kein weiter Weg von den in der Luft befindlichen *miásmata* giftartiger Natur zu einem von Mensch zu Mensch weitergegebenen *contagium*."[77] Tatsächlich bildete die Verknüpfung von Miasma- und Kontagionstheorie im eidgenössischen Basel,[78] in süddeutschen Reichsstädten[79] und im Hochstift Bamberg gleichermaßen die Grundlage zahlreicher seuchenpoliceylicher Maßnahmen. Dabei ging es im Kern um Themen, die auch am Beginn der jüngsten Covid-19-Pandemie wieder hoch im Kurs standen: Einreiseverbote für Fremde, die Isolation von Kranken und die Einhaltung von Quarantänebestimmungen.[80]

Während das Mandat Weigands von Redwitz lediglich angeordnet hatte, dass die Kleidung Verstorbener weder verkauft noch weitergenutzt werden durfte, nahmen spätere Verordnungen vor allem Fremde ins Visier, die nach Bamberg einreisen wollten. Bischof Martin von Eyb verfügte 1582, dass an den Stadttoren darauf geachtet werden sollte, dass *nicht allerley frembdes gesindts so hin vnnd her von den Jnuicirten ortten leüfft, vnnd sonderlich die frembden bettler nit eingelassen werden*. Wurden Fremde angetroffen, sollte man diese umgehend wieder *austreiben*. Die Gassenhauptleute, die für Ordnung und Sicherheit in ihren jeweiligen Nachbarschaften zuständig waren, hatten zu kontrollieren, dass keine Fremden beherbergt wurden, die aus Orten kamen, in denen möglicherweise Seuchen grassierten. Zudem sollte *Niemandt von dergleichen leüten Klayder, hausrath oder anders, jn verwahrung einnemen*. Infizierte Einwohner der Stadt sollten in das *Bestilentz haus* – ein auch als „Sebastiani-Siechhaus", „äußeres Kurhaus" oder „Lazaretthaus" bezeichnetes, mit 32 Plätzen im frühen 17. Jahrhundert allerdings recht kleines Seuchenspital[81] – gebracht werden, und jeder frisch Genesene sollte noch drei bis vier Wochen lang die Kirchen, die fürstbischöfliche Hofhaltung, das Rathaus und die öffentlichen Märkte meiden. Krankenwärterinnen und -wärter hatten sich von größeren Menschenansammlungen fernzuhalten; Leinwand und Bettzeug von Kranken sowie Gegenstände, die sie berührt hatten, durften *weder heimblich oder öffentlich, auch vf dem Grempelmarck nicht verkaufft werden, bey hoher straff, dieweil dardurch nicht allein vil leüth, Sonder vil heüser konnen vergifftet werden*.[82] Bischof Johann Philipp von Gebsattel erließ an Silvester 1599 für Personen aus *inficirten orten* sowie für Erkrankte und kürzlich Genesene ein dreiwöchiges Einreiseverbot in die Stadt Bamberg.[83]

Im 17. Jahrhundert setzten sich die Maßnahmen gegen Ortsfremde in Seuchenzeiten fort. Weil zu befürchten sei, dass *die jenigen von den inficirten Orten herkommende Personen/ do sie zu den gesundten gelangen/ vndt eingelassen werden/ dieselben inficiren vnd verunreinigen können*, befahl Bischof Johann Georg Fuchs von Dornheim 1626, *daß bey disen noch schwebenden sterbsleufften vnnd gefährligkeiten/ sonderlich aber jetzt herbeynahenden Herbst: oder Dionysi Meß niemandt/ wer der auch sey [...] so von solchen [...] inficirten Orten herkombt/ alhier in vnser Statt Bamberg eingelassen/ viel weniger von vnsern offentlichen Gastgeben/ Burgern/ vnd angehörigen Vnderthanen vffgenommen vnd beherbergt werden solle*. In hochstiftischen Orten, in denen die Seuche bereits aufgetreten war, sollten die Gesunden die Infizierten *nit besuchen/ auch zu jhnen nit wandlen/ sondern sich dern gantz vnnd gar enteussern*. Stattdessen sollten die Lokalbeamten, Bürgermeister und Stadträte bestimmte Personen damit beauftragen, die Kranken *mit allerley Medicamenten/ Labungen/ vnd andern mitteln zu versorgen*.[84]

Bischof Philipp Valentin Voit von Rieneck ordnete Ende 1665 die Erfassung der fremden Personen an, die sich in Bamberg aufhielten. Außerdem sollten keine Fremden, die aus der Gegend um Frankfurt kamen, in die Stadt gelassen und oder ihnen die Übernachtung

gestattet werden. Bei Androhung von Strafe durfte niemand ohne amtliche Erlaubnis infizierte Orte aufsuchen.[85] Angesichts einer Seuche, die sich von Böhmen her ausbreitete und die in Wien bereits zahlreiche Todesopfer gefordert hatte, verfügte Bischof Peter Philipp von Dernbach 1679 erneut die Schließung der Tore; *niemand von verdächtigen Orten* sollte durchgelassen oder beherbergt werden.[86] Dass sich seuchenpoliceyliche Maßnahmen speziell gegen Fremde und nichtsesshafte Personen richteten, war keineswegs ein Spezifikum Bambergs: „Überall," schreibt Martin Dinges, „waren die Personengruppen, die die öffentliche Meinung prägten, schnell bereit, Angehörige der Unterschicht als diejenigen zu bezichtigen, die die Pest einschleppten und zu ihrer weiteren Verbreitung beitrugen."[87]

Anspruch und Wirklichkeit

Obwohl einzelne seuchenpoliceyliche Maßnahmen und ärztliche Ratschläge durchaus eine gewisse Wirkung entfalten konnten – dies gilt etwa für die verordneten Kontaktbeschränkungen oder für die Empfehlungen zu verbesserter Hygiene – standen Mediziner wie Obrigkeiten Epidemien bis weit in die Neuzeit hinein weitgehend machtlos gegenüber; Anspruch und Realität der Seuchenbekämpfung klafften weit auseinander.

Dies zeigt sich bereits bei der Diagnose, um welche ansteckende Krankheit es sich im Einzelfall eigentlich handelte. Im Mandat Bischof Weigands von 1543 war von *der erschrocklichen kranckheidt der Bestilentz*[88] die Rede, in Martin von Eybs Anordnungen aus dem Jahre 1582 ganz allgemein von *Sterbens Leufften*.[89] Adam Schilling gab 1575 Verhaltensempfehlungen in *der grausamen unnd erschröcklichen Plage der Pestilentz*,[90] sein Kollege Johannes Puollamer schrieb 16 Jahre später *von der Pestilenz vnnd Engelischem Schweiß*.[91] Johann Philipp von Gebsattels Mandat vom Jahresende 1599 zielte auf *die erschröckliche seuch vnnd kranckheit der pestilenz ab*,[92] die Informationsbroschüre desselben Bischofs aus dem folgenden Jahr auf die *jetzt regierenden Fieber vnnd gifftigen Haubtkranckheiten*.[93] In der auf Geheiß Johann Gottfrieds von Aschhausen 1611 gedruckten und 1674 in modifizierter Form neu aufgelegten Seuchenschrift war ebenfalls von einer *gifftigen Hauptkranckheit* die Rede.[94] In einem Mandat von 1626 ging es dann erneut um *die erschröckliche Seuch vnnd Kranckheit der Pestilentz*.[95] Eine Verlautbarung Bischof Peter Philipps von Dernbach von 1679 war durch *schwere/ grassirende/ pestilentzische Seuchen und einreissende Kranckheiten* veranlasst,[96] und in einer im folgenden Jahr erschienenen Informationsschrift wurde vor *der abscheulichen Pest/ und hitzigen Kranckheit/ Pestilentzischen und gemeinen Ruhr* gewarnt.[97] Viele dieser Bezeichnungen sind schlicht zu unspezifisch, um sie mit einer bestimmten Krankheit in Verbindung zu bringen.

Das gilt vor allem für den Begriff der „Pestilen(t)z", der im 16. und 17. Jahrhundert als Oberbegriff für ansteckende Krankheiten jedweder Art gebraucht wurde und keineswegs nur für die damals besonders gefürchtete Pest. Aus Sicht der modernen Medizin bezeichnet der Terminus Pest, wie Karl-Heinz Leven ausführt,

> „eine bestimmte, durch das Bakterium Yersinia pestis übertragbare Infektionskrankheit. Nach einer Inkubationszeit von einigen Tagen entwickeln sich in den Lymphknoten, die der Infektionsstelle [...] am nächsten liegen, hämorrhagisch veränderte und daher bläulich verfärbte Schwellungen, sog. Bubonen. [...] Die Krankheit verläuft unter hohem Fieber und starken Schmerzen. Durch Toxine (Giftstoffe) kommt es zu zentralnervösen Störungen, Schwäche und Kreislaufversagen. Gelangen Erreger über die Blutbahn in die Lunge, entsteht das Bild der Lungenpest, die durch Tröpfcheninfektion verbreitet wird."[98]

Das für Pesterkrankungen ursächliche Pestbakterium wurde erst 1894 nachgewiesen, und die Entwicklung geeigneter Therapien dauerte auch danach noch mehrere Jahrzehnte.[99] Die Medizin des 16. bis 19. Jahrhunderts war sich also weder der Übertragungswege bewusst, noch konnte sie wirksame Heilverfahren anbieten. Allenfalls konnte sie Krankheiten aufgrund bestimmter Symptome wie Beulen, Blattern, Fieber und Kopfschmerzen sowie ihres gehäuften Auftretens als *Pestilenz* klassifizieren.[100] Da Erreger überdies im Laufe der Zeit mutieren können – wie die noch junge Geschichte des Corona-Virus eindrucksvoll gezeigt hat – sind retrospektive Diagnosen selbst dann mit Vorsicht zu genießen, wenn die Quellen präzise Symptombeschreibungen enthalten.[101] In den Bamberger Mandaten und Seuchenschriften der Frühen Neuzeit kann davon freilich keine Rede sein.

Aber nicht nur Krankheiten stellen „zeit- und epochenspezifische Konstrukte"[102] dar, sondern auch die Handlungsempfehlungen und Therapievorschläge der Mediziner. Dies zeigen insbesondere die gedruckten Seuchenratgeber, die von Bamberger Ärzten verfasst oder auf Geheiß der Fürstbischöfe publiziert wurden. In der Regel waren diese Schriften alles andere als originell, sondern bereiteten tradiertes Wissen über die Verbreitung epidemischer Krankheiten aus gegebenem Anlass wieder auf und gaben Amtleuten, Pfarrern und Untertanen Leitlinien zur Vermeidung von Ansteckungen, zur Herstellung von Arzneien sowie zum

‚richtigen' Umgang mit Erkrankungen an die Hand. Zu diesem Zweck wurden ältere Publikationen häufig einfach nachgedruckt oder allenfalls leicht modifiziert.[103] Eine gewisse Ausnahme bildet in dieser Hinsicht das Wirken des Bamberger Hofarztes Henning Scheunemann am Beginn des 17. Jahrhunderts, der ein Anhänger der heftig umstrittenen Lehren des Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus (1483/94–1541) war und epidemische Krankheiten mittels „paracelsischer", auf der Entschlüsselung der Geheimnisse der Natur basierender Methoden behandeln wollte. Aber Scheunemanns Anstellungsvertrag wurde nach dem Tod seines Gönners Johann Philipp von Gebsattel 1609 nicht verlängert, und seine Kollegen standen dem Paracelsismus kritisch bis ablehnend gegenüber.[104]

Allerdings warnt die moderne Medizingeschichte davor, den Umgang mit Seuchen in der Frühen Neuzeit aus heutiger Perspektive schlicht als defizitär oder wirkungslos abzuqualifizieren. „Ohne das Verständnis der Strukturen, in denen die Zeitgenossen dachten und handelten," stellt Patrick Sturm fest, „muss eine Interpretation ihrer Maßnahmen und Handlungsweisen scheitern." Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Seuchenkonzepte, welche die Krankheit als Strafe Gottes, als Folge von Miasmen oder als Resultat der Verbreitung von Ansteckungsstoffen deuteten, bildeten demnach „ein anerkanntes theoretisches System, wodurch den Menschen vermeintliche Hilfsmittel gegen die Pest zur Verfügung standen."[105] Trotz zahlreicher Todesfälle während epidemischer Krankheiten verfügten die Menschen daher über Orientierungswissen und über Angebote, welche die Extremsituation zu bewältigen halfen. Auch dass es während Epidemien zu einem „Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung" gekommen sei, trifft nach Einschätzung von Otto Ulbricht in der Regel nicht zu: „Vielmehr zeigt die Entwicklung in der Frühen Neuzeit in eine andere Richtung, nämlich auf ein zunehmend gezielteres, immer besser organisiertes Eingreifen der Obrigkeit."[106]

Tradition und Innovation

Vergleicht man das Medizinalwesen in Stadt und Hochstift Bamberg mit demjenigen der Reichsstadt Nürnberg, so erscheint Letzteres zumindest bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein nicht nur stärker zentralisiert, sondern in mancher Hinsicht auch effektiver und schlagkräftiger. In Nürnberg übernahm mit den *Deputierten zu den Sterbsläufften* ein eigener Ratsausschuss die Koordination der policeylichen Maßnahmen in Seuchenzeiten,[107] und die approbierten Ärzte – von denen es um 1570 bereits neun gab – schlossen sich 1592 zu einem Collegium Medicum zusammen, das in der Folgezeit eine wichtige Rolle bei der Beaufsichtigung des städtischen Medizinalwesens spielte und den Rat während Epidemiewellen beriet.[108] Durch die „Schaffung von Sonderbehörden [...] und durch den Einsatz komplexer administrativer Strukturen" konnte die Reichsstadt Nürnberg den Herausforderungen, die das periodische Auftreten von Seuchen mit sich brachte, nach den Maßstäben der Zeit vergleichsweise effektiv begegnen.[109]

Was Nürnberg hingegen bis ins 19. Jahrhundert hinein fehlte, war eine zentrale Einrichtung zur Unterbringung und Heilung von Kranken, und in dieser Hinsicht war es die Bischofsstadt Bamberg, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen großen Schritt voranging. Bereits unter Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim (reg. 1757–1779) erhielt die Universität Bamberg eine eigene medizinische Fakultät.[110] Als „Lehrkrankenhaus" für den klinischen Unterricht, vor allem aber für eine zeitgemäße Versorgung und Therapie heilbarer Krankheiten konzipierten Seinsheims Nachfolger Franz Ludwig von Erthal (reg. 1779–1795) und sein Leibarzt Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816) das Bamberger Allgemeine Krankenhaus, das nach gut zwei Jahren Bauzeit im November 1789 eröffnet wurde. Erthal trieb dieses Projekt mit großem Engagement und unter Einsatz beträchtlicher Mittel aus seiner Privatschatulle voran und demonstrierte damit sein Selbstverständnis als den Idealen der Aufklärung sowie dem Wohl seiner Untertanen verpflichteter Landesherr. Das auf eine Kapazität von 120 Betten ausgelegte Krankenhaus wurde als dreistöckige Dreiflügelanlage errichtet, die sich durch innovative sanitäre und hygienische Elemente wie eine ausgeklügelte Frischluftzufuhr in die Krankenzimmer, Abzugsschächte und Springbrunnen als Wasserspender in den Gängen auszeichnete. An die Stelle der für mittelalterliche und frühneuzeitliche Spitalbauten charakteristischen großen Krankensäle traten Krankenzimmer für maximal zehn Personen mit separaten Toilettenräumen.[111] Flankiert wurde dieser Neubau durch die Einführung von Krankenversicherungen für Handwerksgesellen und Dienstboten, wodurch ein beträchtlicher Teil der städtischen Bevölkerung Zugang zu einer kostengünstigen medizinischen Versorgung erhielt.[112]

Marcus, der 1789 zum leitenden Arzt des Allgemeinen Krankenhauses ernannt wurde, machte das Projekt durch verschiedene Publikationen bekannt,[113] und seit Mitte der 1790er Jahre fanden die Bemühungen des Direktors und seines zeitweiligen Stellvertreters Andreas Röschlaub, das neuartige, auf einem Reiz-Reaktions-Schema basierende medizinische System des Brownianismus am Bamberger Krankenhaus prak-

tisch zu erproben, überregionale Aufmerksamkeit.[114] Nach dem Übergang des Hochstifts Bamberg an das Kurfürstentum Bayern 1802/03 gelang es Marcus, der sich überdies um die Einführung der Pockenschutzimpfung verdient machte,[115] Bambergs Stellung als medizinisches Zentrum in Süddeutschland durch die Gründung einer neuen Anstalt für chronisch Kranke, einer Nervenheilanstalt, eines Entbindungshauses, einer medizinisch-chirurgischen Schule und einer Schule für Krankenwärterinnen weiter auszubauen.[116]

Dennoch war die Bamberger Medizingeschichte um 1800 kein reines Erfolgsmodell. Die in den frühen 1790er Jahren konzipierte Erweiterung des Krankenhauses um ein anatomisches Theater und einen botanischen Garten konnte vor Erthals Tod im Jahre 1795 nicht mehr realisiert werden, zumal dessen Nachfolger Christoph Franz von Buseck (reg. 1795–1802) dem Allgemeinen Krankenhaus keine Unterstützung gewährte.[117] Wiederholte Besatzungen Bambergs durch französische und österreichische Truppen in den Koalitionskriegen brachten die medizinische Infrastruktur – ungeachtet des organisatorischen Geschicks von Adalbert Friedrich Marcus – an seine Grenzen.[118] Der umtriebige und ehrgeizige Marcus wandte sich bereits nach wenigen Jahren vom System des Brownianismus ab und anderen damals als innovativ geltenden medizinischen Konzepten zu, die sich langfristig freilich ebenso wenig durchsetzen konnten.[119]

Spätestens 1812/13 zeigte sich zudem, dass auch ein vergleichsweise fortschrittliches Gesundheitswesen, wie es in Bamberg zwischen 1789 und 1806 aufgebaut worden war, einer massiven epidemischen Welle kaum gewachsen war. Als sich die Invasionsarmee Kaiser Napoleons I. aus Russland nach Mitteleuropa zurückzog, brachen entlang ihrer Rückzugswege Seuchen aus, die Zehntausende von Opfern unter den Soldaten wie unter der Zivilbevölkerung forderten. Diese von Zeitgenossen zumeist als *Typhus* oder *Nervenfieber* bezeichnete, von Medizinhistorikern als das von Kleiderläusen übertragene Fleckfieber identifizierte ansteckende Krankheit hatte auch in fränkischen Städten verheerende Folgen.[120] In Oberfranken wurden im Winter 1813/14 „über 5.700 Fälle dieses seuchenartigen Fiebers diagnostiziert, fast jeder fünfte endete tödlich."[121] Der ansteckende Charakter der Krankheit war zwar unübersehbar, aber, so Manfred Vasold, „die Ärzte verstanden nicht, wie der Ansteckungsstoff, das Contagium, von Mensch zu Mensch übertragen wurde."[122] Nachdem 1813/14 im Bamberger Krankenhaus und in den dortigen Militärlazaretten zahlreiche Menschen, darunter mehrere Ärzte und Krankenwärter, gestorben waren, griff Adalbert Friedrich Marcus in die Debatte um den Charakter der Krankheit ein. In mehreren Schriften vertrat er mit großer Vehemenz die These, dass die von ihm als Typhus bezeichnete Krankheit auf eine Hirnentzündung zurückzuführen und am besten durch massive Aderlässe zu behandeln sei. Diese These, die sich lediglich auf eine einzige anatomische Sektion stützte, wurde von den meisten Ärzten abgelehnt, und ehemalige Weggefährten wie Anton Dorn (1760–1830) und Andreas Röschlaub (1768–1835) bezogen nun offen gegen Marcus Position. Der beißend-polemische Ton, in dem sich die Kontrahenten gegenseitig mit Vorwürfen überzogen, dürfte jenen konservativen Ärzten, die den vermeintlichen Innovationen der Bamberger Medizin von Anfang an misstraut hatten, große Genugtuung bereitet haben.[123] Das Beispiel des Typhus bzw. Fleckfiebers, aber auch die Reaktionen auf das erstmalige Auftreten der asiatischen Cholera in den frühen 1830er Jahren[124] zeigen, dass die Mediziner bis ins 19. Jahrhundert hinein auf die Herausforderung neuer epidemischer Krankheiten reagierten, indem sie auf bewährte Präventionskonzepte und Heilmethoden zurückgriffen. Zumindest in dieser Beziehung hat sich im Lauf der gut drei Jahrhunderte, welche dieser Band abdeckt, letztlich nicht viel verändert.

Anliegen der Ausstellung

Die hier skizzierten Strukturen und Entwicklungen des Bamberger Medizinalwesens werden in der von April bis Juli 2023 in der Staatsbibliothek Bamberg gezeigten Ausstellung und in diesem Katalogband anhand von knapp 40 Exponaten beispielhaft nachvollzogen. Die Ausstellung wurde im Rahmen eines studentischen Seminars an der Universität Bamberg konzipiert und vorbereitet, dessen Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Zusammenstellung der Exponate sowie an den Katalogtexten mitgewirkt haben. Vorgestellt wird ein breites Spektrum von Archivalien, Drucken und bildlichen Darstellungen, das Heiligenviten, medizinische Traktate, Apotheken- und Seuchenordnungen, Grundrisse medizinischer Einrichtungen, Porträts sowie Stadt- und Gebäudeansichten umfasst. Die Auswahl der Objekte soll die enge Verschränkung von Glauben und Wissen im Denken frühneuzeitlicher Ärzte und Laien, das Kaleidoskop medizinischer Angebote in einer vormodernen Stadt sowie Kontinuitäten und Zäsuren im Umgang mit Epidemien exemplarisch veranschaulichen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem von zahlreichen Seuchenausbrüchen geprägten 16. und 17. Jahrhundert, die in der Medizingeschichte bislang wesentlich weniger Beachtung gefunden haben als die Zeit um 1800, in der Bamberg wegen des Allgemeinen Krankenhauses und der als besonders fortschrittlich geltenden medizinischen Praxis von Adalbert Friedrich

Marcus und Andreas Röschlaub überregionale Aufmerksamkeit fand. Mit Adam Schilling, Johannes Puollamer, Henning Scheunemann und Sigismund Schnitzer rücken heute weitgehend unbekannte Ärzte in den Fokus, in deren Tätigkeit und Schriften sich zeittypische medizinische Strömungen widerspiegeln. Mit den Scharfrichtern und reisenden Heilern kommen zudem Anbieter medizinischer Dienstleistungen in den Blick, welche die Vielfalt heilkundlicher Angebote in einer frühneuzeitlichen Stadt illustrieren.

In einer Zeit, in der Deutschland und die Welt die Anfang 2020 ausgebrochene Covid-19-Pandemie allmählich hinter sich zu lassen scheinen, sollen damit die wissenschafts-, herrschafts-, gesellschafts- und kulturgeschichtlichen Dimensionen des Umgangs mit epidemischen Krankheiten stärker in das Bewusstsein der Ausstellungsbesucherinnen und -besucher wie auch der Leserinnen und Leser dieses Bandes gerückt werden. Als Robert Jütte 2013 schrieb, „dass wir immer noch durchaus nach vormodernen Mustern denken und teilweise auch handeln, wenn neue Seuchen [...] auftreten,“[125] dachte er an die Vogel- und die Schweinegrippe, insbesondere aber an AIDS. In der Covid-19-Pandemie standen mit Quarantänebestimmungen und Kontaktbeschränkungen, Social Distancing und Einreiseverboten auf einmal wieder Maßnahmen hoch im Kurs, die bereits in frühneuzeitlichen Epidemien auf Schritt und Tritt begegnen. Natürlich sollte die Erkenntnis, „dass es weiterhin Parallelen im Umgang mit Seuchen zwischen der Frühen Neuzeit und der Gegenwart gibt“,[126] angesichts der Tatsache, dass der Covid-19-Erreger binnen kürzester Zeit genetisch sequenziert werden konnte und binnen eines Jahres wirksame Impfstoffe dagegen entwickelt werden konnten, nicht überbewertet werden. Gleichwohl kann sie dazu beitragen, dass wir uns die Langlebigkeit mentaler Prägungen, Erklärungsmuster und Handlungsdispositionen während Epidemien bewusstmachen.

Mark Häberlein

1 Vgl. zu ihm Weiß 2000, S. 54–138.
2 StABa, B 26c, Nr. 128a, Bamberger Verordnungen über ansteckende Krankheiten 1543–1805, Mandat Bischof Weigands von Redwitz *der erschrocklichen kranckheidt der Bestilentz halber*, 1543.
3 Vgl. Weiß 2010.
4 Dazu ausführlich Staudenmaier 2012.
5 Staudenmaier 2012, S. 258. Vgl. allgemein: Eckart 2009, S. 150f. sowie Kapitel 5.
6 StABa, B 26c, Nr. 128a, Bamberger Verordnungen über ansteckende Krankheiten 1543–1805; vgl. Weiß 2000, S. 176, 336, 337, 555; Staudenmaier 2012, S. 258.
7 Mauelshagen 2005, S. 238; vgl. auch Nutton 2022, S. 41–46.
8 Sturm 2014, S. 38. Vgl. auch Knefelkamp 1998, S. 28–31; Porzelt 2000, S. 38–42; Ulbricht 2004a, S. 113f.; Lindemann 2013, S. 55.
9 Vgl. Hasselbeck 2021, S. 472–475, 839–842.
10 Vgl. Sailer 1970, S. 66–85; Weiß 2000, S. 133, 154, 253, 297, 337.
11 Weiß 2000, S. 199.
12 Weiß 2000, S. 495f.
13 Vgl. Rupprecht 2012.
14 Vgl. Kapitel 2.
15 StABa, B 26c, Nr. 128a, Bamberger Verordnungen über ansteckende Krankheiten 1543–1805, Anordnungen Bischof Martins von Eyb, 19. November 1582.
16 StABa, Hochstift Bamberg, Hofkammer, Nr. 1068, Bl. 290r–291v, 1. Mai 1593. Zur Person Schnitzers vgl. ausführlich Häberlein / Walter 2023.
17 Zur Anstellung zusätzlicher Krankenwärter:innen und Totengräber in Seuchenzeiten vgl. Porzelt 2000, S. 82f., 97–100, 106–110; Ulbricht 2004a, S. 119; Mauelshagen 2005, S. 256f.; Jütte 2013, S. 153f.; Lindemann 2013, S. 200.
18 StABa, B 26c, Nr. 128a, *Montag den 22 Nouembris*, o.J. Dass das Besprechungsprotokoll zwischen 1601 und 1609 zu datieren ist, zeigen die Namen der anwesenden Ärzte Sigismund Schnitzer und Henning Scheunemann, die beide in diesem Zeitraum Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel dienten. Viele der genannten Maßnahmen finden sich auch in ebd., Anordnungen Martins von Eyb, 19. November 1582.
19 Vgl. Horn 1878; Sailer 1970, S. 110–121 sowie Kapitel 4.
20 Vgl. Sailer 1970, S. 88–109.
21 Vgl. Häberlein / Staudenmaier 2012, S. 57.
22 Vgl. Schenker 2015, S. 201.
23 Vgl. Jütte 2013, S. 17; Lindemann 2013, S. 235–277; Nutton 2022, S. 173–177.
24 Vgl. zu ihnen Stolz 1992; Lindemann 2013, S. 266f.; Nutton 2022, S. 151–160.
25 Vgl. Sailer 1970, S. 28–32.
26 Vgl. Sailer 1970, S. 33f.

27 Vgl. Sailer 1970, S. 91–95.
28 Vgl. Sailer 1970, S. 39–45.
29 Sailer 1970, S. 14–26; Döllner 2020a.
30 Vgl. Porzelt 2000, S. 52.
31 Vgl. Wilderotter 1995, S. 22–26; Hatje 1992, S. 40f., 47; Porzelt 2000, S. 57, 64, 158, 161; Jütte 2013, S. 109; Neumaier 2013; Sturm 2014, S. 113–118.
32 Vgl. Kepser 1544.
33 Schilling 1575. Vgl. Kapitel 6.
34 Aschhausen 1611.
35 Anon. 1674.
36 Anon. 1680.
37 Anon. 1772.
38 Vgl. Kapitel 14.
39 Mauelshagen 2005, S. 253.
40 Vgl. Jütte 2013, S. 136–144, 205f.; Stein 2020, S. 47f., 59f., 64; Nutton 2022, S. 163–172.
41 Vgl. Kapitel 9.
42 Vgl. Sailer 1970, S. 92.
43 Vgl. Kapitel 10.
44 Hochfürstlich-Bambergische wochentliche Frag- und Anzeige-Nachrichten, LXVIII. Stück, 11. September 1770; LXIX., Stück, 14. September 1770.
45 Hochfürstlich-Bambergische wochentliche Frag- und Anzeige-Nachrichten, Neunundneunzigstes Blatt, 19. Dezember 1777.
46 Vgl. Wilderotter 1995, S. 34f.; Porzelt 2000, S. 140–143; Schlenkrich 2013, S. 127–132.
47 Porzelt 2000, S. 176f.
48 Porzelt 2000, S. 38.
49 Vgl. Porzelt 2000, S. 69–75, 96–100.
50 Porzelt 2000, S. 70.
51 Anon. 1713. Vgl. die Exemplare in StABa, B 26c, Nr. 128a.
52 Vgl. Humphreys 2011, S. 148–163.
53 Vgl. Rothschuh 1978, S. 47–67; ferner Hatje 1992, S. 35–39; Wilderotter 1995, S. 20, 26f.; Knefelkamp 1998, S. 17f.; Porzelt 2000, S. 29, 104; Leven 2005, S. 17; Mauelshagen 2005, S. 245–252; Jütte 2013, S. 26; Sturm 2014, S. 82–84, 92, 119f., 129–133, 135, 145, 225; Wolff 2021, S. 54–67.
54 StABa, B 26c, Nr. 128a, Anordnungen Martins von Eyb, 1582.
55 Vgl. Dormeier 1995, S. 60; Wilderotter 1995, S. 26; Sturm 2014, S. 101, 103.
56 Zit. nach Porzelt 2000, S. 167.
57 Schilling 1575, S. [6]; vgl. Kapitel 6.
58 Puollamer 1591, Vorrede. Vgl. Kapitel 7.
59 Gebsattel 1602. Vgl. Kapitel 5.
60 Porzelt 2000, S. 168. Vgl. auch Seelbach 2007, S. 42–55, 244–259.
61 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedruckte Mandate Johann Georgs Fuchs von Dornheim, 5. Februar 1627 und 15. Februar 1631.
62 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Philipp Valentins Voit von Rieneck, 12. Februar 1669.
63 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Peter Philipps von Dernbach, 19. Februar 1677.
64 StABa, B 26c, Nr. 128a, Mandat von Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg, 9. Februar 1686.
65 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Peter Philipps von Dernbach, 26. September 1679.
66 Vgl. Dormeier 1985; Dormeier 1995, S. 54–74; Bulst 1996; Dormeier 2003, S. 26–40; Wolff 2021, S. 67–70.
67 Vgl. Dünninger / Schemmel 1970, S. 43.
68 Vgl. Wiesemann 2012, S. 1679; Exner u.a. 2019, S. 292, 304f.
69 Vgl. Breuer u.a. 2008, S. 111f.
70 Vgl. Lindemann 2013, S. 61.
71 Vgl. Jütte 2013, S. 27.
72 Vgl. Rothschuh 1978, S. 185–204; Wilderotter 1995, S. 20f.; Porzelt 2000, S. 29f., 70–72; Leven 2005, S. 18f.; Jütte 2013, S. 27f.; Lindemann 2013, S. 199f.; Schlenkrich 2013, S. 158–172; Sturm 2014, S. 86f., 92–97, 108f., 160–168; Wolff 2021, S. 75–85.
73 StABa, B 26c, Nr. 128a, Anordnungen Martins von Eyb, 1582.
74 Schilling 1575, S. [7]–[10] (Zitat S. [9]). Vgl. Kapitel 6.
75 Puollamer 1591, passim. Vgl. Kapitel 7.
76 Gebsattel 1602; vgl. Kapitel 5.
77 Leven 2005, S. 21f.; vgl. auch Hatje 1992, S. 31–34; Lindemann 2013, S. 51f.; Nutton 2022, S. 223–230.
78 Vgl. Hatje 1992, S. 31–35.
79 Vgl. Porzelt 2000, S. 29–33, 72–75; Kinzelbach 2006, S. 372–379; Sturm 2014, S. 87f., 95, 98–100, 135, 168–189.
80 Vgl. Wilderotter 1995, S. 31f., 36, 39–45; Knefelkamp 1998, S. 19f.; Porzelt 2000, S. 115–123, 131–134; Leven 2005, S. 22; Seelbach 2007, S. 335–365; Jütte 2013, S. 163–170; Lindemann 2013, S. 199–201.
81 Vgl. Sailer 1970, S. 162–164 und bes. Exner 2019, S. 288–318. Allgemein zu Pestspitälern vgl. Ulbricht 2004a.
82 StABa, B 26c, Nr. 128a, Anordnungen Martins von Eyb, 19. November 1582.
83 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Johann Philipps von Gebsattel, 31. Dezember 1599. Vgl. Kapitel 5.
84 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Johann Georgs Fuchs von Dornheim, 8. Oktober 1626.
85 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Philipp Valentins Voit von Rieneck, 18. Dezemberg 1665.
86 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Peter Philipps von Dernbach, 23. September 1679.
87 Dinges 2005, S. 287. Vgl. auch Schlenkrich 2013, S. 144–151.
88 StABa, B 26c, Nr. 128a, Mandat Weigands von Redwitz, 1543.
89 StABa, B 26c, Nr. 128a, Anordnungen Martins von Eyb, 19. November 1582.

90 Schilling 1575.
91 Puollamer 1591.
92 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Johann Philipps von Gebsattel, 31. Dezember 1599.
93 Anon. 1600.
94 Anon. 1611; Anon. 1674.
95 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Johann Georgs Fuchs von Dornheim, 8. Oktober 1626.
96 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Peter Philipps von Dernbach, 23. September 1679.
97 Anon. 1680.
98 Leven 2005, S. 12. Vgl. auch Knefelkamp 1998, S. 16f.; Ulbricht 2004b, S. 326–330; Vasold 2008, S. 57–60, 66f.; Lindemann 2013, S. 55f.
99 Leven 2005, S. 15.
100 Vgl. Sturm 2014, S. 73–82, 134f.
101 Vgl. Porzelt 2000, S. 26f.; Leven 2005, S. 25–31; Vasold 2008, S. 65f.; Jütte 2013, S. 24–26; Lindemann 2013, S. 31f., 50f., 56f.; Nutton 2022, S. 41.
102 So Leven 2005, S. 31.
103 Vgl. Porzelt 2000, S. 55f., 157, 161f.
104 Vgl. Kapitel 8.
105 Sturm 2014, S. 122.
106 Ulbricht 2013, S. 111f.
107 Vgl. Porzelt 2000, S. 63.
108 Porzelt 2000, S. 152–156; Dross 2011, S. 9–12. – Das 1680 in Bamberg belegte Collegium sanitatis scheint hingegen nur bei Seuchengefahr ad hoc gebildet worden zu sein: vgl. Anon. 1680; Sailer 1970, S. 88.
109 Vgl. Porzelt 2000, S. 172.
110 Vgl. Spörlein 2004, S. 773–851.
111 Vgl. Schemmel 1989; Schemmel 1995; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 83–94; Zink 2020 sowie Kapitel 11.
112 Vgl. Brinkschulte 1998, S. 63–103; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 102–111.
113 Marcus 1790, 1797. Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 94–102, 186f., 282–286.
114 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 181–207.
115 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 238–240 sowie Kapitel 13.
116 Vgl. Renner 1969; Dengler-Schreiber 2005; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 241–267, 327–336.
117 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 139–143, 161–167.
118 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 170–174, 211–213, 318–323.
119 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 230–238, 288–307, 350–356.
120 Vgl. Vasold 2008, S. 74–86.
121 Vasold 2008, S. 85.
122 Vasold 2008, S. 86.
123 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 356–378.
124 Vgl. Vasold 2008, S. 99–106 sowie Kapitel 14.
125 Jütte 2013, S. 217.
126 Jütte 2013, S. 218.

Petrus ludouicus Maldu
ra In Vitam sancti Rochi
Contra Pestem Epidimie Apud dñm dignissi
mi intercessoris Unacũ eiusdem Officio.

H. 10546

Kat.-Nr. 1 Franciscus Diedus, Vita sancti Rochi. Staatsbibliothek Bamberg, Inc.typ.Q.XVI.41#7

1 | Heilige als Fürsprecher in Pestzeiten

Der Umgang mit Krankheit und Tod war in Mittelalter und Früher Neuzeit maßgeblich von religiösen Vorstellungen geprägt. Große Bedeutung kam in der mittelalterlichen Glaubenswelt der Fürsprache der Gottesmutter Maria und der Heiligen zu, die insbesondere in Notzeiten – während Kriegen, Hungerkrisen und Seuchen – um Hilfe angerufen wurden. Als Mittler zwischen den Menschen und Gott sollten sie den zürnenden Gott besänftigen und ihn um Gnade für die Sünderinnen und Sünder bitten. In Seuchenzeiten richtete sich die Hoffnung der Gläubigen neben Maria und den jeweiligen Stadtpatronen insbesondere auf eine Reihe von Pestheiligen, unter denen der frühchristliche Märtyrer Sebastian und der im frühen 14. Jahrhundert lebende Rochus von Montpellier die bekanntesten sind.[1]

Während Martin Luther (1483–1546) und andere Reformatoren die Beziehung des Menschen zu Gott als unmittelbar ansahen, die Heilswirkung „guter Werke“ negierten und daher auch die Vorstellung von der Mittlerrolle der Heiligen ablehnten,[2] bekräftigte das Konzil von Trient (1545–1563) die Auffassung der katholischen Kirche, dass die Heiligen einen Gnadenschatz im Himmel angesammelt hätten, dessen Verwaltung der Kirche obliege. Katholische Regionen Europas erlebten daher zwischen dem späten 16. und der Mitte des 18. Jahrhunderts – und damit in einer Zeit, in der besonders viele Seuchen auftraten – eine neuerliche Konjunktur der Heiligenverehrung, die sich in der Ausstattung der Kirchen ebenso manifestierte wie in zahlreichen neuen oder neubelebten Bittprozessionen und Wallfahrten sowie in der individuellen Glaubenspraxis.[3] Mit der Heiligsprechung des Mailänder Erzbischofs Carlo Borromeo (Karl Borromäus, 1538–1584), der sich während einer Pestepidemie in den Jahren 1576–1578 unermüdlich um die notleidende Bevölkerung gekümmert hatte, erhielt der Kreis der Pestpatrone im Jahre 1610 nochmals prominente Verstärkung.[4]

Rochus von Montpellier, dessen Lebensgeschichte von zahlreichen Legenden umrankt ist, avancierte im späten 15. Jahrhundert „zu einem der populärsten Heiligen der Christenheit“.[5] Nach dem Tod seiner vermögenden Eltern verschenkte er sein Vermögen an die Armen und wurde Mönch im Dritten Orden des Heiligen Franziskus von Assisi. Seine Verehrung als Pestheiliger geht auf die Erzählung zurück, dass er auf einer Pilgerreise nach Rom im Jahre 1317 an einer Seuche erkranke Menschen gepflegt und sie mithilfe des Kreuzzeichens auf wundersame Weise geheilt habe. Auf dem Rückweg in seine südfranzösische Heimat sei er in Piacenza selbst erkrankt und, nachdem ihm keine menschliche Hilfe zuteilwurde, in einer Waldhütte von einem Engel gepflegt worden. Bei seiner Rückkehr habe ihn wegen der Narben und Verunstaltungen, welche die Pest an seinem Körper hinterlassen hatte, niemand mehr erkannt. Als vermeintlicher Spion sei er ins Gefängnis geworfen worden, wo er nach fünf Jahren geduldigen Ausharrens 1327 gestorben sei. Erst nach seinem Tod habe man ihn anhand eines kreuzförmigen Mals, das er seit seiner Geburt auf der Brust getragen habe, identifiziert.[6]

Diese Lebensgeschichte wurde 1478 in Venedig aufgeschrieben, wo im selben Jahr auch eine Rochusbruderschaft gegründet wurde, die sich der Krankenpflege in Seuchenzeiten widmete und 1480 mit einer zweiten, kleineren Fraternität fusionierte. Der Bruderschaft gelang 1485 die Translation der Reliquien des Heiligen Rochus aus Voghera in der Lombardei nach Venedig, wo sie 1491/92 in die neu erbaute Kirche San Rocco überführt wurden. Venedig entwickelte sich daraufhin zum Zentrum des Rochuskults, der sich durch Pilger und andere Reisende rasch verbreitete. Die Rochusbruderschaft (*Scuola Grande di San Rocco*) gehörte zu den einflussreichsten Laienbruderschaften der Markusrepublik.[7] Aber auch im übrigen Italien wurde Rochus – der nie offiziell von der Kirche heiliggesprochen wurde – seit der Mitte des 15. Jahrhunderts überaus populär: Dort sind „allein 64 Orte nach ihm benannt, und etwa 3.000 Kirchen und Klöster sind ihm geweiht.“[8] Die frömmigkeitsgeschichtliche Besonderheit der Rochusverehrung liegt laut Heinrich Dormeier darin, dass sie „vor allem von Laien propagiert und weitergetragen“ wurde.[9]

Bei der Rezeption dieses Pestheiligen im Heiligen Römischen Reich an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert spielte die zum Bistum Bamberg gehörende Reichsstadt Nürnberg eine zentrale Rolle. Der im Venedighandel aktive Kaufmann Peter (I.) Imhoff (1444–1528) stiftete mit dem Rochusaltar in der Nürnberger Kirche St. Lorenz „das spektakulärste Zeugnis des Rochuskultes nördlich der Alpen aus der Zeit vor

1500."[10] Ein weiteres Familienmitglied, Franz Imhoff (gest. 1537), war um 1500 Mitglied der venezianischen Rochusbruderschaft.[11] Ein 1518/19 außerhalb der Stadtmauern im heutigen Stadtteil Gostenhof angelegter Friedhof, der zunächst primär der Bestattung von Seuchenopfern diente und auf den Konrad Imhoff (1463–1519) eine Kapelle stiftete,[12] wurde ebenso nach dem Heiligen bekannt wie eines der beiden Nürnberger Seuchenlazarette (das andere trug den Namen St. Sebastian).[13] Die intensive Förderung des Rochusverehrung durch Angehörige der patrizischen Kaufmannsfamilie Imhoff „zeigt deutlich, wie eng die Venedig-Erfahrung der Nürnberger und die Einbindung in die dortigen kulturellen und sozialen Gefüge die Kenntnis, den Transfer und die Aufnahme entsprechender Inhalte in der fränkischen Reichsstadt bedingten."[14]

Die wachsende Popularität des Rochus von Montpellier im ausgehenden 15. Jahrhundert spiegelt sich auch in der Druckgeschichte der von dem venezianischen Philosophen und Juristen Francesco Diedo (1433–1484) verfassten Heiligenvita wider **(Kat.-Nr. 1)**. Als Diedo den lateinischen Text 1478 schrieb, wütete in Italien eine Pestepidemie, die sowohl in seiner Heimatstadt Venedig als auch in Brescia, wo er das Amt eines *capitano* der Markusrepublik bekleidete, tausende Opfer forderte.[15] Die *Vita S. Rochi* wurde erstmals 1479 in Mailand gedruckt und kam 1483/84 auch in Venedig heraus.[16] Der erste deutschsprachige Druck entstand 1482 in Wien;[17] der nächste kam 1484 bezeichnenderweise in Nürnberg heraus. Das in der Bayerischen Staatsbibliothek München überlieferte Exemplar dieses Drucks stammt aus dem Besitz des durch seine Weltchronik bekannten Nürnberger Stadtarztes und Humanisten Hartmann Schedel (1440–1514).[18] Eine um 1485 ebenfalls in Nürnberg gedruckte lateinische Ausgabe beinhaltet neben der Lebensbeschreibung des Heiligen auch den Text der *Missa de S. Rocho*, der Rochusmesse.[19] Dem rund zehn Jahre später entstandenen Mainzer Druck war außerdem ein Lobgedicht des Humanisten Dietrich Gresemund d.J. (1475–1512) auf St. Rochus beigegeben.[20]

Der Titelholzschnitt dieses Drucks zeigt den Heiligen mit den für seine Ikonographie typischen Attributen – Pilgerhut und -stab, der auch auf dem Rochusaltar in der Nürnberger Lorenzkirche dargestellten Pestbeule am Oberschenkel sowie einem Hund, der dem auf dem Heimweg von Rom nach Montpellier Erkrankten Brot bringt.[21] Die Darstellung des Engels, der die Beule mit Salbe bestreicht, verweist auf die legendäre Pflege des Kranken in einer Hütte. Sie führt dem Betrachter bildhaft vor Augen, dass Kranke in Seuchenzeiten ihre Hoffnung vor allem auf himmlischen Beistand richten sollen, da auf menschliche Hilfe kein Verlass sei.

Mark Häberlein

Kat.-Nr. 1 Franciscus Diedus, Vita sancti Rochi. [Mainz: Peter Friedberg für] Johannes Nell, [c. 1494-95]. 12 Bl., 21,5 x 14,5 x 8 cm. Staatsbibliothek Bamberg, Inc.typ.Q.XVI.41#7. Aufgeschlagen: Titelblatt.

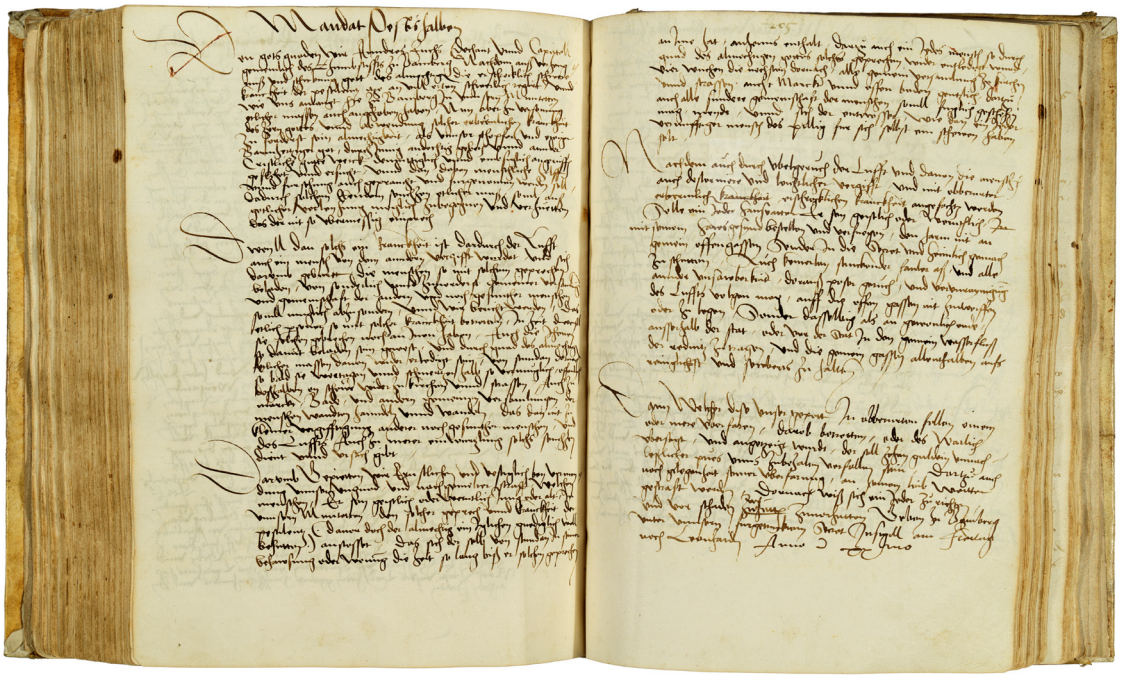
1 Vgl. Dormeier 1995, S. 54–74; Bulst 1996; Dormeier 2003, S. 26–40; Müller 2015, S. 27–64; Wolff 2021, S. 67–70.
2 Dormeier 1995, S. 74–76; Dormeier 2003, S. 41–43.
3 Vgl. Dormeier 1995, S. 81–89; Hersche 2006, S. 396–439; Holzem 2015, S. 179, 187, 449–469.
4 Vgl. Dormeier 1995, S. 79–82; Dormeier 2003, S. 44f.; Delgado / Ries 2010.
5 Dormeier 1991, S. 105.
6 Vgl. Dormeier 1995, S. 64–66; Müller 2015, S. 55–58.
7 Vgl. Dormeier 1991, S. 107–111; Dormeier 1995, S. 67; Dinzelbacher 2005.
8 Dormeier 2003, S. 30. Vgl. auch Dormeier 1995, S. 70.
9 Dormeier 2003, S. 32. Vgl. auch Dormeier 1995, S. 71.
10 Dormeier 2003, S. 40. Vgl. ausführlich Dormeier 1985.
11 Vgl. Dormeier 1991, S. 115, 118.
12 Vgl. Diefenbacher / Landois 2018.
13 Vgl. Porzelt 2000, S. 83–94.
14 Pfotenhauer 2016, S. 405. Vgl. Dormeier 1995, S. 66, 68.
15 Vgl. Tournoy 1970, S. 207.
16 Vgl. GW 8329, 8330; Fleith 1992.
17 GW M38413; vgl. Dormeier 1995, S. 64.
18 GW M38409.
19 GW 8331.
20 GW 8332. Vgl. dazu Bolle 2005; Walter 2018.
21 Vgl. Dormeier 1995, S. 69.

2 | Das Domkapitel als Akteur im Bamberger Medizinalwesen vor dem Dreißigjährigen Krieg

Nachdem [...] die erschrecklich schwere kranckheit der pestilenz itzo an vill orten schwerlich regirt unnd wie uns anlangt hie zu Bamberg In unnsern Muntetten etlicher massen auch angehoben haben, Nun aber zu vertrostung des Zorn gottes, unnd abwendung solicher erbermlichen kranckheit zu forderst sein almechtigkeit, als unnser schopfer und ewige[r] Barmhertziger got, durch Innig andechtig gebeth [...] geflehet und ersucht, unnd dan dabey menschliche hilff unnd fursehung auch gepraucht und furgenommen werden soll.[1] Mit diesen Worten begründete das Bamberger Domkapitel, eine Korporation hoher Kleriker, im November 1520 den Erlass eines Mandats in Reaktion auf eine Pestwelle **(Kat.-Nr. 2)**. Die Kernbotschaft lautete: Man sollte Gottes Hilfe erflehen, konnte aber auch selbst etwas zur Eindämmung der Seuche beitragen. Deshalb ließ das Domkapitel diesen allgemeinen Floskeln ein Paket an konkreten Maßnahmen folgen.

Weil es sich augenscheinlich um eine Krankheit handelte, die durch die Luft übertragbar war, seien Kontakte mit infizierten Menschen gefährlich. Deshalb sollten sich Kranke im privaten Bereich von gesunden Menschen absondern. Für den öffentlichen Bereich rief das Kapitel eine Art Quarantänepflicht aus: Wer an der Pest erkrankt war oder erst kürzlich eine Infektion überstanden hatte, sollte Kirchen, Straßen, Märkte, Bäder und öffentliche Versammlungen meiden: *dweyll dann solchs ein kranckheit ist dardurch der Lufft auch ein mensch von dem anndern vergifft werdet, und sich darumb geburtt, die menschen so mit solchem geprechen beladen, von [...] Gemeiner versam[lung] und gemeinschaft der andern und noch gesunther menschen so vill muglich abzusondern.*[2] Wer während seiner Krankheit oder in den vier darauffolgenden Wochen seine Wohnung oder sein Haus verließ, musste mit einer Bestrafung rechnen.[3] Offenbar sah man in der Verunreinigung der Luft einen Auslöser der Seuche. Deshalb ergänzte man das Mandat um eine Reihe von Maßnahmen, die auf die Reinigung der Luft abzielten. Beispielsweise sollten Lebensmittelabfälle und Exkremente nicht mehr auf der offenen Gasse entsorgt, sondern aus der Stadt gebracht werden.[4]

Das 1520 erlassene *Mandat Pestis halben*[5] ist eines der frühesten überlieferten Gesetze der Domherren im Bereich der Seuchenbekämpfung. Das Thema beschäftigte das Kapitel nicht nur als Mitregent des Hochstifts und Beratungsgremium des Fürstbischofs, sondern auch als eigenständiger Landesherr in Staffelstein und den Bamberger Immunitäten.[6] Dabei handelte es sich



Kat.-Nr. 2 Pestmandat des Bamberger Domkapitels von 1520. Staatsarchiv Bamberg, B 86 (Domkapitel Bamberg), Nr. 219

um Sonderrechtsbezirke rund um die Stiftskirchen im Berggebiet und in der Theuerstadt (bei St. Gangolf). Hier hatte das Kapitel die Jurisdiktion inne und verfügte über das Recht, eigene Gesetze zu erlassen. Gerade in Krisenzeiten machte es verstärkt von dieser Möglichkeit Gebrauch.[7]

Auch auf spätere Pest- und Seuchenwellen reagierte das Domkapitel mit Mandaten, die es meist explizit für die Bamberger Immunitäten erließ. So wurde es beispielsweise in den Jahren 1543/44 und 1562/63 erneut gesetzgeberisch tätig.[8] Die konkreten Maßnahmen konnten variieren und waren abhängig vom Infektionsgeschehen. Im September 1562 etwa wurde die Aufnahme von Fremden aus Regionen, die von der Pest besonders betroffen waren, unter Strafe gestellt.[9] Damit dürfte vor allem die nahegelegene Reichsstadt Nürnberg gemeint gewesen sein, die zu diesem Zeitpunkt bereits hohe Fallzahlen verzeichnete.[10] Außerdem erließ das Domkapitel neuerlich Regelungen zur Verbesserung der hygienischen Zustände in Bamberg: So sollten Wirte, Bäcker und Metzger auf Sauberkeit in ihren Räumlichkeiten achten; Brunnenmeister mussten ihre Brunnen versperren, sodass kein Unrat hineingekippt werden konnte.[11] Zwar beschloss das Kapitel auch eine Isolationspflicht, doch war Bamberg bis dato weitgehend von dieser Pestwelle verschont geblieben, weshalb der Fokus eher auf der Seuchenprävention lag: Das Kapitel versuchte, einen großflächigen Ausbruch in Bamberg zu verhindern.

Trotz all dieser Versuche gelang es dem Domkapitel in vielen Fällen nicht, die Ausbreitung von Epidemien in den eigenen Herrschaftsgebieten zu verhindern. Dies wurde besonders im Jahr 1602 deutlich: Im Juli hatten die Domherren davon erfahren, dass eine Epidemie den Osten des Hochstifts erreicht hatte.[12] Deshalb beabsichtigten sie, erneut Mandate für ihre Untertanen zu erlassen. Bereits im September jedoch beklagten sie eine Zuspitzung der Situation (*der Infection halber beschwerliche leuffe*).[13] Sie sahen sich gezwungen, einen neuen Friedhof in Bamberg anzulegen, weil der Gottesacker der Liebfrauenkirche (Oberen Pfarre) am Kaulberg zu klein war. Damit reagierten die Kapitulare schneller auf die Entwicklung des Infektionsgeschehens als Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel (reg. 1599–1609), der erst einige Zeit später entsprechende Gesetze erließ.[14] Nicht nur in Bamberg wurden zu dieser Zeit neue Friedhöfe angelegt: Auch Orte auf dem Land baten um einen neuen Gottesacker.[15] Grund dafür war einerseits die schiere Zahl der Toten. Andererseits wurden Pestopfer auch nach ihrem Tod als infektiös angesehen, weshalb man sie außerhalb der Orte begraben wollte. Bis zu diesem Zeitpunkt lagen die meisten Friedhöfe in unmittelbarer Umgebung der Kirchen und damit relativ zentral. Wie explosiv die Frage des Begräbnisorts im Fall einer Seuche werden konnte, zeigte sich 1611 im unweit von Bamberg gelegenen Ort Pettstadt. Der Prälat des Klosters auf dem Michelsberg hatte angezeigt, *daß in beeden bey Pettstadt belegenen und dem Closter gehörigen höfen [...] die abscheüliche seüg der Pestin regir.*[16] Die Pettstädter weigerten sich jedoch, die an der Pest verstorbenen Hintersassen des Klosters auf ihrem Friedhof zu beerdigen. Das Kapitel entsandte folglich den Domherrn Martin von Schaumberg, um in diesem Konflikt zu vermitteln und nach einer Lösung zu suchen. Wie diese Lösung aussah, erfahren wir aus den Quellen leider nicht.

Infolge des Ausbruchs der Seuche in Pettstadt ordneten die Domherren überdies präventive Maßnahmen in der Stadt Bamberg an. Sie verstärkten die Zugangskontrollen zu den Immunitäten und versetzten die Wachen in erhöhte Bereitschaft. Wer eine fremde Person bei sich aufnahm, ohne vorab die Erlaubnis der Immunitätsrichter einzuholen, musste eine Geldstrafe in Höhe von 10 Gulden entrichten.[17] Als die Krankheit dennoch nach Bamberg gelangte, beschloss das Domkapitel im September 1611 einen ganzen Katalog an Maßnahmen zur Eindämmung des Infektionsgeschehens. An erster Stelle stand dabei die Sicherung des Dombezirks, in dem Domherren und Fürstbischof lebten. Eine Pforte an der Pfisterei (heute Domplatz 4/Vorderer Bach) wurde gänzlich versperrt, und die übrigen Zugangstore sollten fortan stärker bewacht werden. Die Domburg wurde also weitgehend abgeriegelt, um die Pest fernzuhalten.[18] Um zu verhindern, dass Bettler sich dem Dombezirk näherten, wurden die Brotspenden an Bedürftige aus der kapitelseigenen Pfisterei vorübergehend eingestellt.[19]

Zu Beginn der Pestwelle erteilte das Domkapitel seine Zustimmung zu einem fürstbischöflichen Mandat, das zu wöchentlichen Bettagen und Prozessionen aufrief.[20] Auch in der Domburg wurden Bettage angeordnet.[21] Doch dabei sollte es nicht bleiben; vielmehr sollte auch *die heüffige Zusammenkunfft im dhombstifft limitirt*[22] werden: Große Menschenansammlungen hatten aus Sicht der Domherren das Potential, zum Infektionstreiber zu werden. So hielten es die Kanoniker auch für r*athsamb, daß die [be]vorstehendte herbstmess*, ein großer Jahrmarkt, abgesagt werde,[23] weil zu diesem Anlass viele auswärtige Händler zusammenkämen. Nach etwa zwei Monaten, in denen der Dombezirk weitgehend abgeschirmt war, kam es zu ersten kleinen Öffnungsschritten: Die Pforte an der Pfisterei wurde wieder geöffnet. Geistliche, die außerhalb des Dombezirks wohnten, hatten nun wieder erleichterten Zugang.[24] Gleichwohl war die Seuche zu diesem Zeitpunkt noch nicht ausgestanden und währte bis 1613.

Ähnlich wie die Fürstbischöfe erließ das Domkapitel insbesondere in den kritischen Phasen zu Beginn der 1560er Jahre sowie zwischen 1599 und 1613 Mandate und Vorschriften zur Eindämmung epidemischer Wellen. Zu den bereits früher erlassenen Isolations- und Hygienevorschriften gesellten sich im Lauf der Zeit weitere Maßnahmen hinzu, die uns heute gut bekannt sind. Dazu gehörten (Ein-)Reisebeschränkungen sowie die Absage von Großveranstaltungen. Die Relevanz des Domkapitels bestand in seiner doppelten Funktion: Einerseits war eine effektive Seuchenbekämpfung in der Stadt Bamberg nur unter seiner Mitwirkung möglich, weil es über herrschaftliche Rechte in den Immunitäten verfügte. Andererseits beriet das Domkapitel den Fürstbischof bei der Gesetzgebung. Damit gestaltete es den Umgang mit pestähnlichen Seuchen nicht nur in den Immunitäten, sondern generell in Stadt und Hochstift Bamberg maßgeblich mit. Das Engagement des Domkapitels im Gesundheitswesen endete zudem nicht bei der Seuchenbekämpfung: Auch beim Aufbau eines höfischen Medizinalwesens wirkten die Domherren mit.

Im April 1569 wollte Marquard (II.) vom Berg (1528–1591) seinen Posten als Bamberger Domdekan aufgeben. Er war eines der prominentesten Mitglieder des Kapitels im 16. Jahrhundert.[25] Deshalb wollten ihn die übrigen Kanoniker dazu bewegen, das Amt weiter auszuüben. Marquard gab nach und blieb Dekan, doch er stellte Forderungen. Dazu zählte unter anderem, dass er sich regelmäßig absentieren dürfe, um ein Heilbad zu besuchen.[26] Schon drei Wochen nach seiner Wiederwahl als Dekan reiste er ins Zeller Bad.[27] Marquard vom Berg war in dieser Hinsicht kein Einzelfall: Immer wieder baten Kanoniker ihre Kollegen darum, ihnen eine Absenz zum Aufenthalt in einem Kur- oder Badeort zu genehmigen. 1611 beispielsweise waren Ferdinand von Freyberg *wie auch h[err] Philipp Adolph von Ehrnberg [...] seiner gesundtheit halber in ein warmb Baad verraist*.[28] Als der ehemalige Domdekan Neidhart von Thüngen (1545–1598) im Jahre 1591 zum Bamberger Fürstbischof gewählt wurde, verhandelte er bereits im Kontext seiner Wahl mit dem Domkapitel über sein Anliegen, *das Carlsbadt zubesuchen*.[29] Der Grund dafür war offenbar eine Krankheit, die Thüngen schon länger begleitete und die ihm nun akute Schmerzen bereitete. Schon vier Tage nach seinem Regierungsantritt wurde ihm eine Absenz zur Reise nach Karlsbad gewährt. Kurz darauf verließ er seine gerade erst bezogene Residenz in Bamberg für einige Wochen.[30]

Heilbäder spielten für die Gesundheitspflege in der Frühen Neuzeit eine wichtige Rolle.[31] Dies gilt auch für die finanziell gut ausgestatteten Bamberger Domherren, die sich die Reise zu und den Aufenthalt in einem Kurort leisten konnten. Gleichzeitig hatten viele von ihnen mit langwierigen Krankheiten und Beschwerden zu kämpfen. Dafür dürfte auch die Altersstruktur des Kapitels eine Rolle gespielt haben: Im 16. und 17. Jahrhundert wurden einige Domherren über 70, einzelne sogar über 80 Jahre alt. Damit übertrafen sie die allgemeine Lebenserwartung der Menschen zu dieser Zeit deutlich.[32] Um ihre altersbedingten und sonstigen Gebrechen von professionellen Ärzten behandeln zu lassen, nahmen viele von ihnen zu Beginn des 16. Jahrhunderts weite Wege auf sich. 1519 beispielsweise erhielt Christoph von Seckendorff einen Monat lang Absenz, um einen Medikus aufzusuchen.[33] Gottfried von Wolfstein bekam sogar ein Vierteljahr Zeit, um sich behandeln zu lassen.[34]

Zu Ärzten zu reisen, war allerdings aufwendig und strapaziös. Deshalb unterhielt das Domkapitel spätestens Ende der 1550er Jahre einen eigenen Arzt: Jakob Feyerer stand 1558 erstmals auf der Gehaltsliste des Domkapitels und wurde aus der Kasse des Werkamts bezahlt.[35] In den 1570er Jahren ist auch Joachim Camerarius d. J. (1534–1598), der in Nürnberg ansässige Sohn des berühmten gleichnamigen Humanisten, als Kapitelsarzt belegt. Er erlangte später überregionale Bekanntheit durch seine medizinischen und botanischen Abhandlungen.[36] Gleichzeitig war er Medikus der Bamberger Fürstbischöfe, denn Domkapitel und Fürstbischof stimmten sich bezüglich ihrer Ärzte häufig ab: 1583 beschwerte sich das Kapitel darüber, dass Camerarius nicht in Bamberg residierte und daher *Inn furfallenden Nöthen* schwer erreichbar sei. In Absprache mit Fürstbischof Johann Georg I. Zobel von Giebelstadt (reg. 1577–1580) beschloss es daher, ihn zu ersetzen. Als Nachfolger schlugen die Domherren Johann Rubinger vor. Fürstbischof und Kapitel nahmen ihn daraufhin als *Artzney Doctorn* an.[37] Für ihre Behandlung des Bischofs und der Domherren bezogen alle Ärzte ein Festgehalt, das sich beide Parteien teilten. Der Anteil des Domkapitels wurde anfangs vom Werkamt, spätestens seit der Anstellung Rubingers dann aus der Zentralkasse des Kapitels gezahlt.[38]

Alle genannten Ärzte waren berechtigt, auch weitere Patienten zu behandeln.[39] Die Domherren stellten dennoch weitreichende Ansprüche an ihre Ärzte. Dies wird deutlich in der Verpflichtungserklärung Ernst Heinrichs, der 1611 zum Kapitelsarzt ernannt wurde: Die Kapitulare verlangten, *daß er uns gesambt und einem Jedwedern auß unsern mitglidern, vor andern Patienten vleissig abwartten* solle. Heinrich sicherte also zu, Kanoniker bevorzugt zu behandeln. Der gebürtige Bamberger musste außerdem zusagen, die Stadt Bamberg nicht ohne Genehmigung des Domkapitels zu verlassen, sodass er *bey tag und nacht [...] erscheinen* könne.[40]

Obwohl auch er freiberuflich tätig war, fungierte er faktisch als Leibarzt des Kapitels.[41] Dementsprechend wurde Ernst Heinrich alleine vom Domkapitel besoldet.

Die meisten Mediziner, die in den Diensten des Domkapitels standen, stammten aus dem fränkischen Raum und hatten eine Universitätsausbildung genossen. Valentin Kraus, der in den 1590er Jahren Medikus des Kapitels war, stammte aus dem Hochstift Würzburg und hatte dort studiert,[42] Ernst Heinrich war aus dem Hochstift Bamberg gebürtig. Vermutlich waren beide Ärzte den Kapitularen, von denen viele auch Domherrenstellen in Würzburg innehatten, also schon vor ihrem Dienstantritt bekannt. Die Domherren waren eng mit den jeweiligen lokalen Eliten und den Gelehrten vor Ort vernetzt. Auch die Fürstbischöfe konnten sich diese Beziehungsnetze zunutze machen, indem sie bei der Auswahl ihrer Leibärzte dem Votum der Kanoniker vertrauten bzw. diesem folgten.

Das Bamberger Domkapitel spielte also bereits zu Beginn der Frühen Neuzeit eine aktive Rolle bei der Genese eines Medizinalwesens in der Residenzstadt und der Seuchenbekämpfung in Stadt und Hochstift Bamberg. Spätestens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unterhielt es – teilweise zusammen mit dem Fürstbischof – eigene Ärzte und war an deren Auswahl maßgeblich beteiligt. Die Anstellung gelehrter Hofärzte ging also nicht allein auf fürstbischöfliche Initiative zurück. Auf dem Gebiet der Seuchenbekämpfung tat sich das Kapitel durch eigenständige Gesetzgebung hervor. Gerade für die Bamberger Immunitäten spielten Verordnungen und Mandate des Kapitels eine zentrale Rolle bei der Prävention und Bewältigung von Pest- und anderen Krankheitswellen.

Oliver Kruk

Kat.-Nr. 2
Pestmandat des Bamberger Domkapitels von 1520. Staatsarchiv Bamberg, B 86 (Domkapitel Bamberg), Nr. 219, Bl. 204v–205r. Doppelseite aufgeschlagen 31 x 50 cm.

1 StABa, B 86, Nr. 219, fol. 204v.
2 StABa, B 86, Nr. 219, fol. 204v.
3 Zum Umgang mit der Pest in anderen süddeutschen Städten: Wolff 2021, S. 194–219.
4 StABa, B 86, Nr. 219, fol. 205r.
5 StABa, B 86, Nr. 219, fol. 204v.
6 Einführend zum Domkapitel: Kist 1943; Rupprecht 2012.
7 Esch 2013, S. 37–48; Reindl 1969.
8 Auch 1543 erließ es ein *Mandat pestis halb*. StABa, B 86, Nr. 221, fol. 162r–163v. Eine Abschrift des Mandats von 1562 findet sich außerdem in StABa, B 86, Nr. 222, fol. 103v–105v.
9 StABa, B 86, Nr. 222, fol. 104r.
10 Vgl. Porzelt 2000, S. 37–41.
11 StABa, B 86, Nr. 222, fol. 104v.
12 StABa, B 86, Nr. 24, fol. 433v.
13 StABa, B 86, Nr. 25, fol. 7r.
14 Vgl. Staudenmaier 2012, S. 258 sowie Kapitel 5.
15 Sörries 2009, S. 101–105. Die Pestwelle von 1602 hatte sich von Bayreuth kommend ausgebreitet, weshalb die Gemeinden in den östlichen Gebieten des Hochstifts zuerst betroffen waren. Entsprechend hatten Bürgermeister und Rat von Hollfeld bereits im Juli um die Anlage eines neuen Friedhofs dort gebeten. StABa, Hochstift Bamberg, Geistliche Regierung, Nr. 2186.
16 StABa, B 86, Nr. 28, fol. 202r.
17 StABa, B 86, Nr. 28, fol. 215v.
18 StABa, B 86, Nr. 28, fol. 243v.
19 StABa, B 86, Nr. 28, fol. 248r.
20 Weiß 2000, S. 377.
21 Looshorn 1903, S. 387.
22 StABa, B 86, Nr. 28, fol. 245v.
23 StABa, B 86, Nr. 28, fol. 244v.
24 StABa, B 86, Nr. 28, fol. 269v.
25 Im Jahr 1576 wurde Marquard vom Berg zum Augsburger Fürstbischof gewählt. Er bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tod im Jahr 1591. In Bamberg diente er als Domdekan von 1559 bis 1574 und als Dompropst im Jahr 1559 und von 1574 bis 1591. Vgl. Wachter 1908, Nr. 682; Gatz 1996, S. 39f.
26 StABa, B 86, Nr. 9, fol. 459r–460r.
27 StABa, B 86, Nr. 9, fol. 444v.
28 StABa, B 86, Nr. 28, fol. 245r.
29 StABa, B 86, Nr. 19, fol. 341r.
30 StABa, B 86, Nr. 19, fol. 345v.
31 Vgl. einführend zur Bade- und Bäderkultur Busch 1992; Fürbeth 1994; Studt 2001.
32 Vgl. zur Lebenserwartung in der Frühen Neuzeit Kohler-Gering 2022, S. 13–20.
33 StABa, B 86, Nr. 3, fol. 10r.
34 StABa, B 86, Nr. 4, fol. 126r.
35 StABa, A 232 II, R. 7058, fol. 14r.
36 Vgl. zu seiner Biographie Wenning 2015.
37 Beide StABa, B 86, Nr. 16, fol. 82v.
38 StABa, B 86, Nr. 706, fol. 97r.
39 Vgl. Sailer 1970, S. fol. 75f.
40 StABa, B 86, Nr. 28, fol. 293v.
41 Zum Begriff des Leibarztes siehe Stolberg 2021, S. 410–412.
42 Sticker 1934, S. 427.

3 | Zum Umgang mit chronisch Kranken: Die Bamberger Siechenhäuser

Gegen viele Krankheiten – darunter so gefürchtete wie die in Quellen zumeist als „Aussatz“ titulierte Lepra[1] oder der auch als „Antoniusfeuer“ bezeichnete Mutterkornbrand[2] – war die vormoderne Medizin weitgehend machtlos; sie galten als unheilbar. Dass insbesondere Leprosen aufgrund der Ansteckungsgefahr, die von ihnen ausging, regelrecht Abscheu hervorrufen konnten, veranschaulicht eine schaurige Episode, die der Basler Humanist Sebastian Münster (1488–1552) in seiner *Cosmographei oder beschreibung aller laender* [...] überliefert (**Kat.-Nr. 3)**.[3] Diesem erstmals 1544 erschienenen und später vielfach neu aufgelegten historisch-geographischen Kompendium zufolge hätten sich im Jahre 1322 zahlreiche Leprosen – angeblich auf Anstiftung der Juden – verschworen, die Brunnen in ganz Frankreich zu vergiften. Als dieses Vorhaben in der Provinz Narbonne entdeckt worden sei, habe König Philipp V. (reg. 1316–1322) befohlen, die Juden und Leprosen auf Scheiterhaufen zu verbrennen.[4]

Diese Episode – ein eindrückliches Beispiel dafür, wie Randgruppen im Spätmittelalter und der beginnenden Neuzeit durch drastische Darstellungen ihrer vermeintlichen Untaten diffamiert und stigmatisiert wurden[5] – ist mit einem kleinformatigen Holzschnitt illustriert, der einen in einen Mantel gehüllten Mann mit bedecktem Kopf zeigt, der einen Sack über der rechten Schulter trägt. In der linken Hand hält er ein längliches Instrument, das einer Zange oder Klammer ähnelt. Dabei handelt es sich um eine sogenannte Lepraklapper, die zur Erzeugung eines akustischen Signals eingesetzt wurde, das Menschen davor warnen sollte, sich einem Aussätzigen zu nähern. Leprosen waren verpflichtet, mit solchen Klappern auf sich aufmerksam zu machen, sobald sie sich gesunden Menschen näherten, damit diese Abstand von ihnen halten konnten. Zwar wurde die Krankheit erst im 19. Jahrhundert genauer erforscht und verstanden, doch hatte man bereits lange zuvor eine Vorstellung davon, dass „Aussatz“ von Mensch zu Mensch übertragbar war und die Ansteckung über die Atemluft sowie über Berührungen erfolgen konnte. Aus diesem Grund achtete man streng auf die Isolation von Kranken, verbot

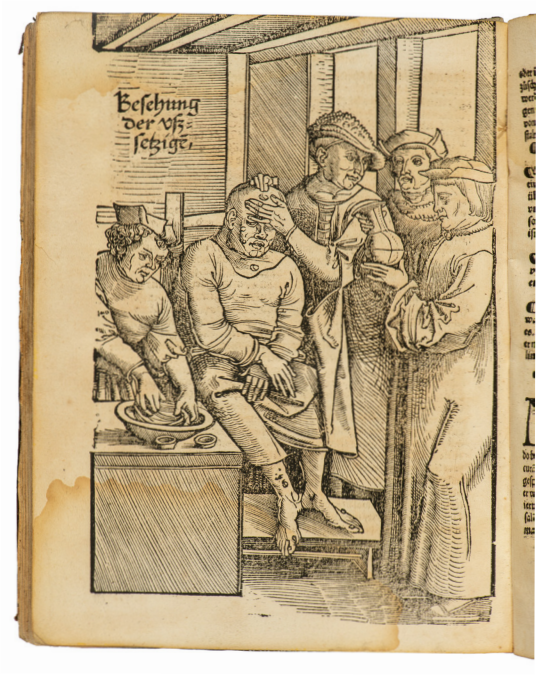
Kat.-Nr. 3 Sebastian Münster, Cosmographei oder beschreibung aller laender [...]. Staatsbibliothek Bamberg, JH.Geogr.f.3

ihnen, Dinge zu berühren, mit denen auch Gesunde in Kontakt kommen konnten, und wies die Bevölkerung an, Leprosen zu meiden. Die Lepraklapper ist somit ein Stigmasymbol[6] und ein Beispiel für die Bedeutung von sozialer Distanzierung, die lange Zeit der einzige Weg war, auf dem sich Menschen vor Ansteckung schützen konnten.[7]

Um Leprosen und andere Menschen mit ansteckenden Krankheiten zu isolieren, ihnen aber auch medizinische und soziale Fürsorge sowie seelsorgerische Betreuung zukommen zu lassen, wurden in spätmittelalterlichen Städten besondere Einrichtungen für sie geschaffen.[8] Typischerweise wurden diese Siechenhöfe oder Leprosenhäuser außerhalb der Stadtmauern an Ausfallstraßen errichtet, wo die Einwohner Durchreisende um Almosen bitten konnten. In Bamberg entstand im frühen 13. Jahrhundert ein Siechenhaus für Männer am Oberen Kaulberg, das in der Folgezeit als Antoni-Siechhof bekannt wurde; die später auf dem Gelände errichtete Kirche wurde dem heiligen Laurentius geweiht. Im Jahr 1488 lebten dort sieben Personen; 1628 werden 22 Pfründner genannt.[9] Seit 1335 ist der vermutlich schon seit dem 13. Jahrhundert bestehende Liebfrauen-Siechhof an der Straße nach Hallstadt (der heutigen Siechenstraße) belegt, in dem weibliche Leprosen untergebracht waren.[10] Eine Verordnung des Bischofs Weigand von Redwitz (reg. 1522–1556) aus dem Jahre 1543 erwähnt eine neue Anstalt, die *bey den frauen Sichen*, also in der Nachbarschaft des Liebfrauen-Siechhofs, für die Isolation und Behandlung von Menschen errichtet worden war, die von epidemischen Krankheiten infiziert waren.[11] In den Quellen wird dieses Lazarett auch als „äußeres Kurhaus", „Pesthaus" oder Sebastiani-Spital bezeichnet.[12] Etwas weiter südlich davon wurden im „inneren Kurhaus" an der Hallstädter Straße seit 1497 Menschen untergebracht, die an der damals als „Franzosenkrankheit" bezeichneten Geschlechtskrankheit litten, welche häufig mit der Syphilis identifiziert wurde; später nahm dieses „Franzosenhaus" Menschen mit unterschiedlichen Krankheiten und Gebrechen auf.[13]

Die 1463 erlassene und 1488 erneuerte Ordnung des Antoni-Siechhofs sah Strafen für diverse Normübertretungen vor und zeigt, dass der Alltag in diesen Institutionen streng reglementiert war.[14] Die Verwaltung der Siechenhäuser oblag Pflegern, die aus den Reihen des Stadtrats gewählt wurden. Die finanzielle Ausstattung verbesserte sich im Laufe der Zeit durch zahlreiche Stiftungen und testamentarische Legate.[15] Nachdem der Liebfrauen-Siechhof baufällig geworden war, ließ Fürstbischof Franz Konrad von Stadion (reg. 1753–1757) an seiner Stelle 1756/57 einen Neubau errichten, der auch die Bewohner des Antoni-Siechhofs und die Pfründner des kleineren St. Martha-Seelhauses aufnahm.[16]

Für die medizinische Versorgung in diesen Einrichtungen waren die städtischen Ärzte und Wundärzte zuständig, die einen Teil ihrer Besoldung aus den Stiftungsvermögen der Siechenhäuser empfingen. Sie hatten die Kranken bei Bedarf täglich zu besuchen und die notwendigen Behandlungen durchzuführen.[17] Auch bei der Aufnahme chronisch Kranker kam Medizinern eine zentrale Rolle zu, da Personen, bei denen der Verdacht auf „Aussatz" bestand, untersucht werden mussten.[18] Die 1488 erneuerte und 1509 von Bischof Georg III. Schenk von Limpurg (reg. 1505–1522) bestätigte Ordnung des Antoni-Siechhofs verfügte, dass die Bewohner an der jährlich an Palmsonntag stattfindenden Schau in Nürnberg teilnehmen sollten, *damit man wissens habe, wer siech oder wer nicht siech ist.*[19] Die Sondersiechenschau in der fränkischen Reichsstadt wurde von akademischen gebildeten Ärzten durchgeführt.[20] Einen bildlichen Eindruck vom Ablauf einer solchen Schau vermittelt ein Holzschnitt im 1517 in Straßburg gedruckten *Feldtbuch der Wundtartzney* **(Kat.-Nr. 4)** des elsässischen Chirurgen Hans von Gersdorff (um 1455–1529).[21] Das 99 Folioblätter starke Buch, das im 16. und 17. Jahrhundert häufig nachgedruckt und auch ins Lateinische und Niederländische übersetzt wurde, enthält neben Abbildungen diverser Instrumente auch Darstellungen eines Skeletts und einer sezierten Leiche. Neben den Kernbereichen der chirurgischen Tätigkeit – der Behandlung von Wunden, dem Richten von Knochenbrüchen und dem Einrenken

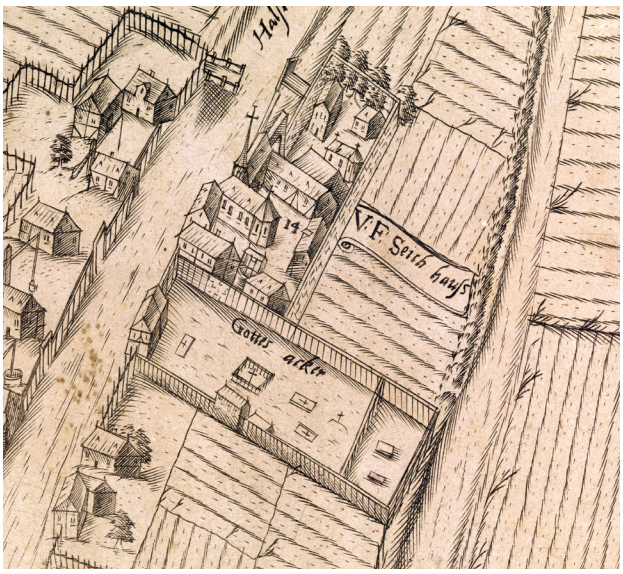


Kat.-Nr. 4 Hans von Gerßdorff, Feldtbuch der Wundartzney. Staatsbibliothek Bamberg, Inc.typ.Ic.I.35

von Gliedern – behandelte Gersdorff die menschliche Anatomie – wobei er sich stark auf die *Chirurgia magna* des französischen Arztes Guy de Chauliac (um 1298–1368) stützte – sowie diverse Geschwüre und Hautkrankheiten.[22] Der mit *Besehung der vßsetzigen* bezeichnete Holzschnitt zeigt einen Mann, dessen Kopf, Brust und Füße mit Beulen und Geschwüren übersät sind. Er wird von einer Gruppe von drei Ärzten untersucht, von denen der eine die Geschwüre am Kopf in Augenschein nimmt, während ein weiterer eine Harnschau durchführt. Eine fünfte Person bereitet unterdessen am linken Bildrand in einer Schüssel einen Verband vor. In der Praxis lief die Schau oft weniger harmonisch ab als auf diesem Bild: Die von Fritz Dross ausgewerteten Gutachten der frühen 1570er Jahre zeigen jedenfalls, dass die Nürnberger Stadtärzte diese Aufgabe „durchweg als Zumutung empfunden" – nicht nur wegen der damit verbundenen gesundheitlichen Risiken, sondern auch angesichts des oft ungestümen oder manipulativen Verhaltens derer, die sie untersuchen sollten.[23]

Die topographische Lage der Siechenhäuser visualisiert der als *Gründtlicher abriß der Statt Bamberg* betitelte Stadtplan von Petrus [Peter] Zweidler (um 1570–1613) aus dem Jahre 1602. Der Kupferstich, der sich aus vier Einzelblättern zusammensetzt, stellt die Stadt aus der Vogelperspektive detailreich dar und gilt als erste Gesamtansicht Bambergs, „die mit dem Anspruch auf eine vollständige und geographisch korrekte Wiedergabe erstellt wurde."[24] Dass Zweidler, der sich auf dem Plan als *Chorograph und Landmesser* bezeichnete, den Plan dem von 1599 bis 1609 regierenden Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel widmete, verdeutlichen die linke der beiden Wappendarstellungen am oberen Rand, die einen thronenden Bischof mit Schwert und Reichsapfel zeigt und die Unterschrift *Ioannes Philippe dei gratia Ep̄s Bambergensis* trägt, sowie die Widmung in der linken unteren Ecke des Plans. In der linken oberen Ecke findet sich ein *Verzeichnüs der fürnembsten örtter der Stadt Bamberg*, die mit Buchstaben markiert sind, sowie mit Zahlen von 1 bis 14 identifizierte *Höffe und andere nahmhaffte heuser*. Unter Letztere fallen auch die Bamberger Siechenhäuser.

Mit der Nummer 14 wurde *Unser Frauen Siech hauss* an der Hallstadter Straße versehen. Das Gebäude befindet sich in der rechten oberen Ecke des Plans; es liegt an der Peripherie der Stadt und ist umgeben von Äckern und Wiesen. Auf dem Gelände des Siechenhauses ist eine Kirche zu erkennen. Direkt an das Grundstück schließt ein umzäunter Bereich an, der als *Gottes acker*, also als Friedhof, bezeichnet ist. Die unmittelbare Nachbarschaft des Siechhofs zu einem Friedhof lässt auf die Notwendigkeit schließen, Verstorbene rasch zu beerdigen, ohne die Leichen vorher über größere Entfernungen zu transportieren. Das Siechenhaus war also bewusst abseits vom Stadtzentrum errichtet worden und isolierte dort Aussätzige und andere chronisch Kranke von der Stadtbevölkerung, um Letztere vor Ansteckung zu schützen. Das Lazaretthaus bzw. „äußere Kurhaus" schloss direkt nordöstlich an den Liebfrauen-Siechhof an. „Die Siechenstraße entwickelte sich" somit, wie Gabriele Wiesemann schreibt, „bis zum Spätmittelalter zum größten Standort für die Versorgung Kranker in der Stadt."[25]



Der Liebfrauen-Siechhof in einem Ausschnitt des Zweidler-Plans. Staatsbibliothek Bamberg, V B 22-2

Ebenfalls an der Peripherie der Stadt lag der Antoni-Siechhof. Er ist in der Kartenlegende mit der Zahl 10 (*S Anthony Siech hauss*) versehen und befindet sich im linken unteren Bildsegment über dem Textfeld mit der Widmung Zweidlers an den Fürstbischof. Auch an dieses Grundstück grenzen Felder und Wiesen an, und in seiner Nähe stehen lediglich vereinzelte Häuser. Auch hier ist die große Entfernung vom Stadtzentrum auffällig. Der Siechhof grenzte zudem nicht direkt an die Straße an, sondern stand etwas abseits und war von einer Mauer umgeben. So war sichergestellt, dass chronisch Kranke vom Rest der Bevölkerung isoliert waren und keine Gefahr für sie darstellten. Im Gegensatz zum Liebfrauen-Siechhaus zeigt der Zweidler-Plan in diesem Fall allerdings keinen angrenzenden Friedhof.

Fast 200 Jahre später – und damit nach der Zusammenlegung beider Institutionen an der Hallstadter Straße – fertigte der Bamberger Maurer Gregor Leydl (gest. nach 1832) einen großformatigen handkolorierten Plan des alten Antoni-Siechhofs **(Kat.-Nr. 5)** an, der einer Beschreibung aus dem Jahre 1799 zufolge weiterhin *zur Aufnahme für die gegen Palmsonntag jährlich ankommenden fremden Siechen als [...] Nachtlager* diente.[26] Der Plan ist in der rechten oberen Ecke als

Der Antoni-Siechhof in einem Ausschnitt des Zweidler-Plans. Staatsbibliothek Bamberg, V B 22-2

Grundriß des Antoni Siechhof auf dem oberen Kaulberg im Jahre 1800 bezeichnet. Darunter befindet sich eine Legende, die mit den Buchstaben A bis T sämtliche Bereiche der Anlage wie Eingang, Kapelle, Sakristei, Wohnhaus, Brunnen oder Garten identifiziert. Auffällig sind die 196 Grabstätten, die den gesamten oberen Teil des ummauerten Areals einnehmen. Die auf dem Plan mit dem Buchstaben Q markierten Bereiche enthielten laut der Legende die Gräber der Kinder; auf den mit S vermerkten Bereichen wurde Platz für neue Gräber geschaffen, als auf dem alten Begräbnisgelände bereits alle Grabplätze belegt waren. Das starke Anwachsen des Gräberfelds gegenüber der Entstehungszeit des Zweidler-Plans ist darauf zurückzuführen, dass ein Teil des Grundstücks seit 1771 zur Erweiterung des Friedhofs der Pfarrei Unserer Lieben Frau (Obere Pfarre) genutzt wurde. Der Planzeichner Gregor Leydl bezeichnet sich auf dem Plan übrigens nicht nur als *Maurers gesel*, sondern auch als *Tottengräber der obern pfarr*.[27]

Im Laufe der Frühen Neuzeit hatte sich der Antoni-Siechhof – wie viele andere frühneuzeitliche Siechenhäuser und Leprosorien – von einer Fürsorgeeinrichtung für unheilbar Kranke zu einer Versorgungsanstalt für Pfründner gewandelt.[28] Um 1800 galten derartige Einrichtungen als nicht mehr zeitgemäß. Nach der Säkularisation des Hochstifts Bamberg wurde der Siechhof aufgegeben; sein Vermögen ging in einen *Fond für Unheilbare* über, den seit 1808 der Wohltätigkeitsfonds der Stadt Bamberg verwaltete.[29]

Auch wenn das Konzept des Siechenhauses bereits vor mehr als zwei Jahrhunderten als überholt galt, ist der Gedanke der Isolation von Menschen mit ansteckenden Krankheiten weiterhin lebendig. In der 2020 ausgebrochenen Corona-Pandemie wurden Begriffe wie „Mindestabstand“, „Social Distancing“ oder „Quarantäne“ rasch geläufig und flossen in das Alltagsvokabular ein. Auch wenn diese Maßnahmen auf der Grundlage fundierter wissenschaftlicher Erkenntnisse beschlossen wurden, weisen sie durchaus Ähnlichkeiten mit frühneuzeitlichen Isolations- und Distanzierungspraktiken auf. Offenbar bestanden bereits in der Vormoderne grundlegende Kenntnisse bezüglich der Übertragungswege von Infektionskrankheiten und der Möglichkeit, das Infektionsrisiko durch die Reduzierung sozialer Kontakte zu minimieren.

Anna Lynn Pieger / Mark Häberlein

Kat.-Nr. 3
Sebastian Münster, Cosmographei oder beschreibung aller laender herrschafften fürnemsten stetten geschichten gebreüchen hantierungen etc. Basel: Petri, 1558. [10] Bl., xiiij Doppeltafeln, xcvi S., [2] Bl., S. xcvij – Mccxxxiij [=1265], [1] S., 33,5 x 23,5 x 8 cm. Staatsbibliothek Bamberg, JH.Geogr.f.3. Aufgeschlagen: S. clx–clxi (mit Holzschnitt eines Leprosen).

Kat.-Nr. 4
Hans von Gerßdorff, Feldtbuch der Wundartzney. Straßburg: Schott, 1526. [99] Bl., 20,5 x 15,5 x 3 cm. Staatsbibliothek Bamberg, Inc.typ.Ic.I.35. Aufgeschlagen: Bl. XCv (Besehung der vßsetzigen).

Kat.-Nr. 5
Georg Leydl, Plan des Antoni-Siechhofs, um 1800. Zeichnung. Staatsbibliothek Bamberg, VIII B 48.

1 Vgl. Jütte 2013, S. 35–41.
2 Vgl. Friess 2012.
3 Zu Münster und seiner Kosmographie vgl. Wessel 2004; McLean 2007.
4 Münster 1558, S. clx–clxi.
5 Vgl. Wilderotter 1995, S. 17–20; Leven 2005, S. 23f.; Jütte 2013, S. 154; Lindemann 2013, S. 60. Ausführlich zur Randgruppenthematik: Roeck 1993; Hergemöller 2001.
6 Vgl. Jütte 2013, S. 158, 161.
7 Vgl. Klötzer 2020.
8 Vgl. Jütte 2013, S. 36.
9 Vgl. Sailer 1970, S. 132; Breuer u.a. 2003, S. 251–253; Wiesemann 2012, S. 1679; Exner u.a. 2019, S. 249–284.
10 Vgl. Sailer 1970, S. 147f.; Reddig 1998, 15f.; Wiesemann 2012, S. 1678f.
11 StABa, B 26c, Nr. 128a, Bamberger Verordnungen über ansteckende Krankheiten 1543–1805, Mandat Bischof Weigands von Redwitz *der erschrocklichen kranckheidt der Bestilentz halber*, 1543.
12 Vgl. Sailer 1970, S. 162–164; Exner u.a. 2019, S. 288–318.
13 Vgl. Sailer 1970, S. 155f.; Wiesemann 2012, S. 1679f.; Exner u.a. 2019, S. 284–288. – Zur Problematik der Identifikation von ‚Franzosenkrankheit' und Syphilis vgl. Stein 2003; siehe auch Lindemann 2013, S. 66–70.
14 Vgl. Sailer 1970, S. 135–144; Baumgartl u.a. 2015, S. 13.
15 Vgl. Sailer 1970, S. 133–135, 149f., 156, 163; Reddig 1998, S. 16; Breuer u.a. 2003, S. 253; Baumgartl u.a. 2015, S. 18f.
16 Vgl. Breuer u.a. 2003, S. 254f.; Sailer 1970, S. 133, 148; Reddig 1998, S. 15; Wiesemann 2012, S. 1690f.; Baumgartl u.a. 2015, S. 11f.; Exner u.a. 2019, S. 256–258.
17 Vgl. Sailer 1970, S. 145f., 153f., 158–161.
18 Vgl. Jütte 2013, S. 56f.
19 Zit. nach Sailer 1970, S. 143f.
20 Vgl. dazu Dross/Kinzelbach 2011 sowie ausführlich Dross 2011.
21 Vgl. zu ihm Wickersheimer 1964.
22 Vgl. ausführlich dazu Panse 2012.
23 Vgl. Dross 2011, S. 33.
24 Gunzelmann 2012, S. 345.
25 Wiesemann 2012, S. 1680. Vgl. auch die Abbildung ebd., S. 1679 sowie Exner u.a. 2019, S. 252f., 286.
26 Zitiert nach Baumgartl u.a. 2015, S. 12. Vgl. auch Sailer 1970, S. 133.
27 Vgl. Sailer 1970, S. 133; Breuer u.a. 2003, S. 255f.; Baumgartl u.a. 2015, S. 12.
28 Vgl. Jütte 2013, S. 38; Baumgartl u.a. 2015, S. 15.
29 Wunder 1853, S. 197; Reddig 2013, S. 350–366; Baumgartl u.a. 2015, S. 45.

Kat.-Nr. 5 Georg Leydl, Plan des Antoni-Siechhofs, um 1800. Zeichnung. Staatsbibliothek Bamberg, VIII B 48

4 | Die Rolle der Apotheken im städtischen Medizinalwesen

Bereits im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit verfügte die bischöfliche Residenzstadt Bamberg über ein differenziertes Medizinalwesen. Hierin kam den Apotheken vorrangig die Aufgabe zu, die von den Hof- und Stadtärzten verschriebenen Medikamente bereitzustellen.[1] In Bamberg sind seit dem 15. Jahrhundert zwei Apotheken belegt, die entsprechend ihrer Lage in der Nähe zweier zentraler Brücken über die Regnitz als Obere bzw. Untere Apotheke bezeichnet wurden. Die Obere Apotheke oder Hofapotheke befindet sich bis heute an ihrem ursprünglichen Standort am Fuße des Dombergs in der Karolinenstraße 20.[2] Wie die Verordnungen und Mandate der fürstbischöflichen Regierung sowie die Pestschriften Bamberger Ärzte zeigen,[3] wurde von den Apothekern erwartet, im Fall von Epidemien geeignete Arzneimittel zur Prävention und Behandlung der Kranken bereitzustellen.

Die Apotheker waren ursprünglich eng mit dem Gewürz- und Kramhandel verbunden, entwickelten sich jedoch an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit zunehmend zu spezialisierten Anbietern von Mitteln und Substanzen, denen eine medizinische Wirkung zugeschrieben wurde.[4] Ihr Angebot umfasste sowohl *simplicia*, d.h. Arzneimittel aus bestimmten Mineralien, pflanzlichen oder tierischen Bestandteilen, als auch *composita*, d.h. speziell und mitunter aufwendig zubereitete Arzneimischungen.[5]

Eine frühe, wenngleich stark stilisiert wirkende Darstellung einer Apotheke findet sich im *Liber de arte Distillandi de Compositis* **(Kat.-Nr. 6)**, einem Buch über die Kunst des Destillierens, des in Straßburg tätigen Wundarztes Hieronymus Brunschwig (um 1450–1512/13).[6] Das erstmals 1512 in Straßburg gedruckte Buch kam dem großen zeitgenössischen Interesse an Pharmazie und Alchemie entgegen und erlebte mehrere Neuauflagen. Die Abbildung zeigt in der linken Bildhälfte eine Gruppe von drei ins Gespräch vertieften Männern, während in der rechten Hälfte ein Junge vor einem Arbeitstisch sitzt und mit Mörser und Stößel Substanzen zermahlt. Über der Nische, in der sich der Arbeitstisch befindet, sind Gefäße in zwei Reihen übereinander aufgestellt.

Eine detailliertere Vorstellung von den Aufgaben eines Apothekers im 16. Jahrhundert vermittelt ein ursprünglich im *Ständebuch* Jost Ammans von 1568 publizierter Holzschnitt. Die frühneuzeitliche Ständeliteratur behandelt Aufgaben und Bedeutung der Stände und Berufe, in die sich die Gesellschaft gliederte. Während Herrscher, Klerus und Adel die Spitze der Ständepyramide bildeten, reihten sich die bürgerlichen Professionen, die Bauern und die unehrlichen Berufe entsprechend ihrem Status und der ihnen jeweils zugeschriebenen Ehrbarkeit darunter ein.[7] Der *Apotecker* ist bei Amman nach dem *Doctor* als zweiter Beruf innerhalb des dritten Standes abgebildet, was gemäß der Ordnung des Buches auf einen angesehenen und ehrbaren Beruf schließen lässt. Die Holzschnitte Jost Ammans zeigen die Vertreter der Stände und Berufe in typischer Kleidung, und die Reime von Hans Sachs beschreiben charakteristische Arbeitsabläufe. Die Bilder und Reime geben freilich kein authentisches Bild des frühneuzeitlichen Alltags wieder, sondern haben in ihrer idealtypischen Darstellung einer wohl-

Das Reigister

Wie anfahen die inhaltung vnd lere der capitel

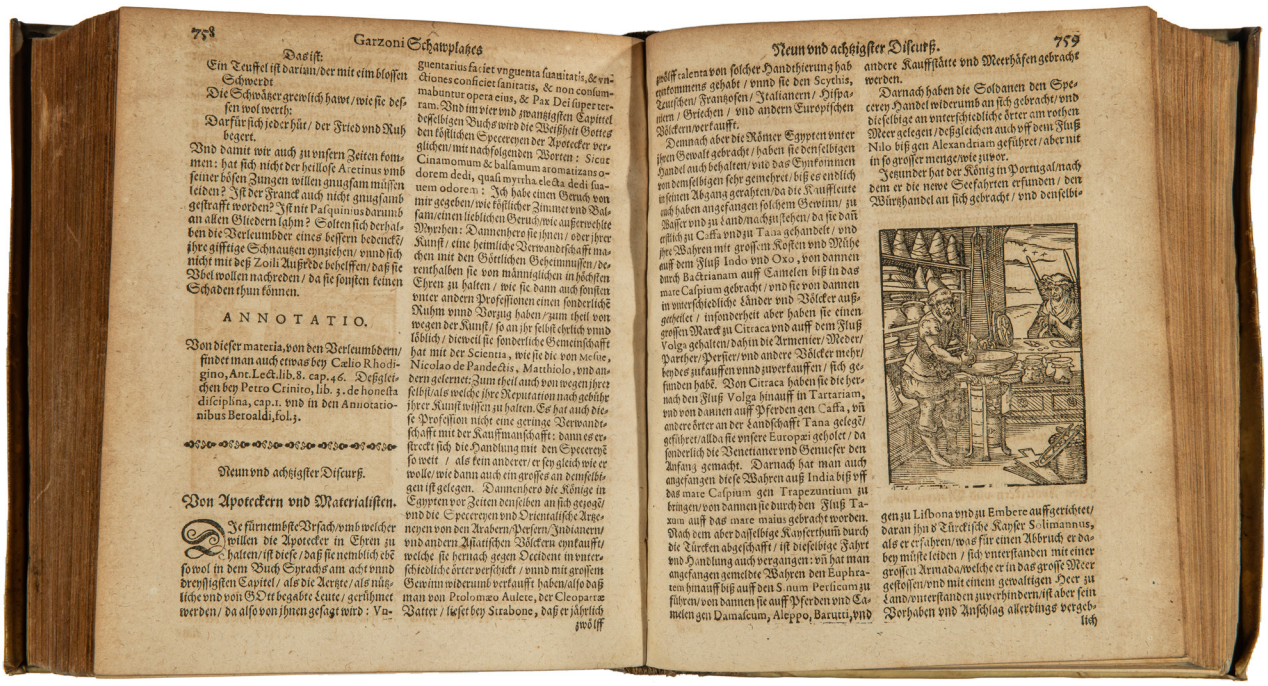
Kat.-Nr. 6 Hieronymus Brunschwig, Liber de arte Distillandi de Compositis. Staatsbibliothek Bamberg, Inc.typ.L.I.30

geordneten Gesellschaft eine moralisch-didaktische Funktion. Tatsächlich kam es zwischen Apothekern, Ärzten und anderen Heilern häufig zu Streitigkeiten um die Abgrenzung ihrer jeweiligen Kompetenzen.[8]

Die Darstellung des Apothekers (vgl. S. 41) zeigt einen Innenraum, welcher mit Regalen ausgestattet ist, in denen Gefäße verschiedenster Formen und Größen stehen. Jedes Gefäß ist mit einer Beschriftung versehen, die offenbar auf die darin enthaltenen Arzneien bzw. Substanzen verweist. Inmitten des Raumes steht ein Mann in stattlicher Kleidung hinter einem Tresen, der in einem Behälter rührt. Links unter dem Tresen ist ein Hund und rechts im Bild sind zwei Männer vor dem Tresen zu erkennen, von denen einer nicht nur aufgrund seiner Haltung, sondern auch wegen der Verbände an seinen Beinen geschwächt aussieht. Offenbar stellt der Apotheker Arzneien für einen Erkrankten her. Die Popularität von Ammans Stände- und Berufsdarstellungen zeigt sich in ihrem Vorbildcharakter für Illustrationen enzyklopädischer Werke des 17. Jahrhunderts. Ein Beispiel dafür ist die 1641 in Frankfurt am Main erschienene deutsche Übersetzung von Tommaso Garzonis *Piazza Universale* **(Kat.-Nr. 7)**. Diese erstmals 1585 in Venedig gedruckte Enzyklopädie, die in 153 Abschnitten das Wissen der Zeit über Berufe und Tätigkeiten kompilierte, wurde in mehrere Sprachen übersetzt und häufig neu aufgelegt. Über die Apotheker heißt es hier, sie seien in Ehren zu halten und würden bereits im biblischen Buch Jesus Sirach *als nützliche vnd von GOtt begabte Leute/ gerühmet.*[9]

Angesichts ihrer Bedeutung für die medizinische Versorgung der Bevölkerung unterlagen die Apotheken seit dem späten Mittelalter obrigkeitlicher Regulierung.[10] Apothekenordnungen enthielten detaillierte Vorschriften hinsichtlich der Qualitätsstandards der Arzneien sowie der Materialien für deren Zubereitung. Ferner legten sie den Tätigkeitsbereich der Apotheker fest, zogen eine klare Trennlinie zwischen den Berufsfeldern des Arztes und des Apothekers und regulierten die Preise, zu denen die Arzneien verkauft werden durften.[11]

Ein Beispiel dafür ist die von Bischof Ernst von Mengersdorf (reg. 1583–1591) erlassene gedruckte *Newe Apotecker Ordnung zu Bamberg* **(Kat.-Nr. 8)**, die auf den 4. November 1584 datiert ist. Das Adjektiv *Newe* zeigt, dass eine existierende Ordnung reformiert und an geänderte Rahmenbedingungen angepasst wurde. Die Gründe dafür werden zu Beginn erläutert: Da häufig alte Materialien für die Zubereitung von Arzneien verwendet würden, zeigten diese nicht mehr die erwünschte Heilwirkung. Zudem hätten die Apotheken in der Vergangenheit hohe Preise für die Medikamente verlangt, so dass eine Preisfixierung notwendig erschien.[12] Das in der Staatsbibliothek Bamberg überlieferte Exemplar ist Teil eines Sammelbandes, als dessen früherer Besitzer auf der Innenseite des vorderen Buchdeckels *Martin Joseph von Reider, Bamberg 1824* angegeben ist; es stammt also aus dem Besitz des bekannten Bamberger Zeichenlehrers, Geschichtsforschers und Kunstsammlers, der von



758 Garzoni Schawplatzes

Das ist:

Ein Teuffel ist darum/ der mit ein blossen Schwerdt

Die Schwätzer grewlich hawt/ wie sie dessen wol werth:

Darfür sich jeder hüt/ der Fried vnd Ruh begert.

Vnd damit wir auch jn vnsern Zeiten kommen: hat sich nicht der beillose Aretinus vmb seiner bösen Zungen willen gnugsam müssen leiden? Ist der Franck auch nicht gnugsamb gestrafft worden? Ist nit Pasquinius darumb an allen Gliedern lahm? Solten sich derhalben die Verleumder eines bessern bedencken/ jhre giffttige Schnutzen entziehen/ vnnd sich nicht mit deß Zoili Aufrede behelffen/ daß sie Vbel wollen nachreden/ da sie sonsten keinen Schaden thun können.

ANNOTATIO.

Von dieser materia, von den Verleumbdern/ findet man auch etwas bey Cælio Rhodigino, Ant. Lect. lib. 8. cap. 46. Deßgleichen bey Petro Crinito, lib. 3. de honesta disciplina, cap. 1. vnd in den Annotationibus Beroaldi, fol. 3.

Neun vnd achtzigster Discurß.

Von Apotecken vnd Materialisten.

DJe fürnembste Vrsach/ vmb welcher willen die Apotecker in Ehren zu halten/ ist diese/ daß sie nemblich ebe so wol in dem Buch Syrachs am acht vnnd dreyssigsten Capitel/ als die Aerzte/ als nützliche vnd von GOtt begabte Leute/ gerühmet werden/ da also von jhnen gesagt wird: Vnguentarius faciet vnguenta suauitatis, & vnctiones conficiet sanitatis, & non consumabuntur opera eius, & Pax Dei super terrem. Vnd im vier vnd zwantzigsten Capittel desselbigen Buchs wird die Weißheit Gottes den köstlichen Specereyen der Apotecker verglichen/ mit nachfolgenden Worten: Sicut Cinamomum & balsamum aromatizans odorem dedi, quasi myrrha electa dedi suauem odorem: Ich habe einen Geruch von mir gegeben/ wie köstlicher Zimmet vnd Balsam/ einen lieblichen Geruch/ wie außerwehlte Myrrhen: Dannenhero sie jhnen/ oder jhrer Kunst/ eine heimliche Verwandtschafft machen mit den Göttlichen Geheimnussen/ derenthalben sie von männiglichen in höchsten Ehren zu halten/ wie sie dann auch sonsten vnter andern Professionen einen sonderlichẽ Ruhm vnnd Vorzug haben/ zum theil von wegen der Kunst/ so an jhr selbst ehrlich vnnd löblich/ dieweil sie sonderliche Gemeinschafft hat mit der Scientia, wie sie die von Mesue, Nicolao de Pandectis, Matthiolo, vnd andern gelernet: Zum theil auch von wegen jhrer selbstigals welche jhre Reputation nach gebühr jhrer Kunst wissen zu halten. Es hat auch diese Profession nicht eine geringe Verwandtschafft mit der Kauffmanschafft: dann es erstreckt sich die Handlung mit den Specereyẽ so weit/ als kein anderer/ er sey gleich wie er wolle/ wie dann auch ein grosses an demselbigen ist gelegen. Dannenhero die Könige in Egypten vor Zeiten denselben an sich gezogẽ/ vnd die Specereyen vnd Orientalische Artzeneyen von den Arabern/ Persern/ Jndianern/ vnd andern Asiatischen Völckern eynkauffte/ welche sie hernach gegen Occident in vnterschiedliche örter verschickt/ vnnd mit grossem Gewinn widerumb verkauft haben/ also daß man von Peolomæo Aulete, der Cleopatræ Vatter/ lieset bey Strabone, daß er jährlich zwölff

Neun vnd achtzigster Discurß. 759

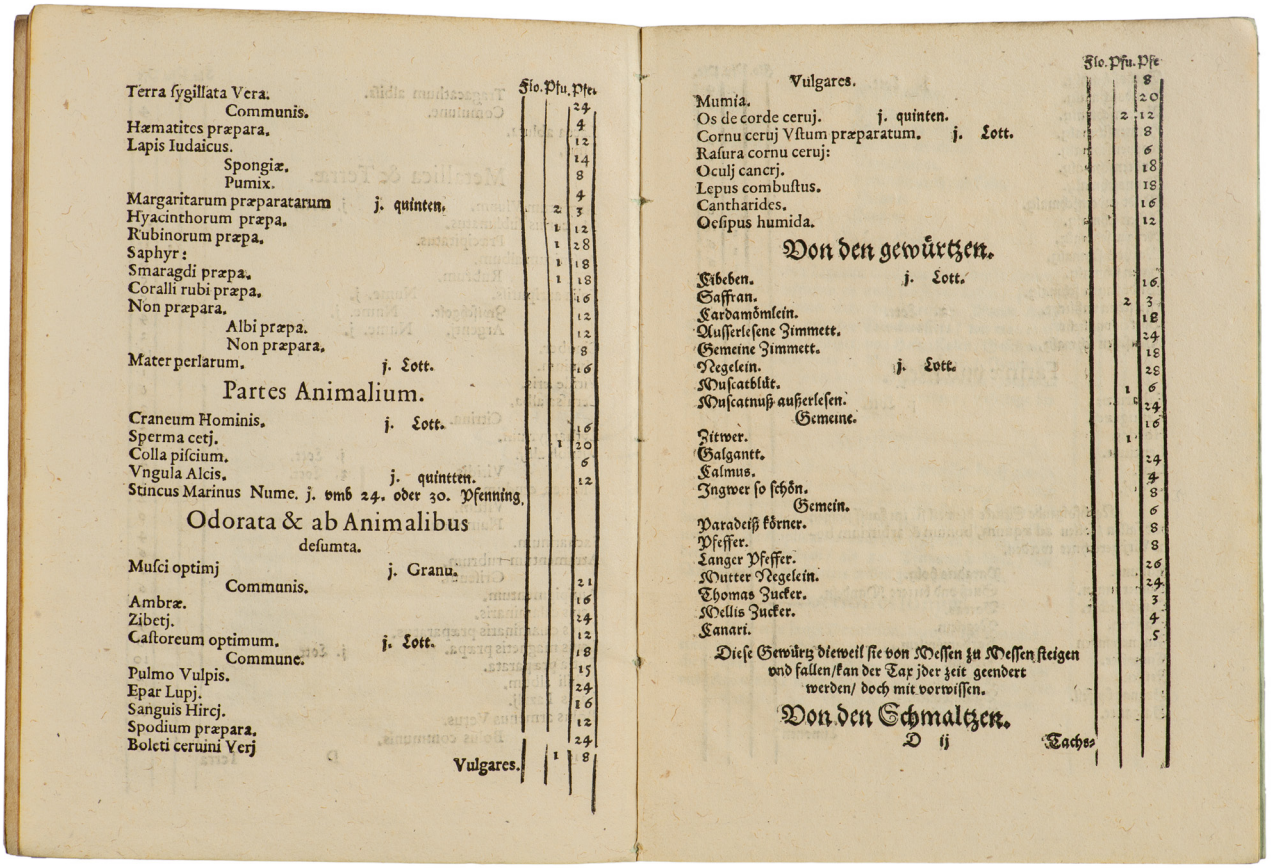
poliff talenta von solcher Handthierung hab eingekommens gehabt/ vnnd sie den Scythis, Teutschen/ Franhosen/ Jtaliannern/ Hispanjern/ Griechen/ vnd andern Europischen Völckern verkauft.

Demnach aber die Römer Egypten vnter jhrem Gewalt gebracht/ haben sie denselbigen Handel auch behalten/ vnd das Eynkommen von demselbigen sehr gemehret/ biß es endlich in seinen Abgang gerahten/ da die Kauffleute auch haben angefangen solchem Gewinn/ zu Wasser vnd zu Land/ nachzusehen/ da sie dann erstlich zu Caffa vnd zu Tana gehandelt/ vnd jhre Wahren mit grossem Kosten vnd Mühe auff dem Fluß Indo vnd Oxo, von dannen durch Bactrianam auff Camelen biß in das mare Caspium gebracht/ vnd sie von dannen in vnterschiedliche Länder vnd Völcker außgetheilet/ insonderheit aber haben sie einen grossen Marck zu Citracea vnd auff dem Fluß Volga gehalten/ dahin die Armenier/ Meder/ Parther/ Perser/ vnd andere Völcker mehr/ beydes zukauffen vnnd zuverkauffen/ sich gefunden habẽ. Von Citraca haben sie die hernach den Fluß Volga hinauff in Tartariam, vnd von dannen auff Pferden gen Caffa, vñ andere örter an der Landschafft Tana gelegẽ/ geführet/ allda sie vnsere Europæi geholet/ da sonderlich die Venetianer vnd Genueser den Anfang gemacht. Darnach hat man auch angefangen diese Wahren auß India biß vff das mare Caspium gen Trapezuntium zu bringen/ von dannen sie durch den Fluß Tarxum auff das mare maius gebracht worden. Nach dem aber dasselbige Kayserthum durch die Türcken abgeschafft/ ist dieselbige Fahrt vnd Handlung auch vergangen: vñ hat man angefangen gemelte Wahren den Euphraten hinauff biß auff den Sinum Persicum zu führen/ vnd dannen sie auff Pferden vnd Camelen gen Damascum, Aleppo, Barutti, vnd andere Kauffstätte vnd Meerhäfen gebracht werden.

Darnach haben die Soldanen den Specerey Handel widerumb an sich gebracht/ vnd dieselbige an vnterschiedliche örter am rothen Meer gelegen/ deßgleichen auch vff vom Fluß Nilo biß gen Alexandriam geführet/ aber nit in so grosser menge/ wie zuvor.

Jetzunder hat der König in Portugal/ nach dem er die newe Seefahrten erfunden/ den Würtzhandel an sich gebracht/ vnd denselbigen zu Lisbona vnd zu Embere auffgerichtet/ daran jhn d'Türckische Kayser Solimannus, als er erfahren/ was für einen Abbruch er dabey müste leiden/ sich vnterstanden mit einer grossen Armada/ welche er in das grosse Meer gestossen/ vnd mit einem gewaltigen Heer zu Land/ vnterstanden zuverhindern/ ist aber sein Vorhaben vnd Anschlag allerdings vergeblich

Kat.-Nr. 7 Tommaso Garzoni, Piazza Universale: Das ist: Allgemeiner Schawplatz, Marckt vnd Zusammenkunfft aller Professionen, Künsten, Geschäfften, Händeln vnnd Handt-Wercken, etc. Staatsbibliothek Bamberg, 57 B 11



Terra ſygillata Vera. Flo. Pfu. Pfe.
Communis. 24
Hæmatites præpara. 4
Lapis Iudaicus. 12
Spongiæ. 14
Pumix. 8
Margaritarum præparatarum j. quinten. 4
Hyacinthorum præpa. 2 3
Rubinorum præpa. 1 12
Saphyr: 1 28
Smaragdi præpa. 1 18
Coralli rubi præpa. 1 18
Non præpara. 16
Albi præpa. 12
Non præpara. 12
Mater perlarum. j. Lott. 8
16

Partes Animalium.

Craneum Hominis. j. Lott. 16
Sperma cetj. 1 20
Colla piſcium. 6
Vngula Alcis. j. quintten. 12
Stincus Marinus Nume. j. umb 24. oder 30. Pfenning.

Odorata & ab Animalibus desumta.

Muſci optimj j. Granu. 21
Communis. 16
Ambræ. 24
Zibetj. 12
Caſtoreum optimum. j. Lott. 18
Commune. 15
Pulmo Vulpis. 24
Epar Lupj. 16
Sanguis Hircj. 12
Spodium præpara. 24
Bolcti ceruini Verj 1 8
Vulgares.

Vulgares. Flo. Pfu. Pfe
Mumia. 8
Os de corde ceruj. j. quinten. 20
Cornu ceruj Vſtum præparatum. j. Lott. 2 12
Raſura cornu ceruj: 8
Oculj cancrj. 6
Lepus combuſtus. 18
Cantharides. 18
Oeſipus humida. 16
12

Von den gewürtzen.

Zibeben. j. Lott. 16
Saffran. 2 3
Cardamömlein. 18
Auſſerleſene Zimmett. 24
Gemeine Zimmett. 18
Negelein. j. Lott. 28
Muſcatblüt. 1 6
Muſcatnuß auſſerleſen. 24
Gemeine. 16
Zitwer. 1
Galgantt. 24
Calmus. 4
Ingwer ſo ſchön. 8
Gemein. 6
Paradeiß körner. 8
Pfeffer. 8
Langer Pfeffer. 26
Mutter Negelein. 24
Thomas Zucker. 3
Mellis Zucker. 4
Canari. 5

Dieſe Gewürtz dieweil ſie von Meſſen zu Meſſen ſteigen vnd fallen/kan der Tax jder zeit geendert werden/ doch mit vorwiſſen.

Von den Schmaltzen.

D ij Tachs-

Kat.-Nr. 8 Newe Apotecker Ordnung zu Bamberg. Staatsbibliothek Bamberg, HV.H.Bbg.513 / JH.Inc.typ.IV.260

1793 bis 1862 lebte. In der Apothekenordnung selbst finden sich Unterstreichungen und Kommentare von unbekannter Hand. Auf der Innenseite des Deckblatts der Ordnung steht eine handschriftliche Liste von Apothekenordnungen, die vom Jahr 1582 bis ins frühe 17. Jahrhunderts reicht. Die Liste erfasst auch mehrere Städte im fränkischen Raum wie Bamberg, Nürnberg, Würzburg und das damals sächsische Coburg. In dieser chronologischen Auflistung steht Bamberg mit der Ordnung von 1584 an zweiter Stelle.

Die *Newe Apotecker Ordnung* gliedert sich in 18 Punkte. Sie sieht zunächst vor, dass die Bestimmungen jährlich, spätestens jedoch alle zwei Jahre den aktuellen Umständen angepasst werden sollten. Die folgenden Regelungen gelten der professionellen Tätigkeit der Apotheker: Diese sollten ihre Materialien sorgfältig sammeln, zubereiten und aufbewahren. Die Kennzeichnung der Behälter mit dem Herstellungsdatum war wichtig, um die Haltbarkeit der Substanzen transparent zu machen und alte Zubereitungen entsorgen zu können. Indem die Substanzen, welche zur Herstellung einer bestimmten Arznei verwendet wurden, sowie die Herstellungsdaten und die Preise der Arzneien in ein Register eingetragen wurden, sollten die Patienten vor Betrug oder Nachlässigkeit der Apotheker geschützt werden. Damit die Patienten stets frische Zubereitungen erhielten, sollten die Apotheker nicht zu viel von einer bestimmten Arznei auf einmal produzieren. Außerdem wurden Zubereitungen nach alten Rezepten untersagt, da sichergestellt werden sollte, dass das Medikament an die aktuelle Krankheit des Patienten angepasst und entsprechend wirksam war. Ferner schrieb die Ordnung vor, dass Arzneien grundsätzlich nur nach ärztlicher Verordnung verkauft werden durften; bei der Herstellung bestimmter komplizierter Arzneien sollte sogar ein Arzt persönlich anwesend sein. Die Unterscheidung der Professionen Arzt und Apotheker kommt darin zum Ausdruck, dass Apotheker keine Krankheiten selbst diagnostizieren oder Heilmittel verschreiben durften, während Ärzte keine Arzneien verkaufen und vertreiben durften – auch dann nicht, wenn ein Freundschafts- oder Verwandtschaftsverhältnis zwischen Arzt und Apotheker bestand.[13] Der Arzt war also für die Diagnose der Krankheit sowie für die Festlegung der Therapie verantwortlich, der Apotheker hingegen für die Herstellung und Abgabe der verordneten Arzneien zuständig.

Der Ordnung zufolge sollten die Apotheken rund um die Uhr und auch an Feiertagen personell besetzt sein. Gesellen und Lehrjungen sollten mit eines

geschworenen Doctoren vorwissen angestellt werden, der ihre Qualifikation überprüfte. Dies erschien notwendig, da die Gesellen und Lehrjungen meist kein Latein konnten und man sichergehen wollte, dass diese fehlenden Kenntnisse keinen Nachteil für die Patienten darstellten. Das Verkaufsverbot für Medikamente durch Barbiere, Bader, Hebammen sowie für fremde Händler und Hausierer außerhalb der Jahrmärkte gab Apothekern ein Monopol auf deren Herstellung und Absatz. Ortsansässige Krämer mussten Strafen zahlen, wenn sie Heilmittel wie Theriak[14] oder Rhabarber an unbefugte Personen verkauften. Der vorletzte Punkt der Ordnung legte Qualitätsstandards für die Destilliergefäße fest. Apotheker sollten demnach vor allem Glasbehälter oder verzinnte Kupfergefäße verwenden. Grundsätzlich durften die Apotheker keine Arzneien oder Gifte, die beispielsweise eine Abtreibung herbeiführen konnten, ohne ärztliche Verordnung verkaufen. Sie waren verpflichtet, ihre Verkäufe in ein besonderes Buch einzutragen, das wöchentlich an die Ärzte zur öffentlichen Aufzeichnung übergeben werden musste.[15]

Abschließend bestimmte die Bamberger Ordnung von 1584, dass sämtliche Rezepte und Substanzen gemäß der obrigkeitlich festgelegten Taxe berechnet werden sollten. Wenn die Apotheker ihre Waren auswärts, beispielsweise in Frankfurt oder Nürnberg, kauften, sollten sie den Kaufpreis durch eine Quittung nachweisen.[16] Die Ordnung sollte solange gültig bleiben, bis sie offiziell geändert oder eine neue erlassen wurde. Ein Anhang listete die der obrigkeitlichen Preistaxe unterliegenden Materialien zur Herstellung der Arzneien auf. Eigens aufgeführt wurden die Höchstpreise der Substanzen, die für Holzkuren – also die Behandlung der häufig als Syphilis identifizierten „Franzosenkrankheit“[17] –, Klistiere und Dekokte (flüssige Extrakte) benötigt wurden.[18]

Vorrangige Ziele dieser Ordnung, die 1723 mit geringfügigen Änderungen erneut bestätigt wurde,[19] waren also eine verbindliche Regelung des Apothekenwesens in Stadt und Hochstift, die Qualitätskontrolle der Medikamente, die Überprüfung der Einhaltung professioneller Standards sowie die Begrenzung der Arzneimittelpreise. Auf dieser Basis sollten die Apotheken in die Lage versetzt werden, einen effektiven Beitrag zur Gesundheitsfürsorge in Bamberg sowie zur Prävention und Bekämpfung von Seuchen zu leisten.

Ende des 17. Jahrhunderts kam zu den beiden seit dem 15. Jahrhundert bestehenden Bamberger Apotheken eine dritte am heutigen Grünen Markt 3 hinzu: Der Apotheker Georg Franz Boxberger erwarb dort das alte Waaghaus, ließ es abreißen und ein neues Gebäude errichten, das nach seinem Hauszeichen als Einhorn-Apotheke bezeichnet wurde.[20] Hausnamen und die zugehörigen Hausmarken bzw. -zeichen dienten einerseits der Identifikation von Immobilien, etwa in Urkunden oder Zinsregistern; andererseits waren sie ein sichtbares Zeichen der Identität und Zugehörigkeit ihrer Bewohner.[21] Das Haus samt dem Hauszeichen wurde zwar im Zweiten Weltkrieg zerstört, doch eine Zeichnung ist in einer Handschrift von Johann Sebastian Schramm (1728–1790), Chorrektor der Oberen Pfarre zu Bamberg, überliefert **(Kat.-Nr. 9)**. Schramm hinterließ eine Reihe von Manuskripten, in denen er Inschriften, Wappen, Gebäude und Architekturelemente in Bamberg dokumentierte. Zur Entstehungszeit der Zeichnung gehörte die Einhorn-Apotheke der Familie Sippel. Wie der begleitende Text erläutert, war das Einhorn weiß gefasst und hob sich vor einem blauen Hintergrund ab. Da dem Horn des Einhorns seit der Antike eine wundersame Heilwirkung zugeschrieben wurde, war es zur Kennzeichnung von Apotheken sehr beliebt. Das Hauszeichen war mit dem folgenden Chronostichon versehen:

HVC FLVIT VNIGENO CORNV LANOVENTIBVS AEGRIS / CERTA SALVS ITE HVC PHARMA COPAEA PATET

Die lateinische Inschrift lässt sich übersetzen mit: „Hier fließt den Kranken, welche sich mit dem Einhorn reinigen, sichere Heilung. Kommt, hier steht ein Arzneibuch bereit“. Die Inschrift setzt also auf die vermeintliche Heilwirkung des Horns, um für die Apotheke zu werben. Zugleich verweist sie auf die Verantwortung des Apothekers für die Heilung von Kranken. Das Spezifikum eines Chronostichons besteht darin, dass bestimmte Buchstaben besonders markiert werden, die auch als römische Zahlen gelesen werden können. Diese ergeben in der Summe eine bestimmte Jahreszahl. Im Chronostichon unter dem Hauszeichen der Bamberger Einhorn-Apotheke waren die römischen Ziffern durch ihre Größe und die rote

Kat.-Nr. 9 Hauszeichen der Bamberger Einhorn-Apotheke von 1695. Staatsbibliothek Bamberg, HV.Msc.57

Schriftfarbe hervorgehoben, während der Rest der Inschrift in schwarzer Farbe gehalten war. Die roten Buchstaben ergaben die Jahreszahl 1695 – das Jahr des Neubaus der Einhorn-Apotheke.[22]

Annika Lazarek

Der Apotheker aus Jost Ammans Ständebuch (1568).
BSB, Res/4 P.o.germ.176

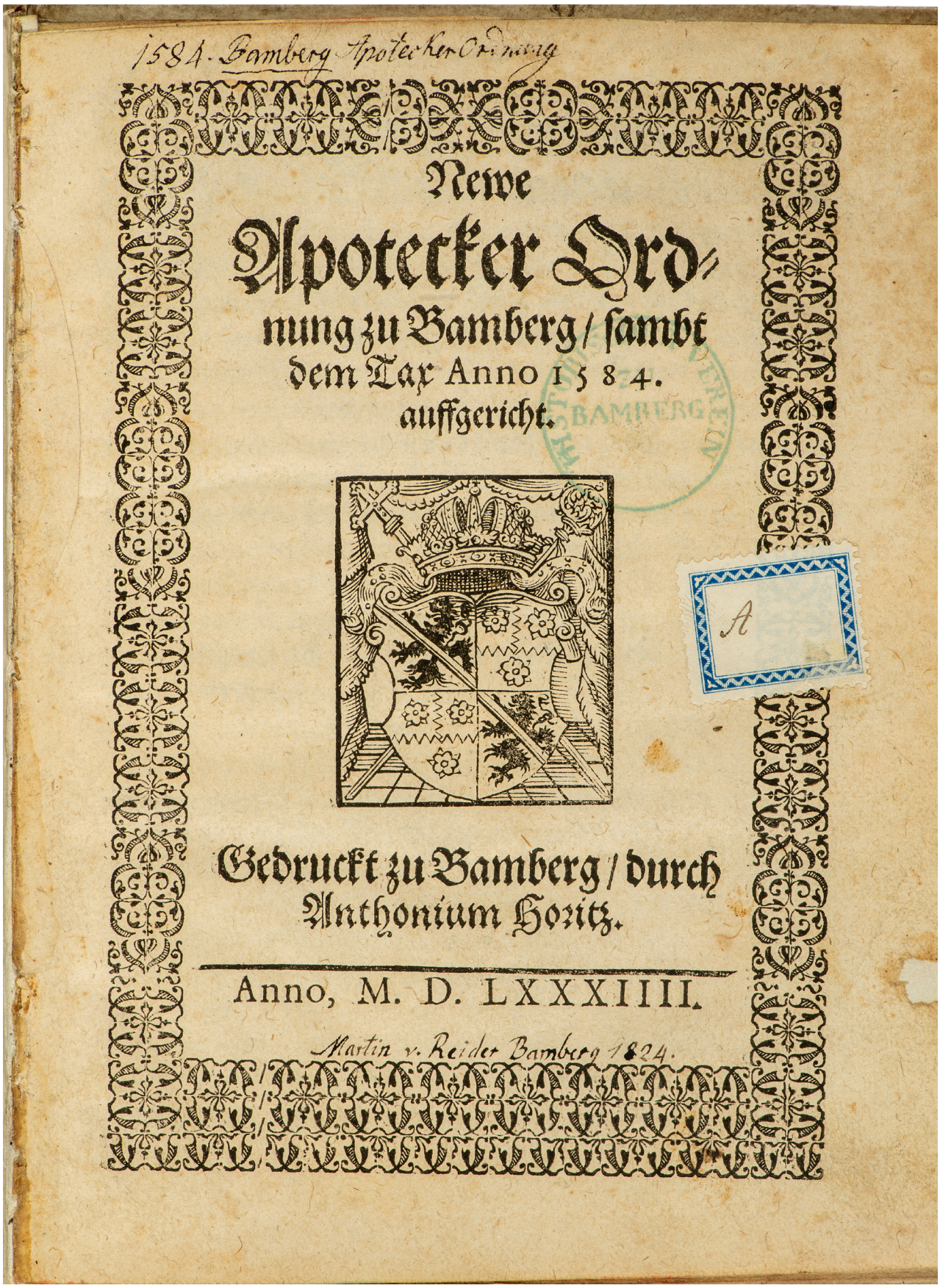
Kat.-Nr. 6
Hieronymus Brunschwig, Liber de arte Distillandi de Compositis. Straßburg: [Grüninger], 1512. XVIII [i.e. XX] Bl., Bl. IX - CCCXLIIII, [6] Bl., 32 x 22,5 x 7 cm. Staatsbibliothek Bamberg, Inc.typ.L.I.30. Aufgeschlagen: Bl. H4v/H5r (mit Holzschnitt: Apotheke).

Kat.-Nr. 7
Tommaso Garzoni, Piazza Universale: Das ist: Allgemeiner Schawplatz, Marckt vnd Zusammenkunfft aller Professionen, Künsten, Geschäfften, Händeln vnnd Handt-Wercken, etc. : Wann vnd von wem dieselbe erfunden: Wie sie von Tag zu Tag zugenommen [...]. Erstmaln durch Thomam Garzonum, Italianisch zusammengetragen anjetzo aber auffs trewlichste verteutscht mit zugehörigen Figuren, und unterschiedlichen Registern gezieret, und in Truck gegeben. Frankfurt am Main: Hoffmann, 1641. [15] Bl., 1084 S., [7] Bl., [1] gefaltetes Bl., 20,5 x 18 x 6,5 cm. Staatsbibliothek Bamberg, 57 B 11. Provenienz: Johann Neydecker, 1641. Aufgeschlagen: S. 758–759 (Von Apoteckern und Materialisten).

Kat.-Nr. 8
Newe Apotecker Ordnung zu Bamberg: sambt dem Tax Anno 1584 auffgericht, Bamberg: Horitz, 1584. [15] Bl., 19,5 x 15,5 x 1 cm. Staatsbibliothek Bamberg, HV.H.Bbg.513 / JH.Inc.typ. IV.260. Aufgeschlagen: Titelblatt, S. D1v/D2r.

Kat.-Nr. 9
Hauszeichen der Bamberger Einhorn-Apotheke von 1695. Zeichnung in: Johann Sebastian Schramm, Auri Fodina Bambergensis, Bamberg, 1772–1790. 408 Seiten, 1 ungezähltes Blatt, 30,0 x 19 x 1 cm. Staatsbibliothek Bamberg, HV.Msc.57, Aufgeschlagen: S. 239.

1 Vgl. Horn 1878, S. 41–43.
2 Vgl. Sailer 1970, S. 111f.; Döllner 2020b.
3 Vgl. die Einleitung sowie die Kapitel 5 und 6.
4 Vgl. Nutton 2022, S. 161–163.
5 Vgl. Lindemann 2013, S. 264.
6 Vgl. zu ihm Keil 2005a.
7 Vgl. Mat'a, 2019.
8 Vgl. Lindemann 2013, S. 265.
9 Garzoni 1641, S. 758.
10 Vgl. Henn 2011, S. 163.
11 Vgl. Henn 2011, S. 164.
12 Vgl. Horn 1878, S. 40; Sailer 1970, S. 115.
13 Vgl. Horn 1878, S. 41–43; Sailer 1970, S. 116–118.
14 Zu diesem seit der Antike geschätzten Allheilmittel vgl. Jütte 2013, S. 111; Nutton 2022, S. 168f.
15 Vgl. Horn 1878, S. 43–45; Sailer 1970, S. 118–120.
16 Vgl. Horn 1878, S. 45; Sailer 1970, S. 120f.
17 Vgl. dazu Stein 2003.
18 Vgl. Horn 1878, S. 46–58.
19 Vgl. Sailer 1970, S. 121.
20 Vgl. Sailer 1970, S. 112.
21 Vgl. Czaja / Signori 2009.
22 Vgl. Horn, 1878, S. 37.



1584. Bamberg Apotecker Ordnung

Newe
Apotecker Ordnung zu Bamberg / sambt dem Tax Anno 1584. auffgericht.

Gedruckt zu Bamberg / durch Anthonium Horitz.

Anno, M. D. LXXXIIII.

Martin v. Reider Bamberg 1824.

Kat.-Nr. 8 Newe Apotecker Ordnung zu Bamberg von 1584. Staatsbibliothek Bamberg, HV.H.Bbg.513

5 | Medicinalpolicey in Stadt und Hochstift Bamberg um 1600

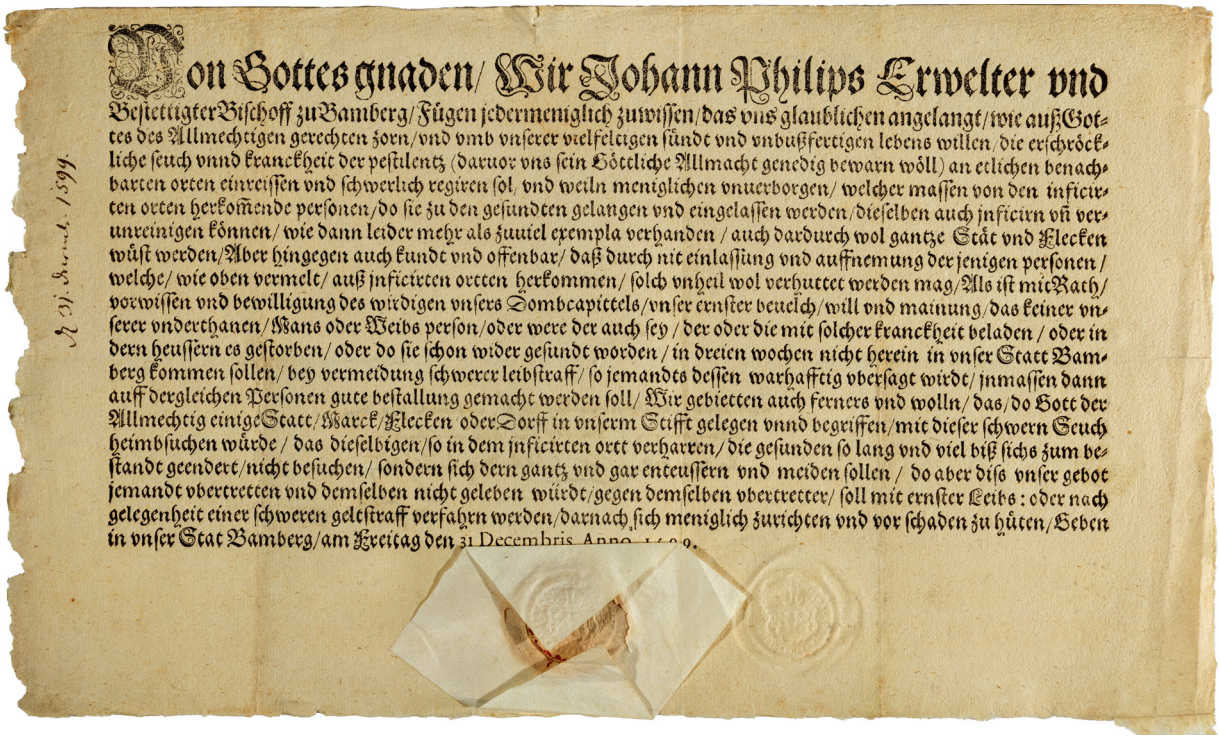
Der 1599 zum Fürstbischof von Bamberg gewählte Johann Philipp von Gebsattel (1555–1609, **Kat.-Nr. 10)**[1] war während seiner Regierungszeit mehrmals gezwungen, sich eingehend mit der Bekämpfung von Seuchen zu befassen. Allein aus dem kurzen Zeitraum zwischen dem Jahresende 1599 und dem Sommer 1602 sind gleich mehrere einschlägige Verlautbarungen von ihm überliefert. Gedruckte Mandate vom 31. Dezember 1599, vom 16. März 1601, vom 7. Januar und vom 19. Juli 1602 sowie ein handschriftlich überliefertes Mandat vom 8. Juni 1602[2] reagierten offensichtlich auf eine anhaltende epidemische Notlage in Stadt und Hochstift. Bereits wenige Jahre später war Gebsattels Regierung mit einer neuerlichen Epidemie konfrontiert, wie ein Einblattdruck aus dem Jahr 1608 zeigt.[3] Diese Verlautbarungen des Fürstbischofs fügen sich in ein umfassendes normatives Regelwerk ein, das unterschiedlichste Belange des öffentlichen Lebens zu regeln und zu kontrollieren versuchte und in der Forschungsliteratur unter dem Oberbegriff der „guten Policey" zusammengefasst wird.[4]

Kat.-Nr. 10 Porträt von Johann Philipp von Gebsattel. Staatsbibliothek Bamberg, HV.H.Bbg.27#1

Dass die vom Bamberger Landesherrn verfügten Maßnahmen auf eine in weiten Teilen Süddeutschlands grassierende *schwere Seuch der Pestilenz* reagierten, geht aus dem Umstand hervor, dass die Nürnberger Stadtärzte im Jahr 1600 ebenfalls eine therapeutische Handreichung publizierten.[5] Auch für andere süddeutsche Reichsstädte sind in diesem Zeitraum Seuchenzüge dokumentiert.[6] In der Präambel der Bamberger Verordnung von 1599 heißt es folgerichtig, dass *die erschröckliche seuch vnnd kranckheit der pestilenz [...] an etlichen benachbarten orten einreissen vnd schwerlich regiren sol.*[7]

Die scheinbar naheliegende Gleichsetzung des Quellenbegriffs *Pestilenz* mit der als Pest definierten Erkrankung ist nach Auffassung der neueren Forschung fragwürdig, galt in der Frühen Neuzeit doch jegliche Form von Epidemie als *Pestilenz*. Dahinter stand der Gedanke der schwachen, aufgrund ihrer Sünden von Gott bestraften menschlichen Existenz.[8] Eine Entscheidung, ob es sich bei einer in frühneuzeitlichen Quellen beschriebenen Seuche tatsächlich um die Pest handelte, ist aus der Retrospektive kaum möglich.

Bereits im ersten Jahr seiner Herrschaft sah sich Johann Philipp von Gebsattel *mit Rath/ vorwissen und bewilligung des wirdigen vnsers Domcapitels*[9] genötigt, als Schutzmaßnahme gegen eine weitere Ausbreitung die Beschränkung menschlicher Kontakte anzuordnen. Sein Mandat vom Silvestertag 1599 **(Kat.-Nr. 12)** ging von der Überzeugung aus, dass Personen aus *inficirten orten* die Krankheit an andere Orte transportieren könnten, so dass *dardurch gantze Stät vnd Flecken wüst werden*. Für einen Zeitraum von drei Wochen wurde daher ein Einreiseverbot in die Stadt Bamberg für Menschen ausgesprochen, die aus *inficirten orten* kamen, selbst erkrankt waren, mit Kranken in Kontakt gewesen oder kürzlich genesen waren. Als Ausdruck der landesherrlichen Autorität ist die Androhung schwerer Leibesstrafen für diejenigen anzusehen, die dem Willen des Bischofs zuwiderhandelten; umgekehrt sollten Personen belohnt werden, die Verstöße gegen das Mandat zur Anzeige brachten. Für den Fall, dass *gott der Allmechtig einige Statt, Marck Flecken oder Dorff in vnserm Stifft [...] mit dieser schwern Seuch heimbsuchen wůrde*, erließ das Mandat ebenfalls ein strenges Kontaktverbot und verfügte, dass *dieselbigen so in dem inficirten ortt verharren/ die gesunden so lang vnd viel biß sichs zum bestandt geendert/ nicht besuchen* durften.



Von Gottes gnaden/ Wir Johann Philips Erwelter vnd Bestettigter Bischoff zu Bamberg/ Fügen jedermenigliche zuwissen/ das vns glaublichen angelangt/ wie auß Gottes des Allmechtigen gerechten zorn/ vnd vmb vnserer vielfeltigen sündt vnd vnbußfertigen lebens willen/ die erschröckliche seuch vnnd kranckheit der pestilentz (daruor vns sein Göttliche Allmacht genedig bewarn wöll) an etlichen benachbarten orten einreissen vnd schwerlich regiren sol/ vnd weiln meniglichen vnuerborgen/ welcher massen von den inficirten orten herkommende personen/ do sie zu den gesundten gelangen vnd eingelassen werden/ dieselben auch jnficirn vñ verunreinigen können/ wie dann leider mehr als zuuiel exempla verhanden/ auch dardurch wol gantze Stät vnd Flecken wüst werden/ Aber hingegen auch kundt vnd offenbar/ daß durch nit einlassung vnd auffnemung der jenigen personen/ welche/ wie oben vermelt/ auß jnficirten orten herkommen/ solch vnheil wol verhuttet werden mag/ Als ist mit Rath/ vorwissen vnd bewilligung des wirdigen vnsers Dombcapittels/ vnser ernster beuelch/ will vnd mainung/ das keiner vnserer vnderthanen/ Mans oder Weibs person/ oder were der auch sey/ der oder die mit solcher kranckheit beladen/ oder in dern heussern es gestorben/ oder do sie schon wider gesundt worden/ in dreien wochen nicht herein in vnser Statt Bamberg kommen sollen/ bey vermeidung schwerer leibstraff/ so jemandts dessen warhafftig vbersagt wirdt/ jnmassen dann auff dergleichen Personen gute bestallung gemacht werden soll/ Wir gebietten auch ferners vnd wolln/ das/ do Gott der Allmechtig einige Statt/ Marck/ Flecken oder Dorff in vnserm Stifft gelegen vnnd begriffen/ mit dieser schwern Seuch heimbsuchen würde/ das dieselbigen/ so in dem jnficirten ortt verharren/ die gesunden so lang vnd viel biß sichs zum bestandt geendert/ nicht besuchen/ sondern sich dern gantz vnd gar enteussern vnd meiden sollen/ do aber diß vnser gebot jemandt vbertretten vnd demselben nicht geleben würdt/ gegen demselben vbertretter/ soll mit ernster Leibs: oder nach gelegenheit einer schweren geltstraff verfahren werden/ darnach sich meniglich zurichten vnd vor schaden zu hüten/ Geben in vnser Stat Bamberg/ am Freitag den 31 Decembris Anno 1600.

Kat.-Nr. 12 Gedrucktes Seuchenmandat Johann Philipp von Gebsattels. Staatsarchiv Bamberg, B 26c, Nr. 128a

Nicht die Frage nach dem Ursprung und der Ursache der Seuche bildete das Leitmotiv der Verordnung, sondern die dringliche Botschaft, physische Kontakte zu vermeiden. Offensichtlich hatten sich Fürstbischof von Gebsattel und seine Regierung damals bereits ein Stück weit von der traditionellen Auffassung gelöst, wonach Krankheiten primär durch die Luft, das Wasser und physische Orte übertragen würden.[10] Hinsichtlich der Ausbreitung von Seuchen schien man eher der Theorie des italienischen Arztes Girolamo Fracastoro (um 1477–1553) zu folgen, der bereits 1546 eine infektiöse Substanz als Ursache der Syphilis vermutet hatte.[11]

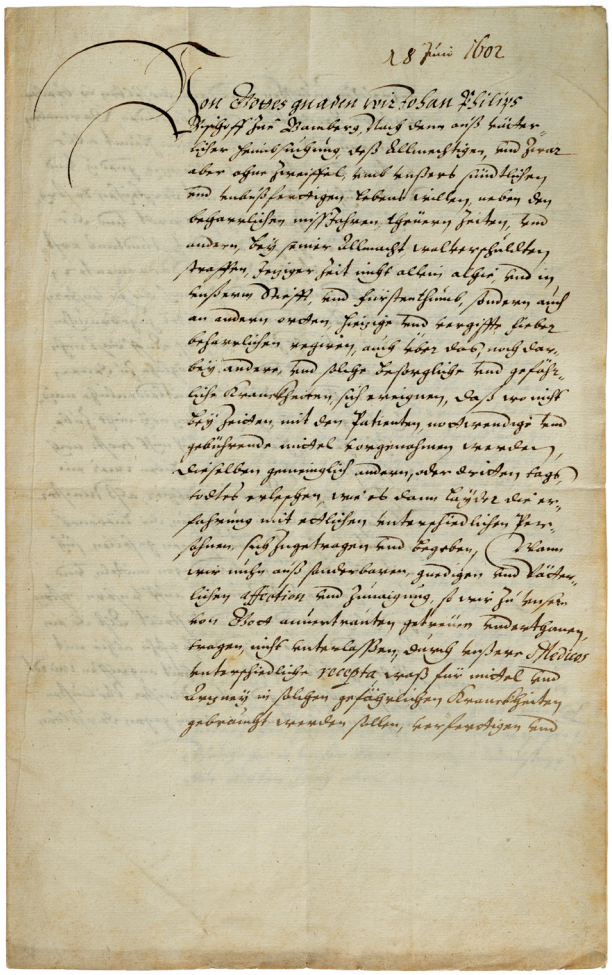
Als Orte intensiven körperlichen Kontakts, die im Seuchenfall einen besonderen Gefahrenherd bildeten, identifizierte man in einem 1601 erlassenen Bamberger Mandat *gemeine Badstuben*. Daher erging der Auftrag an die *gemeinen Badern, dass sie vff ihre Badtgeste [...] ein vleisiges vffsehen* haben sollten.[12] Die Hypothese, dass ansteckende Krankheiten auch durch *Kleider oder bethgewandt* transportiert werden könnten, war ein Jahr später der Anlass für eine weitere, inhaltlich nahezu identische Verordnung.[13] Die Siegelung des Mandats und das Kurzregest auf der Rückseite lassen vermuten, dass eine Amtsperson beauftragt war, es der Bevölkerung zu verkünden.

Dass Fürstbischof von Gebsattel wiederum ein Jahr später den Druck einer *Kürtzlichen[n] Information, vnd vnterrichtung/ Wie sich in jetztregierenden Fieber vnnd gifftigen Haubtkranckheiten mit Artzneyen vnd andern zuerhalten* [...] **(Kat.-Nr. 13)** autorisierte,[14] ist ein Anzeichen dafür, dass die bisher verhängten Kontaktbeschränkungen und Reiseverbote nicht den gewünschten Erfolg gebracht hatten. Der siebenseitige Druck griff einleitend auf das Narrativ der *vätterliche[n] Heimsuchung des Allmechtigen [...] umb unser sünden vnd vnbußfertigen lebens willen* zurück und beschwor die Frömmigkeit und Gottesfürchtigkeit der Bevölkerung als Abwehrstrategie gegen die Seuche. Der Fürstbischof rechtfertigte sein Handeln als Beschützer der ihm *von Gott anuertraute[n] gehorsame[n] underthanen vnnd angehörigen*. Die Dringlichkeit, auf die herrschende Pestilenz zu reagieren, erschließt sich aus dem Umstand, dass die therapeutischen Maßnahmen zwar auf den Rat studierter Ärzte hin formuliert wurden, sie aber notfalls auch ohne deren Beistand angewandt werden sollten. Die Liste der Ratschläge reichte von der Beschaffung und Zubereitung preisgünstiger Arzneien über diätetische Empfehlungen bis hin zur heilenden Wirkung des Schlafes. Die Palette der von den fürstbischöflichen Hof- und Leibärzten empfohlenen Behandlungsmethoden umfasste *purgationen* mit Extrakten verschiedener Pflanzen wie *Stieffmütterlein oder Saurampffer*, Aderlässe und Schröpfungen, die Einnahme von *Crefftige[n] gestossene[n] Hüner oder Fleischbrülein* oder *gesotten wasser von Gersten* sowie die Räucherung der Wohnräume mit *angezündtem Wachholderholtz*. Zeittypisch ist die Empfehlung, den *Giffstein Bezoar* zu gebrauchen, bei welchem es sich

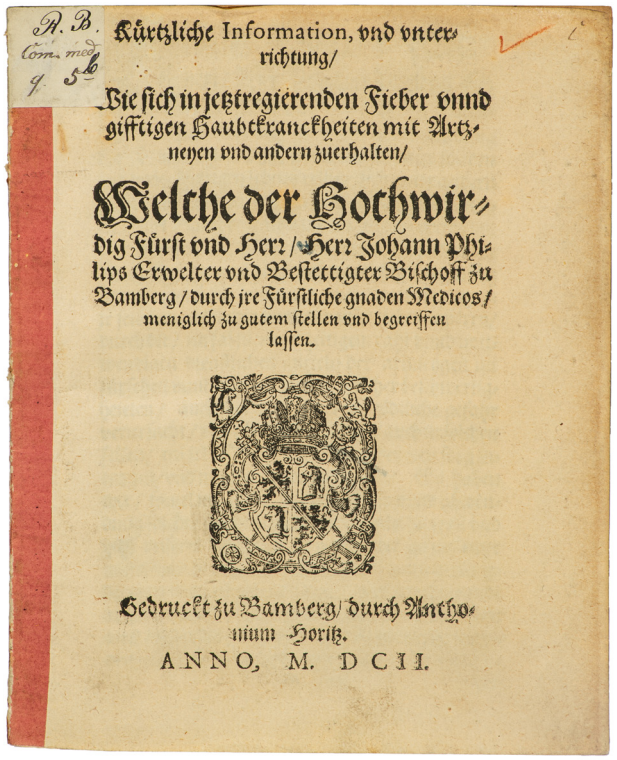
um verkalkte Stücke des Mageninhalts von Tieren wie Ziegen handelte, denen man eine entgiftende Wirkung zuschrieb, wenn sie in kleinen Dosen eingenommen wurden.[15] In all diesen Therapievorschlägen manifestierten sich die traditionelle Humoralpathologie und die Miasmenlehre, deren Krankheitskonzepte auf einem Ungleichgewicht der Körpersäfte bzw. auf schädlichen Ausdünstungen beruhten.[16]

Die Tatsache, dass die Bamberger Apotheken einen Vorrat an diversen *pillulae pestilentiales* bereithielten, legt ein konzertiertes Handeln des Herrschers und seiner Regierung, der studierten Ärzte und der Apotheker nahe. Der umfassende gedruckte Maßnahmenkatalog zur Seuchenbekämpfung lässt angesichts der hohen Analphabetenrate in der frühneuzeitlichen Bevölkerung[17] allerdings die Frage aufkommen, inwieweit Gebsattels Schrift ihr Ziel der Vermittlung von Wissen an die Untertanen tatsächlich erreichte und einer erfolgreichen Krankheitsbewältigung diente. Wahrscheinlich ist, dass sie sich in erster Linie an städtische und fürstbischöfliche Amtsträger richtete, die als Multiplikatoren dienen sollten.

Ein im Juni 1602 verfasstes, an die Bewohner der Stadt Bamberg gerichtetes handschriftliches Mandat des Fürstbischofs **(Kat.-Nr. 11)**[18] verwies auf das große Ausmaß des *hiezige[n] vnd vergiffte[n] fieber[s] nicht allein alhie, und in unserm Stifft, vnd fürstenthumb, sondern auch an andern ortten*. Angesichts der bisherigen Erfahrungen einer rapiden Verschlimmerung und eines häufig tödlichen Verlaufs der Krankheit führte das Mandat ein breites Spektrum präventiver und therapeutischer Maßnahmen an, an dessen erster Stelle die Sorge um das Seelenheil stand: Man sollte darauf achten, *sich mit den heyligen Sacramenten versehen zulassen, vnd hernach die in vnsern Apodecken verordnete mitel zugebrauchen*. Ein bis dato unberücksichtigter Aspekt waren die Arzneikosten, die sich ärmere Untertanen nicht leisten konnten; diese wollte der Fürstbischof als dem Gedanken der Caritas verpflichteter christlicher Herrscher *nicht trost: noch hülffloß* lassen. Als zusätzlicher medizinischer Akteur wurde auf Kosten des Fürstbischofs ein eigener Barbier, *Maister Niclaußen Seiler* bestellt. Dieser sollte als kostenfreie Anlaufstelle fungieren und in Kooperation mit *unsere[n] Medicos* die Abgabe von Medikamenten an die Untertanen gewährleisten. Ausdrücklich betonte Gebsattel, dass es dem Barbier verboten war, mit der Not der Kranken Geschäfte zu machen. Dass dieses Mandat nicht in den Druck ging, sondern vermutlich mündlich verbreitet wurde, dürfte der Dringlichkeit der Lage, möglicherweise aber auch



Kat.-Nr. 11 Handschriftliches Seuchenmandat Johann Philipp von Gebsattels. Staatsarchiv Bamberg, B 26c, Nr. 128a



R. B. Com. med. q. 5b

Kürtzliche Information, vnd vnterrichtung/

Wie sich in jetztregierenden Fieber vnnd gifftigen Haubtkranckheiten mit Artzneyen vnd andern zuerhalten/

Welche der Hochwirdig Fürst vnd Herr/Herr Johann Philips Erwelter vnd Bestettigter Bischoff zu Bamberg/durch jre Fürstliche gnaden Medicos/ meniglich zu gutem stellen vnd begreiffen lassen.

Gedruckt zu Bamberg/durch Anthonium Horitz.

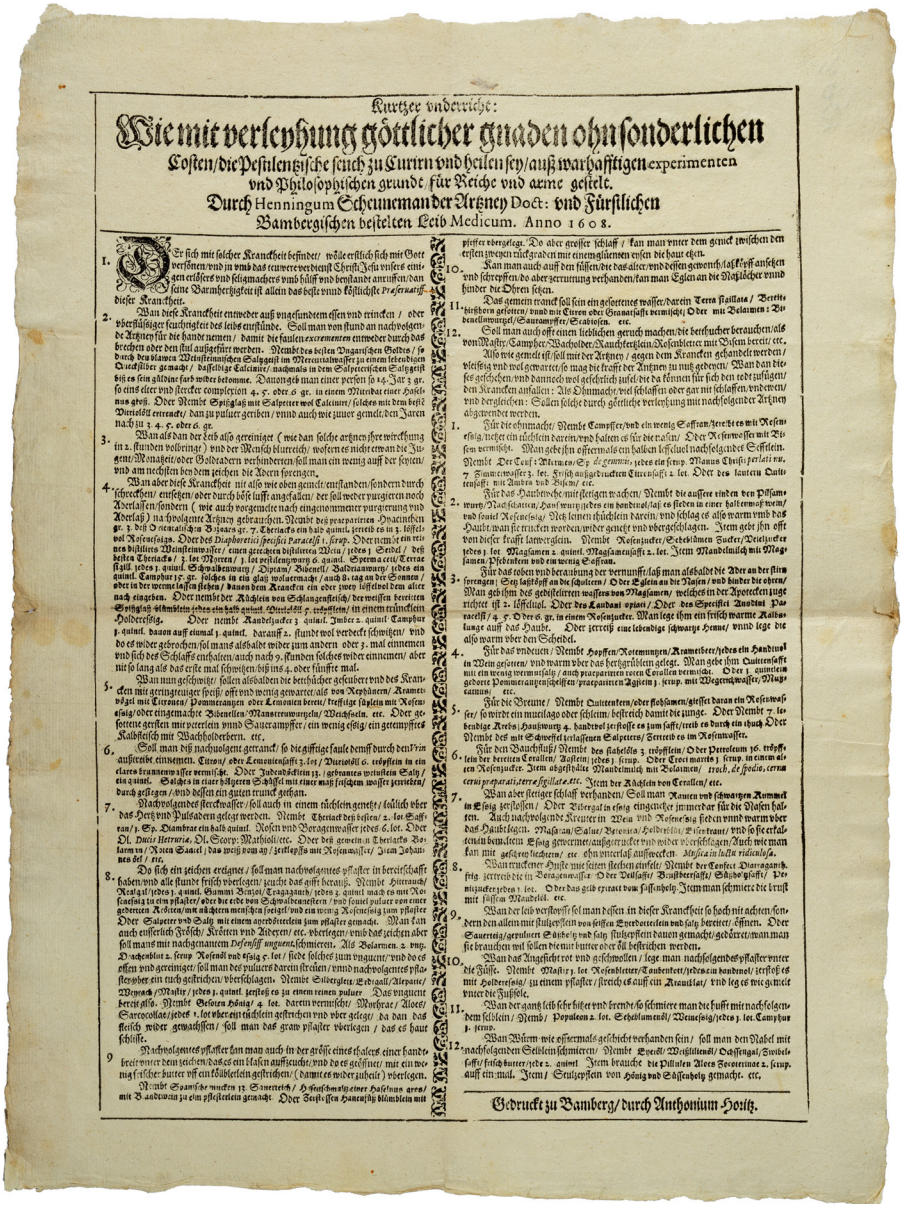
ANNO, M. DCII.

Kat.-Nr. 13 [Johann Philipp von Gebsattel,] Kürtzliche Information. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.5-b

der begrenzten Resonanz auf den vorausgegangenen Druck geschuldet sein.

In Gebsattels Regierungszeit fällt schließlich auch ein *Kurtzer vnderricht*, der 1608 von dem *Fürstlichen Bambergischen bestelten LeibMedicu[s]* Henning Scheunemann verfasst und als Einblattdruck publiziert wurde **(Kat.-Nr. 14)**. Besonderes Augenmerk richtete Scheunemanns Text auf die Zielgruppe der Armen. Im Vergleich zu der von Gebsattel autorisierten Druckschrift aus dem Jahr 1602 weist sie keinen aktuellen Bezug auf, sondern führt eine Palette körperlicher Anzeichen – vom trockenen Husten über Verstopfungen des Leibes, Schwellungen des Gesichts bis zu Wurmbefall – an. Scheunemann empfahl den Einsatz diverser Mittel von orientalischen Bezoaren über Baldrianwurz bis zum *Kandelzucker*. Die Vielfalt seines als preisgünstig beworbenen Therapie- und Arzneiangebots zielte offensichtlich auf eine breite öffentliche Rezeption ab, wirft aber erneut die Frage der praktischen Umsetzung in einer großenteils illiteraten Bevölkerung auf. Nützlicher dürfte sie als Handreichung für den Kreis der Heilkundigen gewesen sein.

Die aufgrund einer grassierenden Epidemie zwischen Ende 1599 und Mitte 1602 erlassenen Mandate und Verlautbarungen des Bamberger Fürstbischofs Johann Philipp von Gebsattel sind Ausdruck der intensiven territorialen Normsetzung des fränkischen Hochstifts. Anlass für die dichte Abfolge gesetzgeberischer Maßnahmen war eine *erschröckliche seuch vnnd kranckheit der pestilenz*, der man zunächst mit Kontakt- und Reisebeschränkungen beizukommen versuchte. Nachdem diese die Ausbreitung der Epidemie im Hochstift



Kurtzer vnderricht:

Wie mit verleyhung göttlicher gnaden ohn sonderlichen Costen/die Pesilenzische seuch zu Curirn vnd heilen sey/auß warhafftigen experimenten vnd Philosophischen grundt für Reiche vnd arme gestelt.

Durch Henningum Scheuneman der Artzney Doct: vnd Fürstlichen Bambergischen bestelten Leib Medicum. Anno 1608.

Gedruckt zu Bamberg/durch Anthonium Horitz.

Kat.-Nr. 14 Henning Scheunemann, Kurzer vnderricht. Staatsarchiv Bamberg, B 26c, Nr. 128a

Bamberg nicht hatten verhindern können, wurde ein breites Spektrum therapeutischer Maßnahmen propagiert, wobei Gebsattel sich als fürsorglicher Herrscher präsentierte, indem er die kostenfreie Abgabe von Medikamenten an Arme anordnete und einen eigenen Barbier anstellen ließ, der diese Gruppe seiner Untertanen behandeln bzw. beraten sollte. Da es damals in Bamberg nur wenige studierte Ärzte gab, spielten Heilkundige wie Barbiere, aber auch die Selbsthilfe von Untertanen, welche Arzneien selbst zubereiteten, eine wichtige Rolle für das Gesundheitswesen. Dass sich einige Mandate mit der Verhütung von Ansteckungen über die Kleidung oder in Badstuben befassten, verdeutlicht den Handlungswillen der Obrigkeit, es zeigt aber auch, wie wenig man über die tatsächlichen Ursachen der Epidemie wusste. 1608 schließlich fasste Gebsattels Leibarzt Henning Scheunemann seine während der Epidemie gesammelten Erfahrungen und Erkenntnisse in einem plakatgroßen Einblattdruck zusammen. Das medizinische Handeln aller genannten Akteure basierte auf zeitgenössischen medizinischen Konzepten, deren Effektivität aus heutiger Sicht freilich fragwürdig anmutet.

Johann B. Ibel

1 Vgl. zu ihm Weiß 2000, S. 305–345.
2 Das Mandat vom 7. Januar 1602 findet sich in der Staatsbibliothek Bamberg unter der Signatur RB.Com.med.q.5-b, die übrigen genannten Texte in StABa, B 26c, Nr. 128a.
3 StABa, B 26c, Nr. 128a.
4 Wüst 2007, S. 282. Ausführlich: Staudenmaier 2012.
5 Anon. 1600.
6 Vgl. Sturm 2014, S. 37.
7 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Johann Philipps von Gebsattel, 31. Dezember 1599.
8 Vgl. Eckart 2005 sowie die Einleitung zu diesem Band.
9 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Johann Philipps von Gebsattel, 31. Dezember 1599.
10 Vgl. Lindemann 2013, S. 63.
11 Vgl. Wolff 2021, S. 235–238.
12 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Johann Philipps von Gebsattel, 16. März 1601.
13 StABa, B 26c, Nr. 128a, Gedrucktes Mandat Johann Philipps von Gebsattel, 16. Juli 1602.
14 Anon. 1600.
15 Vgl. Dauser 2007, S. 54–57; Benkert 2020, S. 187–212.
16 Wolff 2021, S. 234.
17 Flachenecker / Kießling 2005, S. 7. Schätzungen gehen davon aus, dass in Franken 70 bis 90% der Bevölkerung leseunkundig waren.
18 StABa, B 26c, Nr. 128a, Handschriftliches Mandat Johann Philipps von Gebsattel, 8. Juni 1602.

Kat.-Nr. 10
Porträt von Johann Philipps von Gebsattel, Kupferstich in: Johann Salver, Imperialis cathedralis ecclesia Bambergensis in iconibus episcoporum suorum S. R. I. principum [...]. Würzburg: Salver, 1717. 15 S., 29 Bl., 32 x 29,5 x 2,5 cm. Staatsbibliothek Bamberg, HV.H.Bbg.27#1. Aufgeschlagen: Nr. XXXXVII.

Kat.-Nr. 11
Handschriftliches Seuchenmandat Johann Philipps von Gebsattel. s.d. 1602. 1 Bl., 33 x 20,5 cm. Staatsarchiv Bamberg, B 26c, Nr. 128a.

Kat.-Nr. 12
Gedrucktes Seuchenmandat Johann Philipps von Gebsattel, gesiegeltes Exemplar. Bamberg, 1599 Dezember 31. 1 Bl., 19,5 x 33 cm. Staatsarchiv Bamberg, B 26c, Nr. 128a.

Kat.-Nr. 13
[Johann Philipp von Gebsattel,] Kürtzliche Information vnd vnterrichtung, wie sich in jetzt regierenden Fieber vnnd gifftigen Haubtkranckheiten mit Artzneyen vnd andern zuerhalten. Bamberg: Horitz, 1602. [5] Bl., 18,5 x 15 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.5-b. Aufgeschlagen: Titelblatt.

Kat.-Nr. 14
Henning Scheunemann, Kurzer vnderricht: Wie [...] die Pestilentzische seuch zu Curirn vnd heilen sey [...], Bamberg, 1608. 1 Bl., 40,5 x 30,5 cm. Staatsarchiv Bamberg, B 26c, Nr. 128a.

R. B.
Com. med.
q. 20

Regiment/ Wie man sich inn der grausamen vnnd erschröcklichen Plage der Pestilentz bewaren/auch so jemand damit behafftet/mit Göttlicher verleihung vnd gnaden demselben soll gerathen werden/

Gestellet

Durch Adam Schillingen/der Artzney Doctorn zu Bambergk.

Mit Röm: Key: Mayestat Freyheit / In sechs Jaren nicht nach zu drucken.

Gedruckt zu Nürmberg/durch Katharinam Gerlachin/vnd Johannis vom Berg Erben.

M. D. LXXV.

Com. med.
q.
R. B.

Kat.-Nr. 16 Adam Schilling, Regiment. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.20

6 | Die Pestschrift des Bamberger Arztes Adam Schilling

Regiment, wie man sich inn der grausamen unnd erschröcklichen Plage der Pestilentz bewaren/ auch so jemand damit behafftet/ mit Göttlicher verleihung und gnaden demselben soll gerathen werden – so lautet der Titel der 1575 in Nürnberg gedruckten Pestschrift des Bamberger Arztes Adam Schilling (gest. 1588). Bei Pestschriften handelt es sich um eine im 16. und 17. Jahrhundert weit verbreitete Form der Ratgeberliteratur, die medizinischen Laien Ratschläge gab, an welchen Symptomen sie Infektionskrankheiten erkennen, womit sie sich gegen diese schützen und wie sie diese behandeln konnten.[1] Der Autor war 1568 in die Dienste des Bamberger Fürstbischofs Veit (II.) von Würtzburg (reg. 1561–1577) getreten[2] und diente in den folgenden zwanzig Jahren auch dessen Nachfolgern Johann Georg (I.) Zobel von Giebelstadt (reg. 1577–1580), Martin von Eyb (reg. 1580–1583) und Ernst von Mengersdorf (reg. 1583–1591) als Leibarzt **(Kat.-Nr. 15)**; Letzteren begleitete er sogar auf einer Reise nach Kärnten.[3]

Schillings Schrift über die *Pestilentz* **(Kat.-Nr. 16)** umfasst 32 unpaginierte Blätter (die im Folgenden angegebenen Seitenzahlen wurden ergänzt, um die Auffindbarkeit der Zitate zu erleichtern) und ist Fürstbischof Veit von Würtzburg gewidmet. Den Anlass zu ihrer Publikation bildete die Bedrohung von Stadt und Hochstift Bamberg durch eine Seuche. Unter den wiederkehrenden Seuchen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit war die Pest besonders gefürchtet. Die in erster Linie durch Flöhe von Nagetieren wie Ratten übertragene bakterielle Infektionskrankheit[4] hatte sich im 14. Jahrhundert von Asien nach Europa ausgebreitet und dort unzählige Todesopfer gefordert.[5] Ob es sich bei der Epidemie, die Bamberg damals bedrohte, tatsächlich um die Pest oder um eine andere ansteckende Krankheit handelte, ist heute nicht mehr festzustellen; retrospektive Diagnosen werden von der neueren Medizingeschichte generell sehr kritisch gesehen.[6]

Die enge Verbindung von Glauben und Wissen im 16. Jahrhundert zeigt sich darin, dass Schilling die Ursache der Epidemie im *Zorn Gottes über unsere vilfeltige Sünden/ Missethat und unbußfertiges Leben sah, wie solchs auß der heiligen Schrift und den Historien genugsam*

Kat.-Nr. 15 Bestallung Dr. Adam Schillings als Hofmedicus durch Bischof Ernst von Mengersdorf, 22. Februar 1586.
Staatsarchiv Bamberg, Hochstift Bamberg, Hofkammer 1067

zusehen (S. 5). Auch ein gelehrter Arzt betrachtete die *Pestilentz* somit primär als göttliche Strafe für menschliche Sünden.[7] Die wichtigste Aufgabe der Menschen bestand daher darin, ihre Sünden zu erkennen und Gott um Vergebung anzurufen, da er allein die Menschheit von dieser Plage befreien konnte: *Ist deswegen von nöten/ sich vor solcher erschrecklichen plage zu bewaren/ daß sich ein jeder Christ selbst erinnere/ seine sünde bekenne und beweine/ sich zu Gott dem rechten Arzt kere/ inn rechtem glaube anruffe/ unnd mit guter hoffnung zu ihme trette/ sicherheit und sünde so viel möglich vermeide.* (S. 6) Auch die Arzneien und Behandlungsmethoden, die Schilling im Folgenden aufzählte, sollten grundsätzlich im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit gebraucht werden, denn nur so würden die Infizierten von ihrer Krankheit befreit.

Als sekundäre Ursachen für das Auftreten der Epidemie nannte Schilling den Genuss ungesunder Speisen, die Teuerung der Lebensmittel, die Vergiftung der Luft durch stinkendes Wasser und Kloaken sowie ungünstige Witterung (S. 5). Der Autor war sich also bewusst, dass die Verbreitung von Krankheiten durch Umwelteinflüsse und mangelnde Hygiene gefördert wurde. Zudem war ihm bekannt, dass sich die Menschen gegenseitig ansteckten: Wie viele frühneuzeitliche Mediziner[8] führte er die Seuche auf ein *Contagium*, eine Art krankmachende Substanz, zurück, welche *die leut einander durch die beywohnung Infiziren* (S. 6).

Zu den wichtigsten Schutzmaßnahmen gehörte die Beseitigung von Schmutz und Unrat: Häuser und Gassen sollten *sauber gehalten* und die Stadt gereinigt werden von *allerley mißt/ unnd sonderlich [...] Schweinemißt/ taubenkot/ unreinigkeit von den Enten/ Gensen/ Gerbersheusern/ Cloaken/ stinkenden pfülen unnd wassern* (S. 7). Weitere Maßnahmen zielten auf die Isolation der Kranken ab: *Mann soll vermeyden gemeinschafft derer/ so nemlich an solcher schwachheit krank gelegen/ ihre Heuser/ Kleyder/ unnd Bettgewandt* (ebd.). Die Empfehlung, sich zudem von *grosse[n] versammlungen/ Wirtsheuser[n] und gemeine[n] Badtstuben* (S. 8) fernzuhalten, erinnert an die Kontaktbeschränkungen, die während der aktuellen Corona-Pandemie erlassen wurden. Gelehrten Ärzten waren grundlegende Aspekte der Ausbreitung von Infektionen also bewusst.

Weitere Empfehlungen des Bamberger Arztes bezogen sich auf die Vermeidung von schwerer körperlicher Arbeit sowie starker Bewegungen des Körpers und des Geistes (S. 8). Zudem sollten Zornausbrüche, heftige Einbildungen und schwermütige Gedanken vermieden werden. Somit bezogen sich Schillings Ratschläge nicht nur auf den Körper, sondern auch auf Geist und Seele, da Körper und Seele nach damaliger Auffassung in einer engen Wechselbeziehung standen. Des Weiteren waren übermäßiges Essen, durch welches Verunreinigungen im Leib angesammelt würden, sowie das Einatmen feuchter und verschmutzter Luft zu vermeiden: *Dieweil aber wir Menschen der lufft nicht entrathen können/ Sondern derselben tag und nacht gebrauchen müssen/ ist von nöten/ daß sich ein jeder inn guter gesunder lufft erhalte/ dieselbige auch inn seinem Gemach unnd Hauß/ durch wolriechende ding/ unnd allerley reuchwerk/ corrigire und erhalte.* (S. 9) Hierfür unterbreitete der Autor einige Rezepturen und Empfehlungen zur Herstellung wohlriechender Düfte. Häuser, die über einen Kamin verfügten, sollten für das Feuer vor allem Eichen-, Kiefern- oder Quittenholz verwenden. Außerdem konnte der Rauch mit diversen Kräutern wie Wacholderbeeren, Lavendel, Rosmarin oder Kirschlaub angereichert werden. Auf diese Weise sollten alle Gemächer geräuchert werden, ohne dabei jedoch allzu dichten Rauch zu produzieren (S. 9f.).

Bevor die Menschen das Haus verließen, sollten sie präventiv bestimmte Mittel gebrauchen: *Die armen nehmen Rautensafft/ vormischen solchen mit einem sauren Rosenessig/ tunken ein schwemblein darein/ thun sie in Büchslein/ von Wacholderholz gedrehet/ riechen daran/ und bestreichen die Nasenlöcher darmit.* (S. 12) Weitere Möglichkeiten waren die Einnahme von Pestilenzwurz, Lorbeer oder Rettich. Reiche hingegen sollten *wolriechende Bisamsöpffel/ inn güldenen oder silbernen knöpffen tragen* (S. 13). Somit unterschieden sich die empfohlenen Rezepturen nach Stand und Vermögen, worin sich die Ständehierarchie der Frühen Neuzeit[9] und die damit verbundene, angeblich gottgewollte sozio-ökonomische Ungleichheit widerspiegeln.[10]

Ferner stellte Schilling – wie viele Autoren von Pestschriften[11] – Rezepte für die Herstellung verschiedener Arzneien vor. Ein Rezept für die ärmere Bevölkerung sah die Mischung bestimmter Quantitäten an Pestilenzwurz, Liebstöckelwurz, Enzian, Schwalbenwurz, Baldrian, Eberwurz, Rauten, Knoblauchkraut und Koriander vor, die zu einem Pulver zerstoßen wurden (S. 16). Bestimmte Pulver sollten mit Sauerampferwasser eingenommen werden. Sofern möglich, sollten die Menschen Ärzte aufsuchen, um sich über weitere Arzneien und Behandlungsmöglichkeiten aufklären zu lassen. Da ärmere Menschen mitunter aber nur schwer Zugang zu Ärzten hatten, sollten sie sich mit den allgemein gebräuchlichen Pestilenzpillen behelfen. Auch Aderlässe sollten der Vorbeugung der Krankheit dienen, worin sich Schillings Verwurzelung in der antiken Humoralpathologie widerspiegelt. Eine Krankheit entstand demnach durch ein Ungleichgewicht der vier Körpersäfte Schleim, Blut, gelbe und schwarze Galle. Häufig wurde schädliches Blut als Krankheitsursache angesehen, welches durch Aderlässe verringert werden sollte.[12]

Im nächsten Kapitel seiner Pestschrift beschrieb Schilling, wie Kinder vor der Pest geschützt werden konnten: *Man kan ihnen [...] folgendes pulver/ mit einem pfiersingwasser oder Tormentillenwasser eingeben/ auff ein halb quintlein/ mehr oder weniger/ nach gelegenheit und alter des Kindes. Nimb gebrant Hirschenhorn/ Corzelnkraut/ Wurmsamen/ Saueramp ffersamen/ jedes gleich vil/ mach ein pulver drauß. Den Kindern gibt man zu der zeit nützlich eingemachten Citronat/ Rosenzucker/ Boragenzucker*[13]*/ Cardobendictenwasser/ Melissen und Wermutenwasser/ auch etliche kern von den Citronen.* (S. 21) Wie viele zeitgenössische Pestschriften[14] präsentierte also auch Adam Schilling ein ganzes Bündel von Maßnahmen und Rezepturen, um die Einwohner der Stadt Bamberg vor der Seuche zu schützen bzw. einer Ansteckung vorzubeugen.

Im folgenden Abschnitt beschrieb der Autor, anhand welcher Symptome die Pest zu erkennen war: *Zum ersten/ Wenn hend und füß kalt seind/ und der kranke doch innerliche hitze des Leibes befindet. Zum anderen/ Wann einem der gantze Leib schwer/ befindet stechen in den seyten/ ist müde one ursach/ trege/ hat schweren stinkenden athem. Zum dritten/ hefftiger wehtag und beschwerung des heupts. Zum vierten/ Angst und traurigkeit/ auch zu zeiten ohnmacht. Zum fünfften/ Wann der krank stetigs begert zu schlaffen/ oder aber gar nit schlafen kann/ als wann er wahnwitzig were. Zum sechsten/ Ein groß starzendt gesicht. Zum siebenden/ Wehtag des magens/ zerstörung des appetits unnd unwillen zu der speiß* [...] *und so das/ was erbrochen wird/ vielerley farben hat* (S. 24f.). Der Arzt kannte also eine Reihe typischer Symptome; auch heute gelten Kopf- und Gliederschmerzen, Erbrechen, Fieber und neurologische Störungen als Anzeichen der Krankheit.[15] Die *Pestilenz* wurde demnach phänomenologisch erfasst und beschrieben. Als weitere Anhaltspunkte zur Identifikation der Seuche galten ein schneller Puls, stinkender Harn und als auffälligstes Merkmal die charakteristischen Beulen. Sollten sie derartige Anzeichen wahrnehmen, sollten die Menschen einen Arzt konsultieren.

Anschließend gab Schilling zahlreiche Ratschläge zur Behandlung Infizierter. Er riet dazu, *wolgesaltzener Hünner oder fleischbrüe ein halbes Seidlein/ einen Ayerdotter/ roten zucker drei lot/ Saltz ein halb quintlein/* [und] *Cassien zwey lot* (S. 26) zu mischen und einzunehmen. Die Patienten sollten möglichst nicht schlafen, denn hierdurch würde das Gift zum Herzen wandern und zum Tod führen. Ebenso wurden Aderlässe an bestimmten Stellen des Körpers empfohlen,[16] deren Anwendung sich danach richten sollte, wo sich die Beulen bzw. Blattern befanden. Erschienen sie am Hals oder den Schultern, sollte der Eingriff am kleinen Finger erfolgen; befanden sie sich hinter den Ohren, dann war der Aderlass am Daumen vorzunehmen. Hatten sich die Beulen auf der Brust gebildet, sollte man die Leberader am Arm verwenden. Nach dem Aderlass sollten die Patienten ihr Herz durch eine zuckerhaltige Mischung stärken. Personen, bei denen kein Aderlass möglich war – etwa Kinder oder Ältere – sollten Blutegel aufgelegt und Schweißtrünke verabreicht werden. Nach der Einnahme eines solchen Trunks sollten sich die Kranken ins Bett legen und schwitzen (S. 26–28). Ein typisches Rezept Adam Schillings für einen Schweißtrunk lautete: *Nim guten gebrandten wein drey lot/ Campffer ein halb lot/ zerreibe es wol in einem Mörser/ und heb solch wasser auff.* [...] */ nimb von solchem wasser ein quintlein/ thue darzu Scabiosenwasser/ und Saurampferwasser/ jedes zwey lot/ guten Tirack ein quin[tlein,] Tormentillwurz ein drittheil eines quintleins/ vermisch es/ nimbs alles auff ein mal/ ist trefflich gut/ so es der Kranke behelt/ unnd darauff schwitzet* (S. 29). Wenn Patienten während des Schwitzens an Durst litten, sollte man ihnen Zucker reichen. Nach dem Schwitzen durften Fleisch- oder Hühnerbrühe getrunken werden. Gegebenenfalls sollte die Prozedur mehrmals an aufeinanderfolgenden Tagen durchgeführt werden (S. 30–34). Die Patienten sollten dabei auf den Konsum von Wein verzichten und stattdessen Sauerampfer-, Skabiosen- oder Rosenwasser bzw. Granat-, Limonen- und Zitronensaft einnehmen. Zudem sollte das Krankenzimmer möglichst oft gereinigt und der Heilungsprozess durch eine passende Diät unterstützt werden: *Ein jeder esse/ nach seinem vermögen/ gelinde leichtdewige*[17] *speiß/ und gar wenig fleisch/ enthalte sich des Weins/ trincke zu zeiten ein trüncklein lauters Biers/ das nicht zu hart gehöpfft sey/ biß fünff tag hinkommen/ danach darff er zu zeiten ein trüncklein gewessertes Weins trincken* (S. 37).

Der folgende Abschnitt der Schrift befasst sich mit verschiedenen Arten von Pestbeulen und ihrer Behandlung.[18] Pestbeulen unterschieden sich demnach vor allem hinsichtlich ihrer Farbe. Die betroffenen Bereiche des Körpers waren vorrangig Ohren, Beine und die Partien unter den Achselhöhlen. Sobald Pestbeulen entdeckt wurden, mussten sie herausgezogen werden. Dafür war zunächst eine Behandlung mit verschiedenen Ölen und Salben nötig (S. 39f.). Entweder wurden die Öle direkt in die Haut eingerieben oder mit einem Tuch auf die Beulen getupft. Ferner bestand die Möglichkeit, ein junges Huhn aufzulegen, welches das Gift an sich binden sollte. Zudem kamen Kröten zum Einsatz, die aufgespießt, in der Sonne getrocknet, in Wein eingelegt und anschließend auf die Pestbeulen gelegt wurden. Weitere Tiere, die hier Anwendung fanden waren Tauben, Hähne oder Blutegel (S. 40). Das Auflegen von Pflastern, die aus Kamille, Leinsamen, Feigen, Zwiebeln, Sauerteig, Baldrian, Taubenmist und

Senf hergestellt wurden, versprach ebenfalls Besserung. Arme konnten zudem in Öl gerösteten Gänsekot auflegen. Speziell für die Beulen hinter den Ohren wurde eine Mischung aus Honig, Salz, Eidotter, pulverisierten Bohnen und ein wenig Rosenöl empfohlen. Die Alternative für die ärmere Bevölkerung bestand aus fein geschnittenen Rettichscheiben oder Zwiebeln, die mit Honig und Butter vermengt wurden (S. 41–43). Derartige Pflaster sollten maximal fünf bis sechs Stunden angewandt werden.

Nach zwei Tagen sollten dann die Beulen mit Hilfe von Schermessern, Nadeln oder glühenden Eisen geöffnet werden. Im Anschluss an die Öffnung und das Herausziehen des Giftes empfahl Schilling, die Wunden von einem Wundarzt reinigen zu lassen und so lange offen zu halten, bis das Gift aus dem Körper geflossen war. Darauf folgte das Auftragen einer Reinigungssalbe bzw. eines Reinigungspflasters, um den Heilungsprozess unterstützen. Rote Beulen sollten geöffnet und gesäubert werden sollten, bevor sie sich zu gefährlichen schwarzen entwickelten. Schilling war sich zwar bewusst, dass diese Behandlungsmethoden äußerst schmerzhaft waren, doch sei *besser gebrandt/ geschnitten/ unnd schmertzen gemacht/ dann das leben verloren* (S. 53).

Die Pestschrift von Adam Schilling zeigt beispielhaft, über welchen Kenntnisstand Mediziner des 16. Jahrhunderts verfügten und mit welchen Methoden sie die *Pestilentz* bekämpfen und heilen wollten. Neben aus heutiger Perspektive fragwürdigen Mitteln können auch Aspekte festgestellt werden, die tatsächlich eine Wirkung gezeigt haben dürften, wie die Beachtung hygienischer Grundsätze oder die Isolierung von Kranken. Zudem wird deutlich, wie stark die Präventionsmaßnahmen und Behandlungsmethoden von der gesellschaftlichen Stellung der Patienten abhängig waren: Armen fehlte nicht nur häufig der Zugang zu gelehrten Ärzten, sondern auch die finanziellen Mittel, um sich kostspieligere Arzneien zu leisten. Die Tatsache, dass die Pestilenz in der Schrift des Arztes Adam Schilling als eine von Gott geschickte Krankheit gesehen wurde, zeigt schließlich, dass Glaube und Wissen, religiöses Weltbild und medizinische Praxis im späten 16. Jahrhundert noch aufs Engste miteinander verschränkt waren.

Susanna Göhring

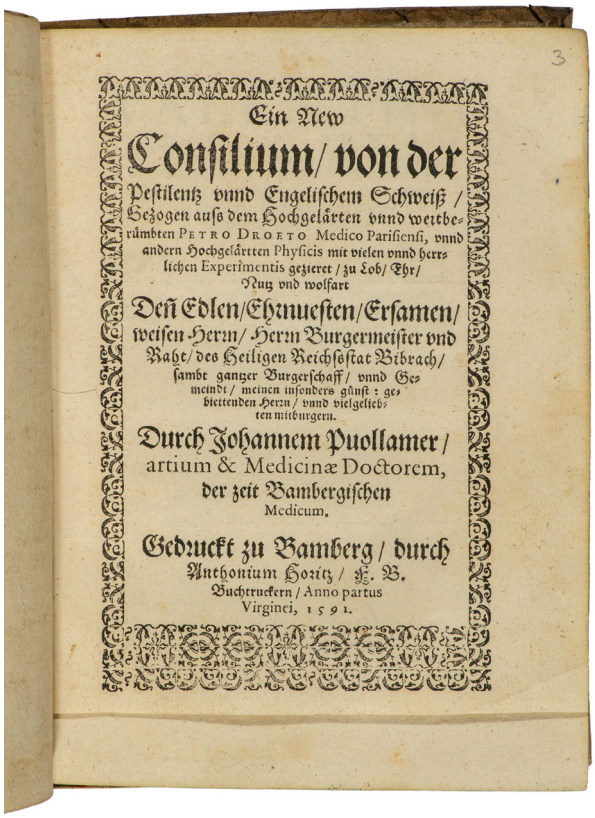
Kat.-Nr. 15
Bestallung Dr. Adam Schillings als Hofmedicus durch Bischof Ernst von Mengersdorf, 1586 Februar 22. Staatsarchiv Bamberg, Hochstift Bamberg, Hofkammer 1067. Aufgeschlagen: Bl. 2v–3r (Doppelseite aufgeschlagen, 33 x 45,5 cm).

Kat.-Nr. 16
Adam Schilling, Regiment, wie man sich inn der grausamen unnd erschröcklichen Plage der Pestilentz bewaren, auch so jemand damit behafftet mit göttlicher Verleihung und Gnaden demselben soll gerathen werden. Nürnberg: Gerlach, 1575. [32] Bl. 19 x 15 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.20. Aufgeschlagen: Titelblatt.

1 Vgl. Wilderotter 1995, S. 22–26; Behringer 2003, S: 66–70; Neumaier 2014; Sturm 2014, S. 113–118.
2 StAB, B 26 b, Nr. 13, S. 2.
3 Vgl. Sailer 1970, S. 72f.
4 Vgl. Ulbricht 2004b, S. 326f.
5 Vgl. Bergdolt 1994, S. 34.
6 Vgl. Leven 2005, S. 25–31; Jütte 2013, S. 24–26.
7 Vgl. auch die Beispiele bei Sturm 2014, S. 101, 103.
8 Vgl. Leven 2005, S. 21f.; Lindemann 2013, S. 51f.; Nutton 2022, S. 223–230.
9 Vgl. Mat'a 2019.
10 Vgl. auch Hatje 1992, S. 46f.
11 Vgl. Sturm 2014, S. 109.
12 Vgl. Bergdolt 1994, S. 21.
13 Möglicherweise Verschreibung für Orangen.
14 Vgl. Wolff 2021, S. 89f.
15 Vgl. Rankin 2003, S. 952.
16 Vgl. dazu Jütte 2013, S. 113, 127f.; Sturm 2014, S. 110f.
17 leicht verdauliche.
18 Vgl. dazu auch Sturm 2014, S. 111.

7 | Die Pestschrift des Bamberger Arztes Johannes Puollamer

Im Jahre 1591 veröffentlichte Johannes Puollamer, der im Jahr zuvor von Fürstbischof Ernst von Mengersdorf (reg. 1583–1591) zu seinem Leib- und Hofarzt ernannt worden war,[1] bei dem Bamberger Buchdrucker Anton Horitz *Ein New Consilium von der Pestilentz vnnd Engelischem Schweiß* **(Kat.-Nr. 17)**. *Pestilentz* war zu dieser Zeit ein Sammelbegriff für jegliche Art von ansteckender Krankheit und bezeichnete keineswegs nur die Beulen- oder Lungenpest.[2] Als Englischer Schweiß wurde eine hochansteckende Krankheit bezeichnet, die im späten 15. und 16. Jahrhundert sowohl in England, wo sie erstmals aufgetreten war, als auch auf dem europäischen Kontinent zahllose Todesopfer forderte; mit welcher heute bekannten Krankheit sie zu identifizieren ist, ist unklar.[3] Mit seiner Schrift, die in deutscher Sprache verfasst war und sich an medizinische Laien richtete, reagierte Puollamer offenbar auf eine drohende Epidemie und gab seinen Leserinnen und Lesern Ratschläge, wie sie der Gefahr begegnen konnten.


Ein New
Consilium/ von der
Pestilentz vnnd Engelischem Schweiß /
Gezogen auß dem Hochgelärten vnnd weitberümbten PETRO DROETO Medico Parisiensi, vnnd andern Hochgelärtten Physicis mit vielen vnnd herrlichen Experimentis gezieret / zu Lob/ Ehr/ Nutz vnd wolfart
Deñ Edlen/Ehrnuesten/Ersamen/ weisen Herrn/ Herrn Burgermeister vnd Rahte/ des Heiligen Reichsstat Biberach/ sambt ganzer Burgerschaff/ vnnd Gemeindt/ meinen insonders günst: gebiettenden Herrn/ vnnd vielgeliebten mitbürgern.
Durch Johannem Puollamer/
artium & Medicinæ Doctorem,
der zeit Bambergischen
Medicum.
Gedruckt zu Bamberg / durch
Anthonium Horitz / E. B.
Buchtruckern / Anno partus
Virginei, 1591.

Kat.-Nr. 17 Johannes Puollamer, Ein New Consilium von der Pestilentz. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Pharm.q.1#3

Der Bamberger Mediziner machte bereits auf dem Titelblatt deutlich, dass er seine Informationen aus zweiter Hand bezog, nämlich *auss dem Hochgelärten vnnd weltberümbten Petro Droeto Medico Parisiensi, vnnd andern hochgelärtten Physicis*. Er stützte sich also maßgeblich auf Pierre Droets 1572 in Paris erschienenes *Consilium novum de pestilentia*. Gewidmet war die Schrift Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft der Reichsstadt Biberach, der Heimatstadt des Autors.[4] Puollamer stand nach dem Tod Ernsts von Mengersdorf (1591) auch in den Diensten von dessen Nachfolger Neidhart von Thüngen (reg. 1591–1598), verstarb aber bereits 1595.[5]

Auf das reich verzierte Titelblatt folgen ein lateinisches Lobgedicht und ein italienisches Sonett, die Puollamers Verdienste würdigen. Beide wurden von dem Arzt Valentino Carchesio verfasst, der aus Ferrara stammte und um die Mitte des 16. Jahrhunderts – offenbar aus religiösen Gründen – nach Deutschland übergesiedelt war. Dies legen zumindest zwei Briefe der italienischen Protestantin Olympia Morata aus dem Jahre 1553 an ihn nahe.[6] Daran schließt sich die auf den 27. Juli 1591 datierte *Praefation, oder Vorrede* (Bl. A3) an, welche die Biberacher Obrigkeit und die dortige Bürgerschaft daran erinnert, dass Seuchen die gerechte Strafe eines zürnenden Gottes für die Sünden der Menschen seien. Dies zeigten die biblischen Geschichten von der Verbannung Adams und Evas aus dem Garten Eden sowie von Kriegen und Epidemien, welche das Volk Israel heimsuchten und stets eine unmittelbare Folge des Ungehorsams der Menschen gegenüber Gott und seinen Geboten gewesen seien. Puollamer weist jedoch auch auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit gegenüber reuigen Sündern hin. Daraufhin erläutert er den Aufbau seiner Schrift und beteuert, dass die von ihm beschriebenen Präventionsmaßnahmen von Armen und Reichen gleichermaßen ergriffen werden könnten (B). Die Gemeinde möge seine Empfehlungen wohlwollend aufnehmen und sie zum Wohle aller umsetzen.

Die Schrift gliedert sich 20 durchnummerierte Kapitel, von denen jedes mit einer verzierten Initiale beginnt. In den Text eingestreute lateinische Begriffe und Textpassagen unterscheiden sich optisch vom deutschen, in Fraktur gesetzten Text durch eine Antiqua-Schrifttype. Die meisten lateinischen Begriffe sind

auch für Leser, die nur der deutschen Sprache mächtig sind, relativ leicht zu verstehen, geben gebildeten Lesern mitunter aber auch zusätzliche Informationen. So ist dem Text beispielsweise ein lateinisches Cicero-Zitat vorangestellt, das für das Verständnis der medizinischen Ratschläge nicht relevant war.

Die 76 Blatt starke Schrift weist eine kombinierte alphabetische und numerische Foliierung auf den rechten (Recto-)Seiten auf, während die linken (Verso-) Seiten nicht gezählt sind. Das Titelblatt ist Blatt Ar, das lateinische Lobgedicht auf den Autor befindet sich auf Blatt A2r, das erste Kapitel beginnt auf Blatt B2r und wird auf Blatt B3 fortgesetzt. Anschließend fehlt die Foliierung bis Kapitel 4, welches auf Blatt Cr beginnt. Auf den äußeren Seitenrändern befinden sich Marginalien, die entweder auf den Inhalt verweisen und dem Leser somit als Orientierungshilfe dienen oder auf medizinische Autoritäten Bezug nehmen. Die antiken Ärzte Hippokrates von Kos und Galen, die im Zeitalter der Renaissance allgemein als maßgebliche medizinischen Autoritäten galten,[7] sind auch in dieser Schrift die mit Abstand am häufigsten zitierten Koryphäen.

Puollamer unterscheidet zunächst zwischen drei Arten von Krankheiten: solche, die auf falsche oder verdorbene Nahrung zurückgehen; solche, deren Ursprung in schlechter Luft oder in der Konstellation der Gestirne liegt;[8] und letztlich Epidemien, von welchen Hippokrates berichte, dass sie dort aufträten, wo zahlreiche Menschen auf engem Raum zusammenlebten (Bl. B2v), und die Alte wie Junge gleichermaßen dahinrafften (Bl. B3r). Daraufhin wendet sich Puollamer den Ursachen der *Pestilentz* zu, die nach allgemeiner Ansicht der Mediziner aus verpesteter Luft oder aus einer ungünstigen Konstellation der Planeten entstehe. Auch Gewitter oder verwesende Leichname könnten eine schädliche Luftveränderung herbeiführen. Manche ansteckenden Krankheiten seien aber auch erblich; dass dies etwa bei Lepra der Fall sei, *wissen die altten Weiber wol, auss täglicher erfarung* (Bl. Dv). Der Hinweis auf eine Epidemie, die 1563 in Lyon gewütet hatte und während derer die *Leut auff der gassen vnuersehner Sache umbgefallen vnd gestorben seien* (Bl. B4v), dürfte aus Puollamers 1572 in Paris gedruckter Vorlage entnommen sein.

Das sechste Kapitel zählt elf mögliche Vorboten einer *Pestilentz* auf. Dazu gehörten eine Mond- oder Sonnenfinsternis, ein kalter Frühling mit wenig Regen, starke Temperaturschwankungen und der Vogelflug. Anschließend beschreibt der Bamberger Leibarzt die Symptome, die Kranke aufwiesen. Anzeichen der *Pestilentz* seien unter anderem eine gelbe Hautfarbe, übelriechende Ausscheidungen von auffälliger Farbe, ein stinkender Atem, Juckreiz, Ohnmachtsanfälle und dünner, wässriger Harn. Als letzten Punkt nennt Puollamer die farbigen Geschwülste (Bubonen), die nach heutigem Verständnis das typischste Merkmal der Pest waren.

Weiterhin bemüht sich Puollamer, Wege aufzuzeigen, um der *Pestilentz* vorzubeugen und Infizierte zu heilen. Zu seinen Empfehlungen gehörten eine deutliche Luftveränderung, der Gebrauch wohlriechender Kräuter, Hölzer und Öle sowie destilliertes Trinkwasser (Bl. F2r). Er präsentiert zudem diverse Rezepte für die Kombination wohlriechender Substanzen, um die Luft durch Räuchern zu verbessern. Hierbei kamen sowohl Zutaten, die in heimischen Gärten zu finden waren, wie Rosenblätter, Rosmarin, Majoran, Haselnüsse oder Koriander, zum Einsatz als auch Ingredienzien, die bei Krämern oder in Apotheken besorgt werden mussten (z.B. Weihrauch, Gewürznelken, Korallen oder Mastix). Einige lateinische Rezepte richteten sich offenbar speziell an Ärzte oder Apotheker.

Als Anhänger der klassischen, auf Hippokrates und Galen zurückgehenden humoralpathologischen Medizin war Puollamer zudem davon überzeugt, dass starkes Schwitzen die Erhaltung bzw. Wiederherstellung der Gesundheit förderte, und präsentierte diverse Rezepte für Schweißtränke. Auch Aderlässe seien hilfreich: Wenn das „Gift" der Krankheit beispielsweise im Oberschenkel sitze, solle man den Patienten auf der gleichen Körperseite über dem Knöchel zur Ader lassen (Bl. L4v). Er warnt allerdings, man solle Aderlässe nur bei kräftigen Kranken durchführen und vermeiden, dass das Gift wieder zurück in den Körper strömen könne. Nach Schweißkuren dürften Kranke auf keinen Fall schlafen (Bl. M4).

Erst in den letzten Kapiteln seiner Schrift geht Puollamer auf den im Titel erwähnten Englischen Schweiß ein, mit dem Gott die Engländer angeblich wegen ihrer Kriegshandlungen bestraft habe, so wie er den Israeliten nach den Missetaten König Davids eine todbringende Seuche geschickt habe (Bl. P4v). Hier wird erneut die Auffassung des Verfassers deutlich, dass Krankheiten letztlich eine gerechte Strafe Gottes für menschliche Sünden seien; der gelehrte Mediziner war also tief in einem religiösen Weltbild verwurzelt. Dies unterstreicht auch die Aufforderung an den Leser im Epilog, sich *GOTT de[m] Allmechtigen anzuvertrauen und seinem Himmelischen Vatter für solliche treue und Vätterliche wolthaten zu danckhen* (Bl. Tv). In der Frühen Neuzeit waren Religion und medizinische Wissenschaft untrennbar miteinander verschränkt; sowohl Krankheit als auch Gesundheit kamen letztlich von Gott. Folgerichtig schließt die Schrift mit einem *Gebett zur Zeit der Pestilentz*.

Wie andere frühneuzeitliche Ärzte, die Pestschriften verfassten,[9] ging Puollamer offenbar von der Prämisse

aus, dass viele Menschen im Seuchenfall primär auf Selbsthilfe angewiesen waren – etwa indem sie sich wirksame Arzneien in den Apotheken holten oder diese zuhause selbst zubereiteten. Darüber hinaus waren nicht nur Glauben und Wissen im Weltbild dieses Arztes eng verschränkt, sondern auch Wissensbereiche, die wir heute teilweise den Naturwissenschaften, teilweise den Parawissenschaften zurechnen. Dies betrifft etwa die Verbindung von Medizin und Astrologie, die Ärzte wie Puollamer nach Erklärungen für Epidemien in der Konstellation der Planeten suchen ließ.[10]

Auf welchen medizinischen Grundsätzen die aufgeführten Rezepte basierten, ob sie streng nach humoralpathologischen Prinzipien zusammengestellt wurden oder sogar magische Anschauungen integrierten,[11] ist im Einzelfall schwer zu entscheiden. Hier spielten offenbar die persönlichen Überzeugungen und Vorlieben der Ärzte eine erhebliche Rolle; dementsprechend konnten ihre Verhaltensempfehlungen angesichts der *Pestilentz* stark variieren. Auch die pharmazeutischen Eigenschaften der aufgeführten Kräuter wurden nicht spezifiziert; nur Ärzte und Apotheker waren genauer darüber im Bilde, dass den betreffenden Pflanzen reinigende, desinfizierende oder entgiftende Wirkungen zugeschrieben wurden, während sich die Laien, welche die Pestschriften der Ärzte lasen, weitgehend auf die Kompetenz der Autoren verlassen mussten.[12]

Ein wesentliches Merkmal derartiger Pestschriften ist ihre Sprache: Puollamer und viele seiner Kollegen verfassten ihre Empfehlungen in der Volkssprache, um zumindest der lesekundigen Bevölkerung Informationen zukommen zu lassen, die sie brauchte, um sich selbst und andere im Falle einer Epidemie zu schützen.

Muriel Gantner

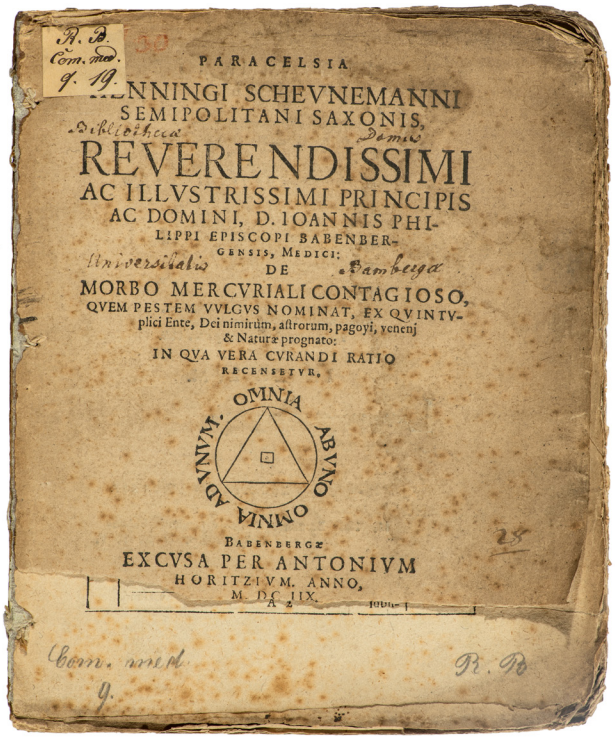
Kat.-Nr. 17
Johannes Puollamer, Ein New Consilium von der Pestilentz vnnd Engelischem Schweiß. Gezogen auss dem Hochgelaerten vnnd weitberuembten Petro Droeto Medico Parisiensi, vnnd andern Hochgelaerten Physicis mit vielen vnnd herrlichen Experimentis gezieret [...]. Bamberg: Horitz, 1591. [76] Bl., 20,5 x 16 x 3 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Pharm.q.1. Aufgeschlagen: Titelblatt.

1 Vgl. StABa, B 26b, Nr. 8, S. 160 u. 185; Sailer 1970, S. 74.
2 Zu deren Symptomen vgl. Knefelkamp 1998, S.17
3 Vgl. Keil 2005b.
4 Vgl. Sailer 1970, S. 74.
5 StABa, B 26 b, Nr. 14, S. 288r–289v; B 54, Nr. 4901, S. 104v.
6 Vgl. Morata 2007, S. 26, 131f.
7 Vgl. Lindemann 2013, S. 86–90; Nutton 2022, S. 94–117.
8 Zu astromedizinischen Erklärungsansätzen vgl. Rothschuh, S. 73–105; Knefelkamp 1998, S. 18; Leven 2005, S. 22f.; Jütte 2013, S. 114.
9 Vgl. Kapitel 6.
10 Vgl. Anm. 8.
11 Vgl. Wolff 2021, S. 89.
12 Vgl. Wolff 2021, S. 90.

8 | Paracelsismus und Antiparacelsismus am Bamberger Bischofshof zu Beginn des 17. Jahrhunderts

Mehrere zu Beginn des 17. Jahrhunderts entstandene Drucke verweisen auf ein Spannungsfeld von Paracelsismus und Antiparacelsismus am damaligen Bamberger Bischofshof, das in der Forschung bisher kaum Aufmerksamkeit gefunden hat. Das Thema berührt Kontroversen innerhalb der medizinischen Wissenschaft, aber auch Aspekte der Konfession sowie die religiös motivierte Bekämpfung und Verfolgung andersdenkender bzw. vermeintlich andersartiger Menschen.

Der junge Nürnberger Arzt Sigismund Schnitzer (ca. 1560/65–1622) begab sich im Jahr 1593 trotz innerer Vorbehalte, die er angesichts der Dominanz der Katholiken in der Stadt verspürte, in die Dienste des Hochstifts und der Stadt Bamberg.[1] Gebürtig war Schnitzer aus Ulm, wo seine Eltern früh verstorben sein müssen, weswegen er von Verwandten in der Reichsstadt Nürnberg aufgezogen wurde, wo damals eine verzweigte Familie von Malern und Instrumentenmachern namens Schnitzer lebte. Nach einem Studium in Altdorf, Basel und Bologna erwarb Schnitzer im Oktober 1588 in Basel den medizinischen Doktorgrad. Zurückgekehrt nach Nürnberg, konnte er sich



Kat.-Nr. 20 Henning Scheunemann, Paracelsia Henningi Scheunemanni. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.19

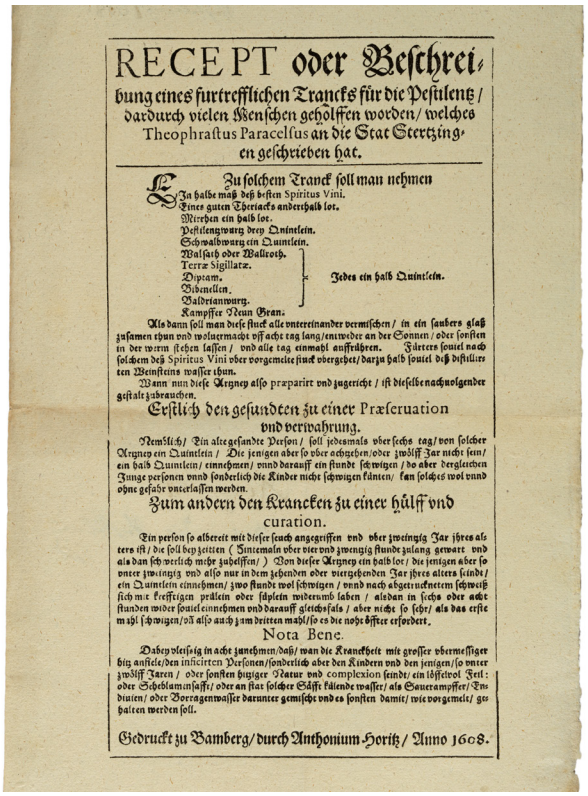
Kat.-Nr. 18 Porträt von Paracelsus. Staatsbibliothek Bamberg, Misc.med.o.448

wegen der Vielzahl der dort praktizierenden Ärzte keine Hoffnungen machen, in der Stadt eine einträgliche Praxis zu führen. Durch Vermittlung des Nürnberger Arztes Joachim Camerarius (1534–1598), Sohn des berühmten, aus Bamberg stammenden Leipziger Philologen gleichen Namens (1500–1574), kam Schnitzer im Sommer 1589 nach Bamberg, um seinen Mentor bei ärztlichen Aufgaben zu vertreten. Am 1. Mai 1593 ließ Fürstbischof Neidhart von Thüngen (1545–1598, reg. seit 1591) ihm einen Bestallungsbrief als Hofarzt ausstellen.[2]

Zu Schnitzers Lebzeiten traten an manchen Fürstenhöfen auch Ärzte in Erscheinung, die sich auf die medizinischen Lehren von Paracelsus beriefen **(Kat.-Nr. 18)**.[3] Zu ihnen zählte der in der protestantisch gewordenen Bischofsstadt Halberstadt geborene und zeitweise in Bamberg wirkende Henning Scheunemann (ca. 1570–ca. 1615).[4] Er studierte ab 1586 im katholischen Würzburg und wurde dort 1594 zum Doktor der Medizin promoviert. Seine Werke, darunter die 1608 bei Anton Horitz (ca. 1550–1620) in Bamberg gedruckte Pestschrift **(Kat.-Nr. 20)**, belegen Scheunemanns Neigung zum Paracelsismus. Scheunemann sollte ab 1599 in Bamberg Naturkunde am 1586 von Fürstbischof

Ernst von Mengersdorf (1554–1591, reg. seit 1583) gegründeten Priesterseminar und Gymnasium, dem *Collegium Ernestinum*, unterrichten. Am 22. Februar 1601 wurde er von Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel (1555–1609, reg. seit 1599) zu einem seiner Hofärzte bestellt. Dafür sollte er ein Jahresgehalt von 150 Gulden zuzüglich freier Verköstigung bei Hofe oder einen entsprechenden Geldbetrag für seine Verpflegung erhalten.[5]

Wie Sigismund Schnitzer war Henning Scheunemann zum Zeitpunkt seiner Einstellung noch relativ jung und daher ohne größere Erfahrung in der ärztlichen Praxis. Dennoch verdiente er von Anfang an besser als Schnitzer, der auch nach fast zwanzigjähriger Dienstzeit im Jahr 1612 noch unverändert 100 Gulden bekam (lediglich die Naturalleistungen waren ihm zwischenzeitlich aufgebessert worden).[6] Dieser Umstand allein könnte schon Anlass zu Konkurrenz und Eifersucht gegeben haben. Ob Scheunemanns Besserstellung von seiner Konformität mit der Konfession seines Arbeitgebers herrührte – schließlich hatte er im katholischen Würzburg studiert – oder durch die Wertschätzung des Fürstbischofs für die paracelsistische Heilkunst bedingt war, bleibt spekulativ. Dagegen war Schnitzer zweifellos Protestant, was verhindert haben mag, dass er am Bamberger Bischofshof besondere Förderung erfuhr. Erst nach 1612 sollte er in den



RECEPT oder Beschreibung eines furtrefflichen Trancks für die Pestilentz / dardurch vielen Menschen geholffen worden / welches Theophrastus Paracelsus an die Stat Sterzingen geschrieben hat.

Zu solchem Tranck soll man nehmen
Ein halbe maß deß besten Spiritus Vini.
Eines guten Theriacks anderthalb lot.
Myrrhen ein halb lot.
Pestilentzwurtz drey Quintlein.
Schwalbwurtz ein Quintlein.
Walsath oder Wallroth.
Terræ Sigillatæ.
Dipram.
Bibenellen.
Baldrianwurtz.
Kampffer Neun Gran.
} Jedes ein halb Quintlein.

Als dann soll man diese stuck alle untereinander vermischen / in ein saubers glaß zusamen thun vnd zuclaermachen vff acht tag lang / entweder an der Sonnen / oder sonsten in der warm stehen lassen / vnd alle tag einmahl aufführen. Fürters soviel nach solchem deß Spiritus Vini oder vorgemelte stuck vbergehet / darzu halb soviel deß distillirten Weinsteins wasser thun.

Wann nun diese Arzney also præparirt vnd zugericht / ist dieselbe nachuolgender gestalt zubrauchen.

Erstlich den gesunden zu einer Præseruation vnd verwahrung.

Nemblich / Ein alte gesandte Person / soll jedesmals vber sechs tag / von solcher Arzney ein Quintlein / Die jenigen aber so vber achtzehen / oder zwölff Jar nicht sein / ein halb Quintlein / einnehmen / vnnd darauff ein stunde schwitzen / do aber dergleichen Junge personen vnnd sonderlich die Kinder nicht schwitzen könten / kan solches wol vnnd ohne gefahr vnterlassen werden.

Zum andern den Krancken zu einer hülff vnd curation.

Ein person so albereit mit dieser seuch angegriffen vnd vber zweintzig Jar jhres alters ist / die soll bey zeiten (Fintemaln vber vier vnd zwentzig stunde zulang geweret vnd als dan schwerlich mehr zuhelffen /) Von dieser Arzney ein halb lot / die jenigen aber so vnter zwentzig vnd also nur in dem zehenden oder vierzehenden Jar jhres alters sindt / ein Quintlein einnehmen / zwo stunde wol schwitzen / vnnd nach abgetrucknetem schweiß sich mit kreffteigen prälein oder säpleln widerumb laben / alsdan in sechs oder acht stunden wider soviel einnehmen vnd darauff gleichsfals / aber nicht so sehr / als das erste mahl schwitzen / vß also auch zum dritten mahl / so es die nohtdöffter erfordert.

Nota Bene.

Dabey vleissig in acht zunehmen / daß / wan die Krankheit mit grosser vbermessiger hitz anfiele / den inficirten Personen / sonderlich aber den Kindern vnd den jenigen / so vnter zwölff Jaren / oder sonsten hitziger Natur vnd complexion seindt / ein löffelvol Fent: oder Scheblamnsaffe / oder an stat solcher Säfft fälende wasser / als Sauerampffer / Endivien / oder Borragenwasser darunter gemischt vnd es sonsten damit / wie vorgemelt / gehalten werden soll.

Gedruckt zu Bamberg / durch Anthonium Horitz / Anno 1608.

Kat.-Nr. 19 Henning Scheunemann, Recept oder Beschreibung. Staatsarchiv Bamberg, B 26c, Nr. 128a

Kat.-Nr. 21 Johann Hornung (Hg.), Cista medica. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Ep.q.2

Rang eines fürstbischöflichen Leibarztes aufsteigen, und den Ehrentitel eines *Archiater Ba[m]bergensis*, also des dienstältesten und erfahrensten Bamberger Arztes, schreibt ihm erst das Titelblatt des 1626, also mehrere Jahre nach Schnitzers Tod, erschienenen Briefbandes *Cista medica* **(Kat.-Nr. 21)** zu.

Dass die neuartige Medizin des Paracelsus in Bamberg Aufmerksamkeit fand, beweist ein gedrucktes *Recept* **(Kat.-Nr. 19)**, welches 1608 bei Anton Horitz entstand und schon in der Überschrift auf den damals sehr umstrittenen Arzt und seine im Jahr 1534 Bürgermeister und Rat von Sterzing gewidmete Pestschrift verwies.[7] Dieses Rezept war nicht für den Hausgebrauch, sondern zur Zubereitung in den Bamberger Apotheken gedacht, da üblicherweise nur dort vorrätige Arzneien wie *Terra sigillata*, also importierte Heilerde, und der aus Dutzenden von Inhaltsstoffen zusammengesetzte Theriak, eine seit der Antike gleichermaßen gegen Vergiftungen und ansteckende Krankheiten für wirksam gehaltene Wunderdroge,[9] zu den Bestandteilen zählten. An die von Paracelsus selbst propagierten Medikamente lässt die Verwendung von Destillaten wie Weingeist oder Weinsteinextrakt denken. Dazu wurden den Lesern Ratschläge an die Hand gegeben, wie man sich durch Einnahme der Arznei vor der Pest schützen oder im Falle einer Infektion die Krankheit bekämpfen könne. Für Kinder oder Personen, deren *complexion* von Natur aus heißer oder „hitziger“ sei, wurden eigene Zubereitungsregeln angegeben. Von

praktischem Interesse war der Einblattdruck nicht nur für die Bürgerinnen und Bürger Bambergs, die sich Schutz vor oder Hilfe gegen die Pest erhofften, sondern auch für die Apotheker, die sich davon eine Belebung ihrer Geschäfte erwarten konnten.

Was hieß nun Paracelsismus um 1600? Die Anhänger des Arztes Theophrast von Hohenheim (1493/94–1541), der sich selbst Paracelsus nannte, gingen mit ihrem geistigen Anführer davon aus, dass sich Gott ihm (und später seinen Anhängern) direkt in der Natur offenbarte.[10] Weiterhin vertrauten sie auf mittelalterliche Schriften zur Alchemie und Naturkunde. Viel stärker betonte Paracelsus in zahlreichen Schriften aber seine „Erfahrenheit" in der ärztlichen Praxis, vor allem in Abgrenzung von den Inhalten des damaligen Universitätsstudiums. Auch die üblichen therapeutischen Verfahren seiner Zeit verurteilte er mit polemischem Eifer, und zwar sowohl bezüglich der handwerklich erlernten Wundarznei als auch hinsichtlich der akademischen Medizin. Letztere fußte auf den aus dem Arabischen übersetzten mittelalterlichen Lehrbüchern sowie den Schriften Galens, eines griechisch-römischen Arztes, der im 2. Jahrhundert in Rom lebte.

Zwar wurden Paracelsus' Ideen von der Erforschung der „Geheimnisse der Natur" im 19. und frühen 20. Jahrhundert oft als eine frühe Form des naturwissenschaftlichen Empirismus missverstanden, doch entspricht seine Vorstellung von Wissen, das von einem personalisierten Gott inspiriert ist und durch das „Licht der Natur" direkt im menschlichen Geist entzündet wird, nach heutigen Maßstäben eher einem esoterischen Verständnis. Die Paracelsisten wurden von ihren zeitgenössischen Gegnern in polemischer Absicht oft generell als ungelehrte Laienärzte hingestellt; in Wirklichkeit waren viele von ihnen aber Doktoren der Medizin. Auch Paracelsus selbst beanspruchte für sich, den *Doctor medicinae* in Ferrara erworben zu haben. Zwar ist er an der dortigen Universität nicht als Student nachweisbar, doch könnte er den Titel ‚ehrenhalber', etwa durch Zahlung eines Geldbetrags, erlangt haben.

Im Zuge des seit den 1560er Jahren durch Neuausgaben seiner Schriften und Erstausgaben seiner Manuskripte eingeleiteten *Paracelsian Revival* hatte die Polemik gegen den Hohenheimer auch den Bereich des christlichen Glaubens erreicht und dabei besondere Stoßkraft gewonnen.[11] Zu seinen Lebzeiten hatte Paracelsus religiöse Ideen formuliert, die dem Spiritualismus und der Täuferbewegung nahestanden.[12] Damit hatte er den Schweizer Reformator Heinrich Bullinger (1504–1575) gegen sich aufgebracht, weswegen seine religiösen Ideen insbesondere von Reformierten, allen voran von dem Heidelberger Medizinprofessor Thomas Erastus (1524–1583), mit größter Schärfe bekämpft wurden.[13] Unter den Lutheranern tat sich vor allem der Mediziner und Schulmann Andreas Libavius (nach 1555–1616),[14] ein langjähriger Brieffreund des Bamberger Hofarztes Sigismund Schnitzer, mit heftigen Angriffen gegen Paracelsus und seine Anhänger hervor. Der aus Halle an der Saale stammende Libavius war seit 1586 als Stadt- und Ratsschulrektor in Coburg tätig. 1588 erwarb er an der Universität Basel den medizinischen Doktorgrad, ging dann als Professor an die Universität Jena, wo er Geschichte und Poetik lehrte, aber auch bei Disputationen mit Medizinstudenten den Vorsitz führte. 1591 wurde er Stadtphysikus und ein Jahr später auch Schulinspektor in Rothenburg ob der Tauber. 1606 beauftragte ihn Herzog Johann Casimir von Sachsen-Coburg (1564–1633), das neu gegründete *Gymnasium Casimirianum* in Coburg zu leiten, wo Libavius von 1607 bis zu seinem Tod als *Director und Professor primarius* wirkte.

Libavius war zu seiner Zeit für seine literarisch-gelehrten Polemiken berühmt, die er vom Standpunkt eines orthodoxen Lutheraners und Vorkämpfers für die galenistische Universitätsmedizin aus gegen Andersdenkende wie die aus seiner Sicht in religiöser wie in wissenschaftlicher Hinsicht unorthodoxen Paracelsisten richtete.[15] Daneben beschäftigte er sich durchaus ernsthaft mit der Kunst der Alchemie oder *Chymia* (als praktischer Vorläuferin der modernen Chemie). Seine als Einführung in diese Kunst gedachte *Alchemia* von 1598 **(Kat.-Nr. 22)** wurde als Lehrbuch auf diesem Gebiet sehr einflussreich. Das Exemplar der Bamberger Staatsbibliothek ist mit dem Eintrag *Sigismund Schnizer* versehen, befand sich also einst im Besitz des bischöflichen Hofarztes. Es wäre jedoch irreführend, Libavius mit diesem Werk als einen Begründer der modernen Chemie anzusprechen. Immerhin befürwortete er weiterhin die Möglichkeit der Transmutation oder Herstellung von Gold aus anderen, „niederen" Metallen, gegen die sich sein Antagonist Paracelsus bereits explizit ausgesprochen hatte.

Henning Scheunemann, der sich bei dieser Gelegenheit als *Medicus* von Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel titulierte, veröffentlichte 1608 eine Pestschrift **(Kat.-Nr. 20)**, die schon im Titel explizit auf paracelsisches Gedankengut verwies, indem die Krankheit als *Morbus Mercurialis Contagiosus* bezeichnete wurde, eine Entlehnung aus Paracelsus' Drei-Elemente-Lehre (mit den Elementen Salz, Schwefel und Quecksilber). Sein Paracelsismus war also am Bamberger Hof bekannt, als er 1609 seine später in Frankfurt am Main gedruckte Schrift *Hydromantia Paracelsica* Fürstbischof Gebsattel widmete.[16] Üblicherweise wurden so dedizierte Werke dem Widmungsempfänger zugeschickt oder in diesem Fall wahrscheinlich sogar persönlich übergeben.

Das Widmungsschreiben verwies eingangs auf den Umstand, dass Scheunemann dem Bischof seit nunmehr zwölf Jahren als Hofarzt gedient habe; da er erst 1601 formell als solcher angestellt wurde, bezog sich dies mutmaßlich auf eine vorherige Praxis auf Honorarbasis. In dem Bemühen, wirksamere Heilmittel zu finden, habe Scheunemann auch kurze medizinische Traktate publiziert. Zuletzt habe er auf Anraten des Bergmeisters Johann Thölde (1565–1614) eine Quelle besucht, die man in der Gegend von Meißen entdeckt hatte, um ihre verborgenen Kräfte zu untersuchen. Anders als früher, so Scheunemann, könnten nunmehr viele schwere Krankheiten geheilt werden, indem man abseits der alten Gewohnheiten der akademischen Medizin neue experimentelle Wege beschreite. Das vorliegende Werk widmete er dem Fürstbischof im Vertrauen auf dessen Billigung derartiger Studien und den Schutz gegen „sophistische Kritiker", womit Gegner wie Schnitzer und sein Brieffreund Libavius gemeint sein dürften.

In Wahrheit war, wie Sigismund Schnitzers eigene Verschreibungen beweisen,[17] der Gebrauch von Mineralwassern und Badekuren am Bamberger Hof nichts Ungewöhnliches, auch wenn sich Scheunemann mit seiner Schrift vordergründig gegen den „einhelligen Konsens der Universitätsmediziner" richtete.[18] Er wirkt dabei allerdings bemüht, in diesem Gelehrtenstreit beide Seiten – die *Galenica* und die *Hermetica Doctrina*[19] – zu Wort kommen zu lassen. Der letztere Begriff bezog sich auf die aus der Antike stammende Lehre, die von der mythischen Gestalt des *Hermes trismegistos* herrühren sollte. Paracelsus war für Scheunemann sein erklärter Führer (*Paracelsus dux*), denn er habe die hermetische Lehre erweitert, erklärt und sie somit aus dem Dunkel des Vergessens in die Neuzeit überführt.[20] Im Text verstreut finden indessen mit Andreas Libavius und Johannes Crato (1519–1585) auch zwei erklärte Feinde der Medizin des Paracelsus lobende Erwähnung. Inhaltlich atmet der Text freilich einen paracelsischen Geist, wenn die Astronomie als eine *anatomia aeris* oder als Endpunkt pharmazeutischen Bemühens die *quinta essentia* bezeichnet wird. Als promovierter Mediziner wetterte Scheunemann seinerseits gegen „Pseudoparacelsisten", womit akademisch gebildete Paracelsusanhänger üblicherweise Laienärzte in der Nachfolge des Hohenheimers ansprachen.

Der von Scheunemann geehrte Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel verstarb am 26. Juni 1609, und Scheunemanns Bestallung wurde von seinem Nachfolger Johann Gottfried von Aschhausen (1575–1622, reg. seit 1609) nicht verlängert. Man kann mit guten Gründen vermuten, dass Scheunemanns paracelsistische Einstellung der Grund dafür war; schließlich waren Schriften von Paracelsus auf den Index der verbotenen Bücher der römisch-katholischen Kirche gelangt.[21] Als Zeugnis einer ausdrücklichen Ablehnung von Scheunemanns Lehren unter der neuen Herrschaft kann interpretiert werden, dass Bischof Aschhausen im Jahr 1611 als Herausgeber einer konventionellen Seuchenschrift **(Kat.-Nr. 23)** gegen die Ungarische Krankheit (eine seit dem 16. Jahrhundert beschriebene Seuche) und sogar als Verfasser des Vorworts vom 1. August 1611 in Erscheinung trat. Dieses Vorwort enthält zwar nur die in vielen Pestschriften erscheinenden Topoi: Die Seuche sei eine verdiente Strafe Gottes, ihre natürliche Ursache seien feuchte, ungesunde Lüfte, die als Werkzeuge Gottes wirkten.[22] Bemerkenswert ist aber, dass der geistliche Territorialherr hier in eigener Person als Verkünder dieser pastoralen Botschaft auftrat. Die im Folgenden von seinen Ärzten gegebenen medizinischen Erklärungen und Ratschläge wirken ebenfalls völlig konventionell. Die Verfasser – oder eher Kompilatoren – sind unter den Hof- und Stadtärzten zu suchen; man wird also mit einer Beteiligung von Sigismund Schnitzer zu rechnen haben.

Henning Scheunemann wandte sich nach seiner Entlassung nach Aschersleben, wo er als Stadtarzt um 1615 verstorben sein dürfte. Dort wagte er, sich mit einschlägigen Schriften viel eindeutiger im Sinne seines Paracelsismus zu äußern. Auch sein Brief an den inzwischen verstorbenen Bamberger Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel gelangte erst mit seiner *Hydromantia Paracelsica* von 1613 in den Druck. Einige Prominenz erreichte später die erst nach seinem Tod veröffentlichte Schrift *Medicina reformata* (Frankfurt am Main 1617). Sämtliche Krankheiten wurden darin nach der auf Paracelsus zurückgehenden Drei-Elemente-Lehre als „merkurialische", sulphurische oder salzige Krankheiten erklärt.

Andreas Libavius sollte in seinen Briefen zwar erst seit 1611 und damit nach Scheunemanns Weggang aus Bamberg offen gegen diesen und namentlich gegen seine Hinweise zur Pestbehandlung polemisieren.[23] Es könnte aber sein, dass der Entschluss Fürstbischof Aschhausens, den Paracelsisten nicht an seinem Hof zu belassen und bald darauf eine ganz anders ausgerichtete Seuchenschrift zu veröffentlichen, durch Libavius beeinflusst wurde, der mit dem Hofarzt Sigismund Schnitzer bereits seit 1599 – dem Jahr, in dem Scheunemann in Bamberg seine Arbeit aufnahm – in brieflichem Kontakt stand.

Die in Bamberg erkennbaren Feindseligkeiten zwischen Paracelsisten und Antiparacelsisten werfen auch ein interessantes Schlaglicht auf die Tätigkeit und die Einstellung des langjährigen Hof- und späteren Leibarztes Sigismund Schnitzer. Im Zuge der Kontroversen

zwischen Paracelsisten und Galenisten, die in den Widmungsbriefen und Vorworten zu medizinischen Büchern besonders heftig ausgetragen wurden, waren medizinisch-pharmazeutische Laborexperimente gegen Ende des 16. Jahrhunderts nämlich *auf beiden Seiten* zunehmend populär. Auch Schnitzer sollte sich diesem Trend anschließen. Anders als im Fall von Scheunemann sind eigene medizinische Publikationen Schnitzers nach seiner Dissertation von 1588 nicht bekannt. Doch führte er eine umfangreiche Gelehrtenkorrespondenz über diese Themen, die der Arzt Johann Hornung (1573–nach 1626) posthum unter dem Titel *Cista medica* 1626 in Nürnberg drucken ließ **(Kat.-Nr. 21)**.

Sigismund Schnitzer zeigte sich schon früh an der Suche nach wirksamen Arzneirezepten zur Behandlung verschiedener Krankheiten interessiert.[24] In seinen ersten Jahren in Bamberg bevorzugte er aus pflanzlichen Inhaltsstoffen zusammengesetzte Medikamente und empfahl seinen Patienten auch den Gebrauch von Heilbädern und Trinkkuren. Mit der Zeit aber näherte er sich zunehmend den experimentellen Methoden der Paracelsisten an, wozu er 1599 anmerkte, es gebe zwar viele Argumente gegen Paracelsus und seine Anhänger, doch daneben auch die „wahre Chemie“: Diese Überzeugung äußerte er bezeichnenderweise in dem ersten Brief, den er dem Chymicus Andreas Libavius in Rothenburg ob der Tauber zukommen ließ.[25] Der galenistischen Medizin hing Schnitzer später ebenfalls

Kat.-Nr. 23 Johann Gottfried von Aschhausen (Hg.), Kurtze Unterrichtung. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.23-a

nicht mehr ohne Vorbehalte an und übernahm damit stillschweigend die kritische Haltung der Paracelsisten.[26] In seinen Briefen bestätigte er außerdem die Wirksamkeit von Rezepten aus der Feder des kaiserlichen Leibarztes Martin Ruland d.Ä. (1532–1602),[27] der offen dem paracelsistischen Lager zugehörte, oder des verbesserten *Cranium humanum sublimatum* (eines aus menschlichen Schädelknochen gewonnenen Medikaments) des paracelsischen Arztes Josephus Quercetanus (Joseph Du Chesne, ca. 1544–1609).[28] In diesem Zusammenhang verwarf Schnitzer auch ausdrücklich die Auffassungen des Antiparacelsisten Thomas Erastus, der die Wirksamkeit des *Cranium humanum* geleugnet hatte.[29]

Medizinhistorisch betrachtet ist diese eklektische Haltung Schnitzers um 1600 keineswegs ungewöhnlich. Akademisch ausgebildete Mediziner experimentierten damals viel mit neuartigen Medikamenten. Im Jahr 1615 konnte Schnitzer seinem Brieffreund Libavius mitteilen, dass am Bamberger Hof ein weiteres Wundermittel aufgetaucht war: Einem Stallburschen war aufgefallen, dass ein Rassepferd im bischöflichen Marstall zwei Steine ausgeschieden hatte, von denen jeder mehr als ein dreiviertel Pfund wog.[30] Fürstbischof Aschhausen bemühte sich daraufhin, mehr über die möglichen Heilkräfte dieser Steine in Erfahrung bringen zu lassen. Für Andreas Libavius, der um ein Gutachten darüber gebeten wurde, waren die Steine hinsichtlich ihrer Wirkung dem Bezoar vergleichbar, einem Produkt aus dem Verdauungstrakt von Tieren und in der Frühen Neuzeit weithin anerkannten Heilmittel.[31]

Am 6. Juni 1616 erbat sich Schnitzer von seinem Brieffreund Libavius ein weiteres Gutachten über eine mitgeschickte zähflüssige Milch (*lac glutinosum et ductile*). Diese Anfrage verdient angesichts des Umstandes, dass kurze Zeit später im Hochstift Bamberg die erste große Welle der Hexenverfolgungen losbrechen sollte, besondere Aufmerksamkeit. Schnitzer erläuterte dazu, manche Menschen in Bamberg glaubten, dass diese besondere Milch das Werk von Hexen sei, während der Arzt Johann Weyer (1515/16–1588), der als „Verteidiger“ der Hexen galt, sie lediglich für eingekochte Milch hielt.[32] Sachlich im ersteren Fall wohl zutreffend, antwortete Libavius, die übersandte dickflüssige Milch sei in Wirklichkeit entweder der unreife, schleimige Saft, wie er aus einer Kuh, welche frisch gekalbt hat, gemolken werde,[33] oder eine Folge von krankhafter Säftemischung in der Kuh. Allerdings, so betonte Schnitzers Kollege, bestehe der Verdacht gegen die Unholdinnen (*lamia*) nicht zu Unrecht, denn diese Anhängerinnen Satans saugten oft aus Kuheutern, bis Blut komme, oder verdürben das Milchvieh, sodass nur noch diese unverkochte, schleimige Milch aus seinen Eutern komme.

Johann Weyer stelle sich mit seinem Erklärungsversuch gegen die Heilige Schrift, die besage (Ex 22,17): „Eine Hexe sollst du nicht am Leben lassen". Deshalb hielt es Libavius zwar für ein leichtfertiges Vorgehen der Strafjustiz, wenn sie bloß wegen des Vorhandenseins dieser besonderen Milch ein Todesurteil fällte; es dürfe jedoch andererseits nicht so weit kommen, dass eine Frau verschont werde, denn schließlich werde der Verdacht der Hexerei „niemals" leichtfertig erhoben. Mit diesen Worten plädierte Andreas Libavius ausdrücklich dafür, im Zweifelsfall lieber eine vermeintliche Hexe zuviel hinzurichten.

Schnitzers Brief vom 6. Juni 1616 lässt nicht erkennen, dass auch er diesen Verfolgungseifer geteilt hätte. Vielmehr hatte er den Volksglauben ja unter ausdrücklichem Verweis auf die rationalisierende Erklärung Weyers kommentiert,[34] dessen Partei er damit mehr oder weniger deutlich ergriff. Offen widersprechen sollte er Libavius im Hinblick auf die Notwendigkeit von Hexenverfolgungen aber später nicht – und so ist wohl auch nicht davon auszugehen, dass er es gegenüber dem Bamberger Fürstbischof getan hätte.

Konkret ist die im Spannungsfeld von Paracelsismus und Antiparacelsismus betriebene Laborpraxis frühneuzeitlicher Ärzte nur schwer nachvollziehbar. Festzuhalten bleibt aber, dass Paracelsus' Theorien zwar von sehr vielen Medizinern angezweifelt oder abgelehnt wurden, das Experimentieren im Labor aber in dieser Zeit gleichwohl zu einer populären Mode wurde, die bis tief in diejenigen Kreise der Ärzteschaft hineinreichte, die gemeinhin als prominente Gegner des Paracelsismus bekannt sind. Als bei der praktischen Laborarbeit wesentlich erwiesen sich auf lange Sicht weniger die konkreten Ergebnisse (welche nach heutigem Wissensstand in ihrer pharmazeutischen Wirksamkeit unerheblich waren) als vielmehr die Entwicklung neuer experimenteller Methoden in der Pharmazie und ein wachsendes Interesse an klinischem Erfahrungswissen als Quellen ständiger Innovationen innerhalb der Medizin.

Tilmann Walter

Kat.-Nr. 18
Porträt von Paracelsus, in: Paracelsus, Medici Libelli. Köln: Birckmann 1567. [12] Bl., 261 S., [1] Bl., 19,5 x 15 x 4 cm. Staatsbibliothek Bamberg, Misc.med.o.448. Aufgeschlagen: Frontispiz.

Kat.-Nr. 19
Henning Scheunemann, Recept oder Beschreibung eines fürtrefflichen trancks für die Pestilenz [...] von Paracelsus. Bamberg: Horitz, 1608. 1 Bl., 33,5 x 20 cm. Staatsarchiv Bamberg, B 26c, Nr. 128a.

Kat.-Nr. 20
Henning Scheunemann, Paracelsia Henningi Scheunemanni [...] de morbo mercuriali contagioso [...]. Bamberg: Horitz, 1608. 66 S., 21 x 17 x 1 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.19. Aufgeschlagen: Titelblatt.

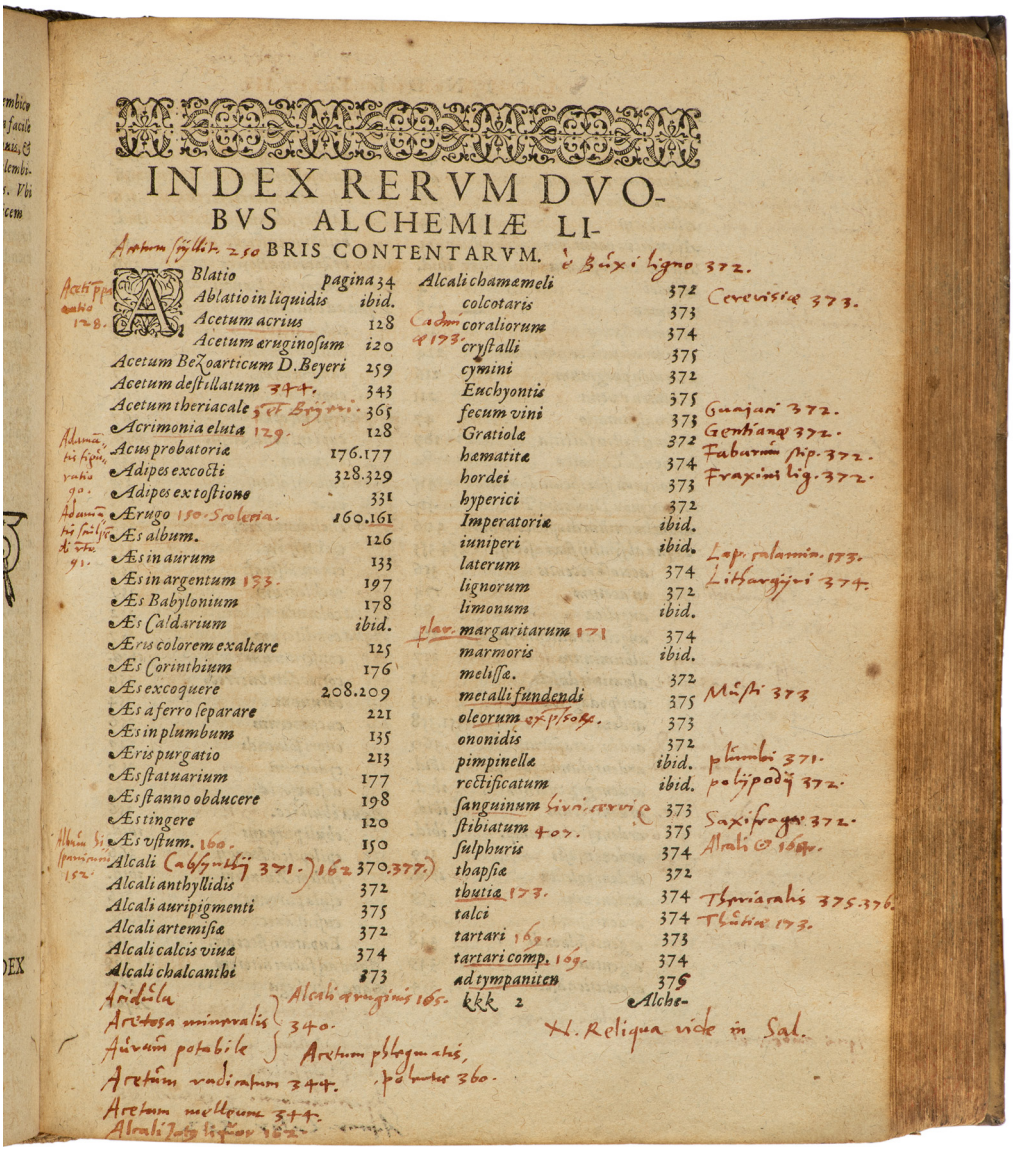
Kat.-Nr. 21
Johann Hornung (Hg.), Cista medica: qua in epistolae clarissimorum Germaniae medicorum, familiares, & in re medica, tam quoad hermetica & chymica, quam etiam Galenica principia, lectu jucundae & utiles, cum diu reconditis experimentis asservantur. Nürnberg: Halbmayr, 1626. [12] Bl., 516 S., 19 x 15 x 4 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Ep.q.2. Aufgeschlagen: Titelblatt.

Kat.-Nr. 22
Andreas Libavius, Alchemia. Andreae Libavii opera e dispersis passim optimorum autorum, veterum & recentium exemplis potissimum, tum etiam praeceptis quibusdam operose collecta [...] explicata; accesserunt tractatus nonnulli physici chymici, item methodice ab eodem autore explicati; sunt etiam in chymicis eiusdem Libavii epistolis, iam ante impressis, multa, huic operi lucem allatura. Frankfurt am Main: Kopf, 1597. 424 S., 22 x 18 x 5 cm. Staatsbibliothek Bamberg, Ch.q.10-a. Provenienz: Sigismund Schnitzer. Aufgeschlagen: Anfang des Index nach S. 424.

Kat.-Nr. 23
Johann Gottfried von Aschhausen (Hg.), Kurtze Unterrichtung / Wie sich in jetztregirenter gifftigen Hauptkranckheit mit artzneyen vnd anderen zuuerhalten [...]. Bamberg: Horitz, 1611. [11] Bl., 19 x 15 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.23-a. Aufgeschlagen: Titelblatt.

1 Zu Schnitzers Biografie vgl. Häberlein / Walter 2023.
2 Vgl. Sailer 1970, S. 75.
3 Vgl. Midelfort 1994, S. 68–70, 112–117, 146f.; Nutton 2022, S. 278–302; zu Hof- und Leibärzten allgemein Hilber / Taddei 2021.
4 Zu Scheunemanns Biografie vgl. Humberg 2007.
5 Vgl. Sailer 1970, S. 75.
6 Vgl. Häberlein / Walter 2023.
7 Vgl. Paracelsus 1576, Bl. [A vii] r–B r: Widmung.
8 Vgl. Sailer 1870, S. 110–121; Döllner 2020b; sowie Kapitel 4.
9 Vgl. Nutton 2022, S. 168f.
10 Vgl. Webster 2008.
11 Vgl. Walter 2022.

12 Vgl. Webster 2008.
13 Vgl. Gunnoe / Daniel 2020.
14 Zur Biografie von Libavius vgl. Moran 2007.
15 Vgl. Moran 2007.
16 Vgl. Scheunemann 1613: Widmungsvorrede, Bl. (:) 2r–[(:) 4]r.
17 Vgl. Hornung 1626, S. 44–47, 313–315, 352 u.ö.
18 *Academicorum Medicórum vnanimen consensum*: Scheunemann 1609, Bl. (:) 2 v.
19 Scheunemann 1609, Bl. (:) 3r–v.
20 Scheunemann 1609, Bl. (:) (:) 2r.
21 Vgl. Bogner 1994.
22 Vgl. Aschhausen 1611, Bl. A 2 r–v.
23 Vgl. Hornung 1626, S. 159, 176, 218 u.ö.
24 Vgl. Häberlein / Walter 2023, S. 18.
25 *Vera Chymia*: Hornung 1626, S. 22: Schnitzer an Libavius, 10.11.1599.
26 Vgl. Hornung 1626, S. 22.
27 Vgl. Hornung 1626, S. 307: Schnitzer an Paul Simmler, [nach dem 12.5.1596].
28 Vgl. Hornung 1626, S. 20, 77, 308.
29 Vgl. Hornung 1626, S. 47: Schnitzer an Peter Hofmann, 18.11.1602.
30 Vgl. Hornung 1626, S. 180f.: Schnitzer an Andreas Libavius, 9.11.1615.
31 Vgl. Hornung 1626, S. 183: Libavius an Schnitzer, 13.11.1615; zum Bezoar vgl. Benkert 2020, S. 187–212.
32 Vgl. Hornung 1626, S. 211.
33 Vgl. Hornung 1626, S. 212: Libavius an Schnitzer, 9.6.1616. „Hexenmilch“ oder „Biestmilch“ wird das Kolostrum, die proteinreiche und dickflüssige Vormilch bei Kühen auch genannt.
34 Vgl. Weyer 1577, Sp. 63.



INDEX RERVM DVO-
BVS ALCHEMIÆ LI-
BRIS CONTENTARVM.

	pagina
Ablatio	34
Ablatio in liquidis	ibid.
Acetum acrius	128
Acetum eruginosum	120
Acetum Bezoarticum D. Beyeri	259
Acetum destillatum	343
Acetum theriacale	365
Acrimonia eluta	128
Acus probatoriæ	176.177
Adipes excocti	328.329
Adipes ex tostione	331
Ærugo	160.161
Æs album.	126
Æs in aurum	133
Æs in argentum	197
Æs Babylonium	178
Æs Caldarium	ibid.
Æris colorem exaltare	125
Æs Corinthium	176
Æs excoquere	208.209
Æs a ferro separare	221
Æs in plumbum	135
Æris purgatio	213
Æs statuarium	177
Æs stanno obducere	198
Æs tingere	120
Æs vstum.	150
Alcali	370.377.
Alcali anthyllidis	372
Alcali auripigmenti	375
Alcali artemisiæ	372
Alcali calcis viuæ	374
Alcali chalcanthi	373
Alcali chamæmeli	372
Alcali colcotaris	373
Alcali coraliorum	374
Alcali crystalli	375
Alcali cymini	372
Alcali Euchyontis	375
Alcali fecum vini	373
Alcali Gratiolæ	372
Alcali hæmatitæ	374
Alcali hordei	373
Alcali hyperici	372
Alcali Imperatoriæ	ibid.
Alcali iuniperi	ibid.
Alcali laterum	374
Alcali lignorum	372
Alcali limonum	ibid.
Alcali margaritarum	374
Alcali marmoris	ibid.
Alcali melissæ.	372
Alcali metalli fundendi	375
Alcali oleorum	373
Alcali ononidis	372
Alcali pimpinellæ	ibid.
Alcali rectificatum	ibid.
Alcali sanguinum	373
Alcali stibiatum	375
Alcali sulphuris	374
Alcali thapsiæ	372
Alcali thutiæ	374
Alcali talci	374
Alcali tartari	373
Alcali tartari comp.	374
Alcali ad tympanites	375

kkk 2 Alche-

Kat.-Nr. 22 Andreas Libavius, Alchemia mit handschriftlichen Anmerkungen Sigismund Schnitzers.
Staatsbibliothek Bamberg, Ch.q.10-a

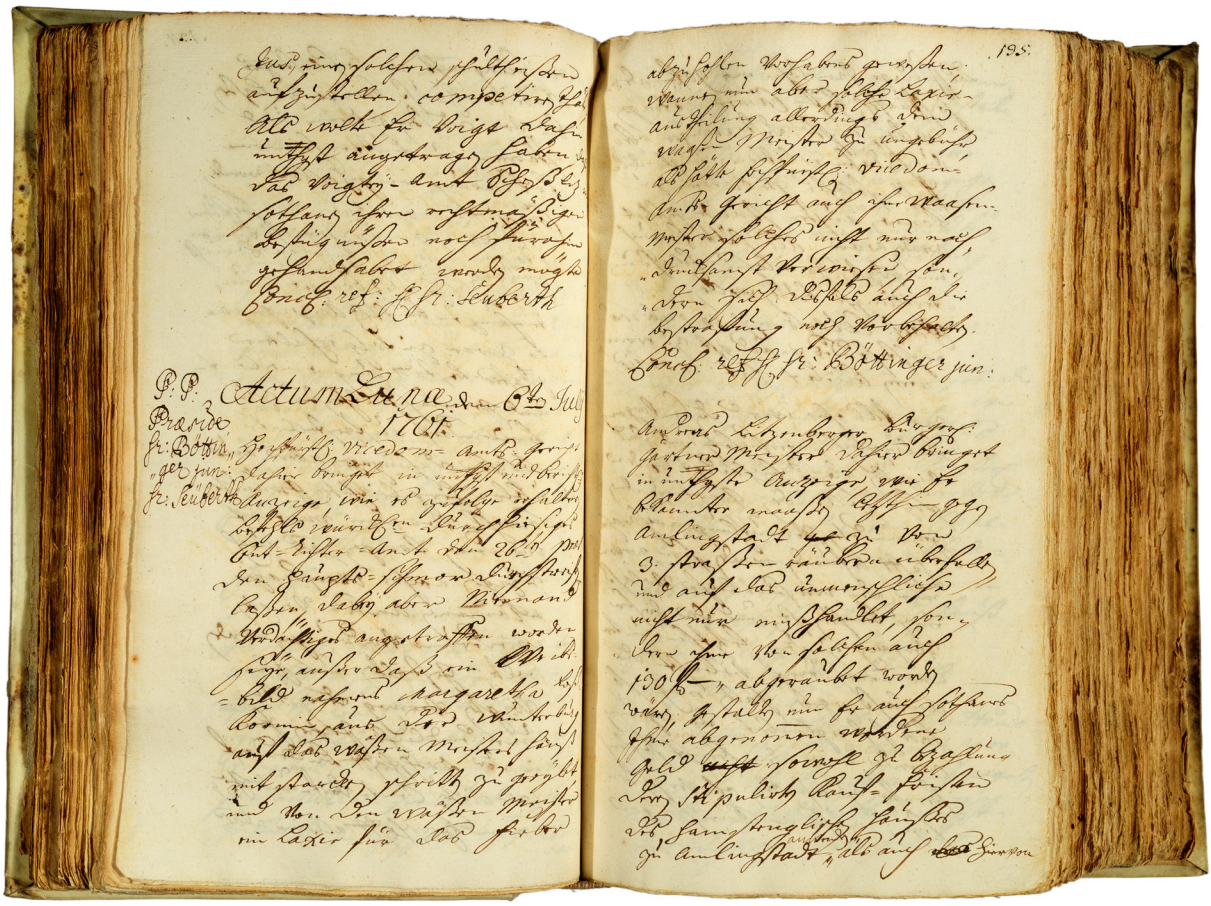
9 | Der medizinische Marktplatz (I): Scharfrichter und öffentliche anatomische Sektionen

Arzneien und medizinische Dienstleistungen wurden in der Frühen Neuzeit „ganz nach den Regeln des freien Marktes, in einem ungeregelten Wettbewerb“[1] von zahlreichen Akteuren angeboten. Zu ihnen zählte auch der Scharfrichter, denn zu seinen Aufgaben gehörte neben dem Vollzug von Hinrichtungen und der Anwendung der Folter auch die Wiederherstellung der Gesundheit der Gefolterten. So versorgte er beispielsweise offene Wunden und renkte Gliedmaßen wieder ein. Das auf diese Weise erworbene medizinische Wissen und die Fähigkeiten, die er dafür benötigte, machten den Scharfrichter trotz seiner ‚Unehrlichkeit‘ zu einer gefragten Anlaufstelle für medizinische Behandlungen.[2]

Der Scharfrichter profitierte zudem von dem in der Frühen Neuzeit weit verbreiteten Glauben, dass menschliche Leichenteile und Körpersubstanzen eine magische Heilkraft besäßen. Seine Tätigkeit erlaubte es ihm, Heilmittel aus den Körpern von Hingerichteten zu gewinnen. Dazu gehörten Arzneien oder Schutzamulette aus Körperteilen und Überresten der Hingerichteten. Die Verwendung Exekutierter für medizinische Zwecke wurde von den Obrigkeiten häufig gestattet. Neben der Behandlung „normaler“ Krankheiten war der Scharfrichter zudem auf solche spezialisiert, die nach damaliger Ansicht durch Schadenzauber – eine Form der schwarzen Magie oder Hexerei – verursacht worden waren. Insgesamt verfügte er somit im Umgang mit lebenden wie mit toten Körpern über reiche Erfahrung. Meister Franz Schmidt (um 1555–1634), der einige Jahre im Bamberger Raum tätig war, ehe er 1578 die Stelle des Scharfrichters in der Reichsstadt Nürnberg übernahm, vollzog zwischen 1573 und 1617, als er den Beruf aufgab, 361 Hinrichtungen und 345 Leibesstrafen, die er selbst akribisch dokumentierte; im gleichen Zeitraum behandelte er nach eigenem Bekunden rund 15.000 Patienten, darunter hochgestellte Personen wie den Dompropst von Bamberg.[3]

Bildliche Darstellungen von Scharfrichtern aus der Frühen Neuzeit fokussieren in der Regel deren Rolle im Strafvollzug. Dies gilt auch für die Holzschnitte auf einer Doppelseite der *Bambergische[n] Peinliche[n] Halßgerichtßordnung* von 1580 **(Kat.-Nr. 24)**. Es handelte sich dabei um eine revidierte Fassung der maßgeblich von Johann von Schwarzenberg (1463–1528) erarbeiteten

Kat.-Nr. 24 Bambergische Peinliche Halßgerichtßordnung. Staatsbibliothek Bamberg, JH.Coll.leg.f.4



Kat.-Nr. 25 Erwähnung des Scharfrichters als Anbieter von Arznei in einem Protokoll des Bamberger Malefizamts von 1761.
Staatsarchiv Bamberg, Zent- und Fraischgericht, Nr. 126

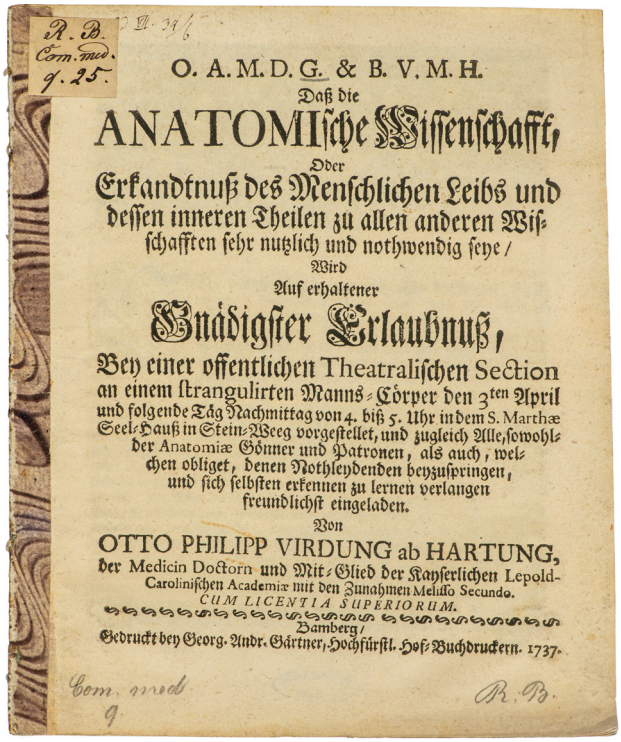
und 1507 von Bischof Georg (III.) Schenk von Limpurg (reg. 1505–1522) für das Hochstift Bamberg erlassenen Strafrechts- und Strafprozessordnung, die überregional sehr einflussreich war und auch die 1532 von Kaiser Karl V. (1500–1558) verkündete peinliche Halsgerichtsordnung für das Heilige Römische Reich, die *Constitutio Criminalis Carolina*, prägte.[4] Auf dem rechten Holzschnitt ist im Bildvordergrund ein kniender Delinquent mit entblößten Schultern und gefesselten Händen zu sehen, der unmittelbar vor seiner Hinrichtung steht. Zu seiner Rechten hat der Scharfrichter bereits das Richtschwert aus der schwarzen Scheide gezogen und bereitet sich auf die Hinrichtung vor. Die enganliegende Kleidung betont den muskulösen Körper des Henkers; die geschlitzten Ärmel sowie die Haube weisen auf einen gewissen Wohlstand sowie auf das Selbstbewusstsein ihres Trägers hin; tatsächlich verfügten Scharfrichter nicht selten über ein beträchtliches Vermögen. Zur Linken des Delinquenten kniet ein Bettelmönch, der mit diesem betet und ihn durch das Kruzifix in seiner Hand auf die Notwendigkeit hinweist, seine begangenen Sünden zu bereuen und sich am Ende seines Lebens in die Hände Jesu Christi zu begeben. Die Grausamkeit des frühneuzeitlichen Strafvollzugs wird indessen durch die Szene im Bildhintergrund betont: Hier richten drei Schergen einen Pfahl auf, an dessen oberen Ende sich ein Rad befindet, auf das ein weiterer Straftäter geflochten ist. Ein über dem Holzschnitt platzierter vierzeiliger Paarreim erklärt die Darstellung und fungiert zugleich als Mahnung an die Betrachter: *Wem trewe straff nit bringet frucht / Der kompt dick in des Meisters zucht / Des werck vnd zeug wirdt hie anzeigt / Wol dem der sich zu Tugent neygt*. Zusätzlich unterstrichen wird der abschreckende Charakter spiegelnder Strafen durch die auf dem linken Holzschnitt abgebildeten Folter- und Exekutionsinstrumente.

In archivalischen Quellen des Hochstifts Bamberg begegnet hingegen auch die medizinische Praxis des Scharfrichters. Wie ein Eintrag im Protokoll des Malefizamts – eines administrativen Gremiums des Hochstifts Bamberg, das als „der für die peinlichen Fälle zuständige Unterausschuss des Hofrats“ charakterisiert worden ist[5] – vom 6. Juli 1761 zeigt, unterlag er dabei allerdings Einschränkungen **(Kat.-Nr. 25)**. Dies lag weniger am Makel der Unehrlichkeit, der dem Henker anhaftete, als vielmehr am Widerstand anderer Heilkundiger, die Einkommensverluste durch seine Konkurrenz befürchteten. Das für die Stadt Bamberg

zuständige Vizedomamts-Gericht zeigte dem Malefizamt an, dass bei einer Streife durch den nahegelegenen Hauptsmoorwald keine verdächtigen Personen begegnet seien, *außer daß ein Weibsbild nahmens Margaretha Loßkornin, aus der Wunterburg auf des Waaßen Meisters hauß mit starcken schritten zu geeÿlet und von den Waaßen Meister ein Laxir für das fieber abzuhohlen vorhabens geweßen* sei. Die Bewohnerin des Stadtviertels Wunderburg wollte sich beim Scharfrichter also ein fiebersenkendes Mittel holen, was ihm dem Gericht zufolge jedoch nicht gestattet war (*wannen nun aber solche Laxiraustheilung allerdings dem Waaßen Meister zu ungebühr*). Der Scharfrichter erhielt deswegen eine Verwarnung, und das Gericht behielt sich eine Bestrafung vor.[6]

Dass sich diese Bambergerin an den Scharfrichter wandte, ist zum einen mit ökonomischen Überlegungen zu erklären: Ärztliche Behandlungen und Medikamente aus den städtischen Apotheken waren teuer, und Angehörige der Unterschichten konnten sich diese nicht immer leisten. Zum anderen bestand zwischen studierten Ärzten und Armen eine erhebliche soziale und kulturelle Distanz,[7] und es ist möglich, dass Margaretha Loßkornin schlicht größeres Vertrauen in die Expertise des Scharfrichters als Heiler setzte.[8] Dass die Medikamentenausgabe durch den Scharfrichter in dieser Quelle als „ungebührlich" bezeichnet wurde, dürfte einerseits mit der Unterscheidung zwischen ‚äußerer' Medizin, die etwa die Versorgung offener Wunden oder das Einrenken von Gliedern umfasste und von Wundärzten praktiziert wurde, und ‚innerer' Medizin, der Behandlung von Krankheiten der inneren Organe, die den akademischen Ärzten vorbehalten war, zu erklären sein. Da viele Wundärzte auch auf dem Gebiet der ‚inneren' Medizin tätig waren, kam es immer wieder zu Konkurrenzkämpfen zwischen den verschiedenen medizinischen Anbietern.[9] In diesem Fall bot der Scharfrichter ein Fiebermittel, also eine Arznei gegen eine innere Krankheit, an und machte damit sowohl den städtischen Ärzten als auch den Apothekern Konkurrenz. In solchen Konfliktfällen reichten die Betroffenen häufig Beschwerden und Klagen bei der Obrigkeit ein und versuchten so, die Tätigkeit ihrer Konkurrenten zu unterbinden bzw. zumindest einzuschränken. In München beispielsweise war dem Scharfrichter bereits 1617 verboten worden, sich auf dem Gebiet der inneren Medizin zu betätigen.[10] Andererseits könnte das Vorgehen der hochstiftischen Behörden auch darauf hindeuten, dass die medizinische Praxis des Scharfrichters im Zuge der allmählichen Professionalisierung der Medizin im 18. Jahrhundert zunehmend kritischer gesehen wurde.

Ein weiteres Beispiel für die Vielfalt medizinischer Angebote und Dienstleistungen im 18. Jahrhundert bietet eine kurze programmatische Schrift, die der praktische Arzt Otto Philipp Virdung von Hartung (1696–1758?) im Jahre 1737 bei dem Bamberger Hofbuchdrucker Gertner publizierte **(Kat.-Nr. 26)**. Virdung von Hartung hatte in Altdorf Medizin studiert und war 1734 in die Gelehrtengesellschaft Leopoldina aufgenommen worden.[11] Wie der barocke Titel der Schrift verkündet, wollte der Autor demonstrieren, *[d]aß die ANATOMIsche Wissenschafft, Oder Erkandtnuß des Menschlichen Leibs und dessen inneren Theilen zu allen anderen Wissenschafften sehr nutzlich und nothwendig seye*. Den Nachweis dafür gedachte er im Rahmen *einer offentlichen Theatralischen Section an einem strangulirten Manns=Cörper* am 3. April und den Folgetagen nachmittags zwischen vier und fünf Uhr im St. Martha-Seelhaus am Steinweg erbringen. Zur Teilnahme an der öffentlichen Sektion waren *sowohl der Anatomiae Gönner und Patronen* eingeladen als auch solche Personen, *welchen obliget, denen Nothleydenden beyzuspringen, und sich selbsten erkennen zu lernen verlangen*.[12] Virdung von Hartung sah sich also dem aufklärerischen Ziel verpflichtet, nützliche Erkenntnisse zu verbreiten; dass es sich bei dem *strangulirten Manns=Cörper* tatsächlich um einen hingerichteten Straftäter und nicht etwa um einen Selbstmörder handelte, verrät eine Textstelle, in der der Verfasser davon spricht, er beabsichtige mit fürstbischöflicher Erlaubnis zum wiederholten Mal, an einem *Justificirten Cörper die Anatomische Section und Demonstration vorzunehmen*.[13]


R. B. Com. med. q. 25.

O. A. M. D. G. & B. V. M. H.

Daß die

ANATOMIsche Wissenschafft,

Oder

Erkandtnuß des Menschlichen Leibs und dessen inneren Theilen zu allen anderen Wissschafften sehr nutzlich und nothwendig seye /

Wird

Auf erhaltener

Gnädigster Erlaubnuß,

Bey einer offentlichen Theatralischen Section an einem strangulirten Manns=Cörper den 3ten April und folgende Täg Nachmittag von 4. biß 5. Uhr in dem S. Marthæ Seel=Hauß in Stein=Weeg vorgestellet, und zugleich Alle, sowohl der Anatomiæ Gönner und Patronen, als auch, welchen obliget, denen Nothleydenden beyzuspringen, und sich selbsten erkennen zu lernen verlangen freundlichst eingeladen.

Von

OTTO PHILIPP VIRDUNG ab HARTUNG,

der Medicin Doctorn und Mit=Glied der Kayserlichen Leopold-Carolinischen Academiæ mit den Zunahmen Melisso Secundo.

CUM LICENTIA SUPERIORUM.

Bamberg/

Gedruckt bey Georg. Andr. Gärtner, Hochfürstl. Hof=Buchdruckern. 1737.

Com. med. q. R. B.

Kat.-Nr. 26 Otto Philipp Virdung ab Hartung, Daß die Anatomische Wissenschafft [...] sehr nutzlich und nothwendig seye. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.25

Das Interesse an anatomischen Sektionen hatte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Gefolge von Andreas Vesalius' bahnbrechender Schrift *De Humani Corporis Fabrica* in ganz Europa stark zugenommen, und eine Reihe deutscher Universitäten – darunter Altdorf, die Universität der Reichsstadt Nürnberg, wo Virdung von Hartung studiert hatte – hatte zu diesem Zweck anatomische Theater eingerichtet.[14] Da die Universität Bamberg im Jahre 1737 noch über keine eigene medizinische Fakultät verfügte – diese wurde erst in den 1760er Jahren eingerichtet[15] – musste in der fränkischen Bischofsstadt ein temporärer Vorführraum in einer der Versorgungseinrichtungen für betagte und chronisch kranke Menschen hergerichtet werden.

Ansonsten bietet der kurze Text wenig mehr als einen allgemeinen, mit Bibelversen und lateinischen Zitaten gespickten Lobpreis der Anatomie und ihres Nutzens für verschiedene Wissenschaften – von der Jurisprudenz über die Medizin und Chirurgie bis hin zur Philosophie und Theologie – die am Ende in eine Lobrede auf den Landesherrn des Autors, den Bamberger (und Würzburger) Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn (reg. 1729–1746), mündet. Dabei betont der Verfasser auch die vermeintliche Überlegenheit akademisch geschulter Ärzte gegenüber handwerklich ausgebildeten Chirurgen und Wundärzten: So sei *mancher Beambte in Abweesenheit eines Medici öffters ungeschickte, in der Anatomia gantz unerfahrene Chirurgos zu* [...] *Sectiones Judiciales zu gebrauchen gezwungen* und müsse, sofern er über keine eigenen Anatomiekenntnisse verfügte, *allein der Aussag eines solchen, entweder gar nicht, oder sehr schlecht bewanderten Tropfens glauben*. Dabei könne es durchaus passieren, *daß ein solche Aussag einen unschuldigen condemniret, anderen schuldigen aber befreyet*.[16]

Drei Jahre später publizierte derselbe Autor eine *Fortsetzung, Der nützlich- und höchst- nothwendigen Betrachtung des Menschlichen Leibs* anlässlich einer weiteren anatomischen Sektion eines hingerichteten Delinquenten, die diesmal im Bamberger Elisabethenspital stattfand.[17] Wenn sich Virdung von Hartung von seinen anatomischen Demonstrationen einen Karriereschub erhofft haben sollte, sah er sich freilich enttäuscht: Sein praktischer Unterricht stieß, wie Bernhard Spörlein feststellt, „trotz fürstbischöflicher Unterstützung auf mancherlei Vorbehalte und Widerstände." 1745 ging er daher als Stadt- und Hofarzt nach Eichstätt.[18]

Niclas Sommerfeld / Mark Häberlein

Kat.-Nr. 24
Bambergische Peinliche Halßgerichtßordnung. Bamberg: Wagner 1580. [3], [1], 72, [1], [1], [18] Bl., 31 x 21 x 2 cm. Staatsbibliothek Bamberg, JH.Coll.leg.f.4. Aufgeschlagen: Bl. 30v/31r.

Kat.-Nr. 25
Erwähnung des Scharfrichters als Anbieter von Arznei in einem Protokoll des Bamberger Malefizamts von 1761. Staatsarchiv Bamberg, Zent- und Fraischgericht, Nr. 126, Bl. 134v–135r.

Kat.-Nr. 26
Otto Philipp Virdung ab Hartung, Daß die Anatomische Wissenschafft oder Erkandtnuß des Menschlichen Leibs und dessen inneren Theilen zu allen anderen Wissenschafften sehr nutzlich und nothwendig seye: [...] Bey einer offentlichen Theatralischen Section an einem strangulirten Manns-Cörper [...] vorgestellet [...]. Bamberg: Gertner 1737. [6] Bl., 19,5 x 16,5 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.25. Abgebildet: Titelblatt.

1 Harrington 2014, S. 276.
2 Vgl. Sander 1989, S. 51; Jütte 1991, S. 108.
3 Vgl. Harrington 2014, S. 271–305. Siehe auch Nowosadtko 1994, S. 162–181; Stuart 1999, S. 149–188; Lindemann 2013, S. 259f.
4 Vgl. dazu Gahn 1893.
5 Vgl. Staudenmaier 2012, S. 62–65, 183–193 (Zitat 186).
6 StaBa, Zent- und Fraischgericht, Malefizamt, Nr. 126, fol. 134v–135r.
7 Vgl. Sander 1989, S. 50f.
8 Die Wahlmöglichkeiten frühneuzeitlicher Patientinnen und Patienten betont u.a. Lindemann 2013, S. 243–251.
9 Vgl. Jütte 1991, S. 30; Sander 1989, S. 41.
10 Vgl. Nowosadtko 1994, S. 167.
11 Vgl. Neigebaur 1860, S. 213.
12 Virdung von Hartung 1737.
13 Virdung von Hartung 1737, o.P.
14 Porter 2002, S. 53–58; Harrington 2014, S. 289f.
15 Vgl. Spörlein 2004, Bd. 2, S. 773–851.
16 Virdung von Hartung 1737, o.P.
17 Virdung von Hartung 1740.
18 Vgl. Spörlein 2018, S. 24f.

10 | Der medizinische Marktplatz (II): Reisende Okulisten und Zahnärzte

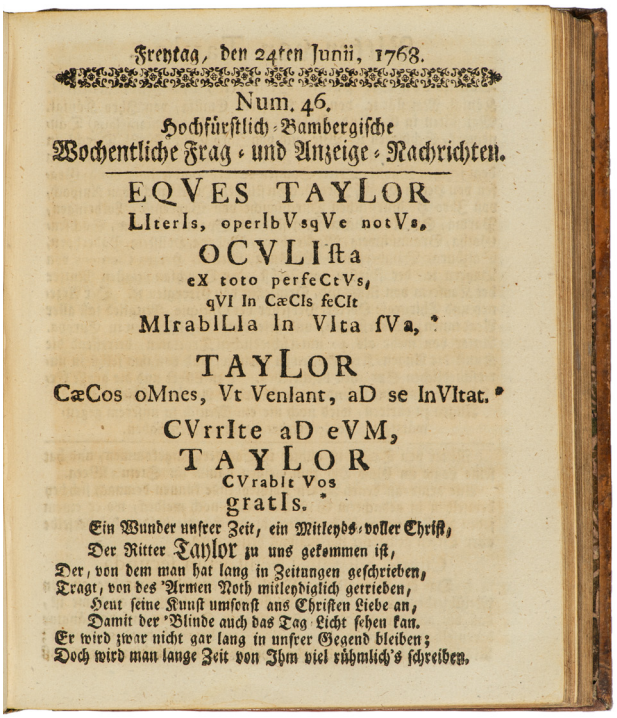
Die Augenheilkunde gilt heute als Spezialgebiet der Medizin. Allerdings erlangte sie den Status einer wissenschaftlichen Disziplin erst schrittweise im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts. Zuvor wurden Augenoperationen meist von reisenden Okulisten vorgenommen, hinsichtlich deren wissenschaftlicher bzw. handwerklicher Qualifikation keine festen Standards existierten, sodass es stark vom individuellen Geschick des behandelnden Okulisten abhing, inwieweit ein Eingriff am Auge glückte. Behandlungsmisserfolge ließen sich am besten durch häufige und rasche Ortswechsel kaschieren, weshalb nur wenige Augenheiler sesshaft tätig waren. Ähnlich war die Situation in anderen medizinischen Randgebieten, etwa der Zahnheilkunde.[1]

Die Reisetätigkeit brachte es jedoch mit sich, dass die Heiler nicht auf einen festen Kundenstamm zurückgreifen konnten, sondern an jedem Ort, den sie aufsuchten, erneut für sich und ihre medizinischen Praktiken bzw. Produkte werben mussten. Neben Flugblättern und Mundpropaganda erlangten in diesem Kontext seit dem 18. Jahrhundert Zeitungsannoncen zunehmend Bedeutung. Die Ausgestaltung dieser Werbeanzeigen war individuell sehr verschieden – sie war abhängig vom Charakter, dem Selbstverständnis und den finanziellen Möglichkeiten des Heilkundigen sowie von seinem Adressatenkreis.[2]

Ein Beispiel für eine besonders aufwendig gestaltete Werbeanzeige findet sich in den *Hochfürstlich-Bambergische[n] Wochentliche[n] Frag- und Anzeige-Nachrichten* – einem in der Hofbuchdruckerei des Fürstbischofs hergestellten Nachrichtenmedium, das sowohl Merkmale einer Zeitung als auch solche eines Anzeigenblatts aufwies – vom 24. Juni 1768 **(Kat.-Nr. 27)**.[3] Auf eineinhalb Seiten ließ der englische Okulist John Taylor (1703–1770/72) dort seine Ankunft in Bamberg ankündigen und lud Patienten ein, seine medizinischen Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen. Bemerkenswerterweise ist die Annonce nicht, wie sonst üblich, im hinteren Teil der Zeitung lokalisiert, sondern unmittelbar auf dem Titelblatt und der darauffolgenden Seite. Auch das Layout ist ungewöhnlich: Die mehrzeilige lateinische Textpassage mit ihrem unregelmäßigen Wechsel von Groß- und Kleinbuchstaben erinnert an ein Epitaph. Dieser Kontrast zum normalen Druckbild der Zeitung zielte offenkundig darauf ab, die Aufmerksamkeit des Lesepublikums zu erregen.[4]

Inhaltlich finden sich in der lateinischen Passage eine Huldigung der angeblichen Wundertaten (*MIrabILIa*) Taylors und die Ankündigung kostenloser Behandlungen. Daran schließen sich einige deutschsprachige Reimverse an, in denen das karitative Engagement des englischen Augenheilers hervorgehoben wird (*Ein Wunder unsrer Zeit, ein Mitleyds voller Christ*). Im dritten Teil der Annonce folgt eine Aufzählung sämtlicher Titel und Diplome, die der Okulist beanspruchte, im Laufe seiner beruflichen Tätigkeit von staatlichen und kirchlichen Würdenträgern sowie von Gelehrtengesellschaften in ganz Europa erhalten zu haben.[5] Unter anderem bezeichnete er sich als persönlicher Okulist des Papstes, der Könige von England, Polen, Schweden und Dänemark, des Herzogs von Mecklenburg und der Prinzessin von Georgien.

Tatsächlich hatte der englische Augenheiler im Laufe seines Berufslebens ganz Europa bereist und war zahlreichen politischen und gesellschaftlichen Autoritäten seiner Zeit begegnet. Inwieweit er jedoch tatsächlich befugt war, all diese Titel zu tragen, bezweifelten bereits Zeitgenossen Taylors. Gesichert ist lediglich,


Freytag, den 24ten Junii, 1768.

Num. 46.

Hochfürstlich-Bambergische

Wochentliche Frag- und Anzeige-Nachrichten.

EQVES TAYLOR

LIterIs, operIbVsqVe notVs,

oCVLIsta

eX toto perfeCtVs,

qVI In CæCIs feCIt

MIrabILIa In VIta fVa,

TAYLOR

CæCos oMnes, Vt VenIant, aD se InVItat.

CVrrIte aD eVM,

TAYLOR

CVrabIt Vos

gratIs.

Ein Wunder unsrer Zeit, ein Mitleyds-voller Christ,
Der Ritter Taylor zu uns gekommen ist,
Der, von dem man hat lang in Zeitungen geschrieben,
Tragt, von des Armen Noth mitleydiglich getrieben,
Heut seine Kunst umsonst aus Christen Liebe an,
Damit der Blinde auch das Tag-Licht sehen kan.
Er wird zwar nicht gar lang in unsrer Gegend bleiben;
Doch wird man lange Zeit von Ihm viel rühmlich's schreiben.

Kat.-Nr. 27 Annonce John Taylors.
Staatsbibliothek Bamberg, RB.Eph.2(1768

dass er – verglichen mit vielen seiner Kollegen – durchaus hohe Qualifikationen aufweisen konnte. So hatte er bei William Cheselden (1688–1752) Anatomie und allgemeine Chirurgie gelernt und später Vorlesungen bei dem seinerzeit berühmten, im niederländischen Leiden lehrenden Mediziner und Chemiker Herman Boerhaave (1668–1738) besucht.[6] Diese wissenschaftlichen Kenntnisse schlugen sich nicht nur in Taylors Publikationen über Augenkrankheiten nieder, sondern beeinflussten auch seine Operations- bzw. Behandlungsmethoden.

Dennoch unterschied sich der englische Okulist in vielerlei Hinsicht kaum von Augenheilern ohne fundierte Ausbildung. Gerade sein Renommieren mit Titeln und Ehrenbezeichnungen sowie sein Anspruch, ein wahrer Wunderheiler zu sein, ließen ihn zur Angriffsfläche für Kontrahenten aus der etablierten Ärzteschaft und dem Chirurgenstand werden. Wie kaum ein anderer verstand sich der englische Okulist darauf, mit seiner exzessiven Werbekampagne, seinem einnehmenden Wesen und seiner geschliffenen Rhetorik potenzielle Patienten zu beeindrucken und unter Verweis auf seine Ehrentitel und Zeugnisse darüber hinwegzutäuschen, dass viele seiner Augenoperationen und -behandlungen misslangen. Zu den Patienten, welche die Diskrepanz zwischen Heilungsversprechen und Realität schmerzhaft am eigenen Leib erfahren mussten, gehörten u.a. die Komponisten Johann Sebastian Bach (1685–1750) und Georg Friedrich Händel (1685–1759), die durch John Taylor statt der erhofften Wiederherstellung des Augenlichts große Schmerzen erlitten.[7] Allerdings dürften angesichts der Tatsache, dass antiseptisches Arbeiten damals noch unbekannt war, auch bei anderen zeitgenössischen Okulisten die Erfolgsraten kaum höher ausgefallen und Komplikationen nach Operationen durchaus üblich gewesen sein.[8]

John Taylor pflegte das Image seiner Person in der Öffentlichkeit nicht nur durch Mundpropaganda, Flugschriften, eigene Publikationen und Werbeanzeigen, sondern legte überdies großen Wert auf sein Äußeres. Zu seinem Selbstverständnis als obrigkeitlich anerkannter Okulist gehörte ein ansprechendes, an aristokratischen Vorbildern orientiertes Erscheinungsbild. Demensprechend kleidete sich Taylor bei gesellschaftlichen Anlässen wie Bällen und öffentlichen Auftritten (z.B. seinen Vorlesungen) sorgfältig, dem zeitgenössischen Modegeschmack entsprechend. Von dieser Haltung zeugen auch die Porträts, die er von sich anfertigen ließ. Ein solches gab er auf dem Höhepunkt seiner Karriere um 1740 bei dem Maler Paul Ryche in Auftrag. Andreas Reinhardt d.J. (1715–1752) setzte es 1750 in einen Kupferstich um **(Kat.-Nr. 28)**. Darauf ist der englische Okulist in vornehm wirkender, aufrechter

Kat.-Nr. 28 Andreas Reinhardt [d.J.], Porträt des Okulisten John Taylor, 1750. DMM Ingolstadt, Porträtsammlung, GP/2342

Haltung als Halbfigur hüftaufwärts nach rechts gewandt dargestellt. Dank des Bildzuschnitts kommt die imposante Statur Taylors zur Geltung. Zusätzlich untermauert wird dieser Eindruck durch den eleganten Mantel mit reichem Faltenwurf und gestickten Elementen. Der Zeit entsprechend trägt Taylor eine Allongeperücke. Den Blick hat er offensiv dem Betrachter zugewandt, wobei sein Gesichtsausdruck ernst, fast streng wirkt.[9]

Bemerkenswert ist, dass sich auf diesem Bild kein Hinweis auf den Berufsstand des Okulisten findet. Während sich beispielsweise der berühmte Johann Andreas Eisenbarth (1663–1727) mit Starnadeln als „Insignien“ des Augenheilers porträtieren ließ, inszenierte sich Taylor hier bewusst als Edelmann mit leeren Händen. Dazu passt auch die Bildunterschrift *IOHANN TAYLOR, RITTER*. Seit den 1740er Jahren beanspruchte der englische Okulist nämlich für sich den Adelstitel eines „Chevalier“ bzw. „Ritters“. Unklar ist, ob er diesen Titel wirklich während eines Aufenthaltes in Portugal (um 1740) verliehen bekommen hatte oder ob er ihn sich zunächst selbst anmaßte und erst 1755 durch Papst Benedikt XIV. (reg. 1740–1758) damit

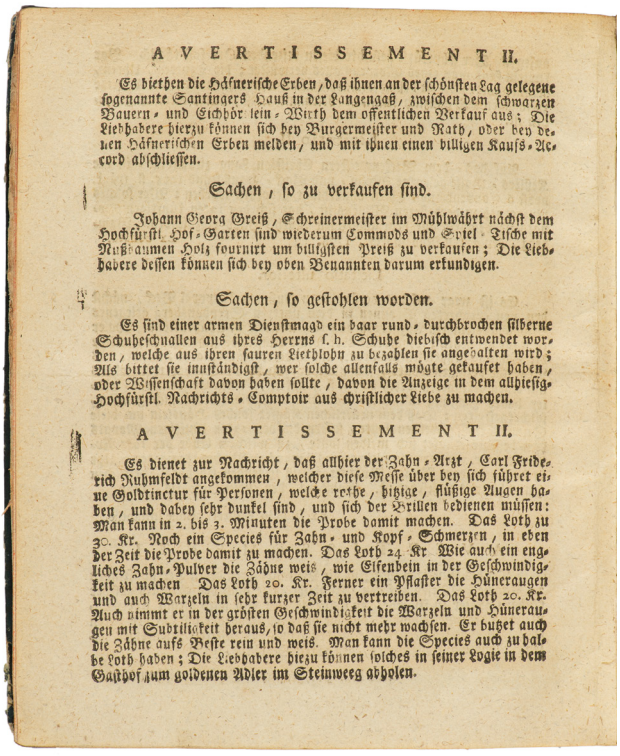
geehrt wurde.[10] Wie dem auch sei – John Taylor stellte sich gerne als Aristokrat dar, um sich von anderen Augenheilern abzugrenzen und sein Renommee zu steigern.[11]

Zu Taylors Marketingstrategie gehörte auch, dass er sein augenärztliches Handeln einem persönlichen Motto unterstellte: *Qui dat videre, dat vivere* – „Wer Augenlicht gibt, gibt Leben". Diese Devise fand sich in den wissenschaftlichen Publikationen des Okulisten ebenso wie auf den Seitentüren seiner Kutsche, und so durfte es auch unter dem Porträt von Ryche bzw. Reinhardt aus dem Jahr 1750 nicht fehlen (dort in leicht abgewandelter Form: Qui visum vitam dat). Dies zeigt, dass Taylor, obgleich seine Ignoranz gegenüber den Schicksalen seiner Patienten dies oft vermuten ließ, durchaus ein Bewusstsein dafür besaß, welche Tragweite der Verlust des Augenlichts für die Betroffenen hatte. Gleichwohl schreckte er nicht davor zurück, die verzweifelte Lage der Patienten, insbesondere ihre Angst vor dem Erblinden, auszunutzen, um sie mit übertriebenen Heilsversprechen und massivem Eigenlob für seine kostspieligen Operationen und Behandlungen zu gewinnen. So propagiert auch der mehrzeilige, kursiv gedruckte lateinische Text unterhalb des Porträts Taylors außergewöhnliche Fähigkeit, diverse Augenkrankheiten (z.B. Katarakt[12] und *Gutta serena*[13]) zu heilen. Letztlich ist der Kupferstich somit als Werbeträger für den englischen Okulisten einzustufen.[14]

Ähnlich wie die Augenheilkunde wurde die Behandlung von Zahnleiden in der Frühen Neuzeit den randständigen Gebieten der Medizin zugerechnet und daher vorrangig von reisenden Heilern durchgeführt. Aufgrund der Tatsache, dass für das Ziehen eines Zahnes nur wenige spezifische Kenntnisse erforderlich waren, genossen Zahnärzte in der Hierarchie der Heilberufe ein sehr geringes Ansehen und standen sogar noch tiefer als die Okulisten. Nur wenige dieser „Zahnbrecher" hatten eine handwerkliche Ausbildung als Chirurgen abgeschlossen. Die meisten waren Autodidakten oder hatten ihre Kenntnisse bei anderen Zahnheilern erlangt.[15]

Eine Annonce in den *Hochfürstlich-Bambergische[n] Wochentliche[n] Frag- und Anzeige-Nachrichten* vom 3. November 1778 gewährt einen exemplarischen Einblick in das Tätigkeitsspektrum bzw. Dienstleistungsangebot eines reisenden Zahnarztes **(Kat.-Nr. 29)**. Das äußere Erscheinungsbild der Anzeige ist eher unspektakulär: Es handelt sich um einen reinen Fließtext, der unter dem unspezifischen Titel *Avertissement II* im unteren Drittel der vierten Seite dieser Ausgabe abgedruckt ist. Innerhalb der Annonce gibt es keinerlei Hervorhebungen, wodurch beispielsweise der Name des Heilers oder bestimmte Textelemente ins Auge fallen würden. Dies ist ein Indiz für die eher beschränkten finanziellen Mittel des Werbenden Carl Friedrich Ruhmfeldt, der – wie die Anzeige berichtet – im Gasthof zum Goldenen Adler am Bamberger Steinweg Quartier bezogen hatte. Bemerkenswert ist, dass Ruhmfeldt nicht, wie sonst üblich, als „Zahnbrecher", sondern als „Zahn-Arzt" bezeichnet wird, wobei im weiteren Verlauf der Annonce überhaupt nicht darauf eingegangen wird, inwieweit er tatsächlich aktive Zahnbehandlungen (z.B. Zahnreißen) anbot. Vielmehr preist die Annonce diverse Heilmittel an, deren Anwendungsgebiet nur bedingt mit der Zahnheilkunde zu tun hatte. Beworben wurden eine Goldtinktur, die Abhilfe bei roten, hitzigen, flüssigen Augen schaffen und den Gebrauch einer Brille überflüssig machen sollte, ferner eine Tinktur gegen Zahn- und Kopfschmerzen, ein Zahnpulver zum Aufhellen der Zähne sowie ein Pflaster gegen Hühneraugen und Warzen. All diese Mittel, so das Versprechen, würden ihre Wirkung binnen weniger Minuten entfalten. Außerdem würde Ruhmfeldt *die Zähne aufs Beste rein und weis* putzen.[16]

Nach heutigen Maßstäben mutet es seltsam an, dass ein Zahnarzt Heilmittel gegen Augen- und Hautkrankheiten anbot. Dies lag jedoch darin begründet, dass viele Zahnbrecher mit ihrem niedrigen sozialen Status und ihren Einnahmen nicht zufrieden waren und sich daher zusätzliche Geschäfts- bzw. Betätigungsfelder suchten. Die Augenheilkunde bot sich hier an, bestand



A V E R T I S S E M E N T II.

Es biethen die Häfnerische Erben, daß ihnen an der schönsten Lag gelegene sogenannte Santingers Hauß in der Langengaß, zwischen dem schwarzen Bauern- und Eichhörlein-Wirth dem offentlichen Verkauf aus; Die Liebhabere hierzu können sich bey Burgermeister und Rath, oder bey denen Häfnerischen Erben melden, und mit ihnen einen billigen Kaufs-Accord abschliessen.

Sachen, so zu verkaufen sind.

Johann Georg Greiß, Schreinermeister im Mühlwährt nächst dem Hochfürstl. Hof-Garten sind wiederum Commods und Spiel-Tische mit Nußbaumen Holz fournirt um billigsten Preiß zu verkaufen; Die Liebhabere dessen können sich bey oben Benannten darum erkundigen.

Sachen, so gestohlen worden.

Es sind einer armen Dienstmagd ein baar rund-durchbrochen silberne Schubeschnallen aus ihres Herrns s. h. Schube diebisch entwendet worden, welche aus ihren sauren Liehlohn zu bezahlen sie angehalten wird; Als bittet sie innständigst, wer solche allenfalls mögte gekaufet haben, oder Wissenschaft davon haben sollte, davon die Anzeige in dem allhiesig-Hochfürstl. Nachrichts-Comptoir aus christlicher Liebe zu machen.

A V E R T I S S E M E N T II.

Es dienet zur Nachricht, daß allhier der Zahn-Arzt, Carl Friderich Ruhmfeldt angekommen, welcher diese Messe über bey sich führet eine Goldtinctur für Personen, welche rothe, hitzige, flüßige Augen haben, und dabey sehr dunkel sind, und sich der Brillen bedienen müssen: Man kann in 2. bis 3. Minuten die Probe damit machen. Das Loth zu 30. Kr. Noch ein Species für Zahn- und Kopf-Schmerzen, in eben der Zeit die Probe damit zu machen. Das Loth 24 Kr Wie auch ein englisches Zahn-Pulver die Zähne weis, wie Elfenbein in der Geschwindigkeit zu machen Das Loth 20. Kr. Ferner ein Pflaster die Hüneraugen und auch Warzeln in sehr kurzer Zeit zu vertreiben. Das Loth 20. Kr. Auch nimmt er in der größten Geschwindigkeit die Warzeln und Hüneraugen mit Subtilicket heraus, so daß sie nicht mehr wachsen. Er buzet auch die Zähne aufs Beste rein und weis. Man kann die Species auch zu halbe Loth haben; Die Liebhabere hiezu können solches in seiner Logie in dem Gasthof zum goldenen Adler im Steinweeg abholen.

Kat.-Nr. 29 Annonce des reisenden Zahnarztes Carl Friedrich Ruhmfeldt. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Eph.2(1778

doch vielerorts ein erheblicher Mangel an Okulisten. Gerade in kleineren Orten kamen nicht oft Augenheiler vorbei. Dementsprechend eröffnete sich hier eine Nische für die „Zahnbrecher“. Diese nutzten die Not der Leute aus, um ihnen vorgebliche Wundermittel zu verkaufen. Trat der erwünschte Effekt nicht, wie behauptet, binnen kürzester Zeit ein, so verstanden sie sich darauf, die Betroffenen so lange hinzuhalten, bis sie mit ihren Heilmitteln genügend Geld verdient hatten, um übereilt ab- bzw. weiterzureisen und dem Zorn der Betrogenen zu entgehen.[17]

Isabel Schuster

1 Vgl. Henning 1989, S. 7f; Lindemann 2013, S. 261f.; Schuster 2022, S. 24.
2 Vgl. Ober 1969, S. 1805; Porter 1986, S. 22; Brockliss / Jones 1997, S. 646f.; Barker 2009, S. 380f.; Schuster 2022, S. 65f.
3 Hochfürstlich-Bambergische Wochentliche Frag- und Anzeige-Nachrichten Nr. 46, 24.6.1768. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Eph.2(1768).
4 Schuster 2022, S. 73.
5 Hochfürstlich-Bambergischen Wochentliche Frag- und Anzeige-Nachrichten Nr. 46, 24.06.1768, S. 1f.; vgl. Schuster 2022, S. 73f.
6 Jackson 1968, S. 385; Schuster 2022, S. 9.
7 Schuster 2022, S. 12–14.
8 Coats 1933, S. 151; Porter 1989, S. 70; Schuster 2022, S. 63.
9 Henning 1993, S. 334f.; Schuster 2022, S. 69.
10 Albert / Atzen 2011, S. 11. Vgl. dazu auch Wade 2008, S. 970; Jähne 2013, S. 204; Schwartz / Leffler 2015, S. 69; Schuster 2022, S. 11, 64 u. 72.
11 Jähne 2013, S. 204.
12 Unter Katarakt verstand man in der Frühen Neuzeit eine zunehmende Trübung der Linse, den sogenannten Grauen Star. Vgl. Welter 2004, S. 1–3.
13 So wurde im 18. Jahrhundert eine Augenkrankheit bezeichnet, bei der das Auge zwar nach außen hin gesund und klar anmutete, der Patient aber einen vollständigen Verlust der Sehfähigkeit erlitt. Vgl. Coats 1933, S. 180.
14 Albert / Atzen 2011, S. 16; Schuster 2022, S. 58 u. 71.
15 Vgl. Schramm 1985, S. 71f.
16 Hochfürstlich-Bambergische Wochentliche Frag- und Anzeige-Nachrichten Nr. 83, 3.11.1778, S. 4. Vgl. Schramm 1985, S. 72.
17 Vgl. Schramm 1985, S. 72.

Kat. Nr. 27
Annonce John Taylors, in: Hochstiftisch-Bambergische Wochentliche Frag- und Anzeige-Nachrichten, Nr. 46, 24. Juni 1768. 21 x 17 x 4 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Eph.2(1768. Aufgeschlagen: S. [1].

Kat.-Nr. 28
Andreas Reinhardt [d.J.], Porträt des Okulisten John Taylor, 1750. Kupferstich. 15,5 x 9,8 cm. Deutsches Medizinhistorisches Museum Ingolstadt, Porträtsammlung, GP/2342.

Kat.-Nr. 29
Annonce des reisenden Zahnarztes Carl Friedrich Ruhmfeldt, in: Hochstiftisch-Bambergische Wochentliche Frag- und Anzeige-Nachrichten, Nr. 83, 3. November 1778. 21 x 17 x 4 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Eph.2(1778. Aufgeschlagen: S. [4].

11 | Die Gründung des Allgemeinen Krankenhauses 1789

Das 1789 eröffnete Bamberger Allgemeine Krankenhaus war ein Projekt des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal (reg. 1779–1795), dessen Herrschaftsmaximen darin bestanden, seinen Untertanen zu dienen und deren Wohlfahrt zu fördern. In den Hochstiften Bamberg und Würzburg, die er in Personalunion regierte, verfolgte Erthal ein ambitioniertes Reformprogramm, das Impulse der Aufklärung mit dem Selbstverständnis eines katholischen Herrschers, der als Bischof zugleich geistlicher Oberhirte seiner Diözese war, zu vereinbaren suchte.[1] Dieses Selbstbild eines fürsorglichen, stets um das Wohl seiner Untertanen besorgten Fürsten spiegelt auch ein um 1790/95 entstandenes Eglomisé, eine Glasmalerei, wider **(Kat.-Nr. 30)**. In einem vergoldeten Holzrahmen ist Erthal hier im Profil als Ganzfigur am Schreibtisch sitzend in Schwarzlot mit rotem Kragen und goldenen Schuhschnallen dargestellt. In der linken Hand hält er ein Buch, in der rechten eine Feder und wirkt, als sei er in die Arbeit vertieft. Auf dem Schreibtisch befinden sich ein beschriebenes Blatt Papier, ein Schreibetui mit Federhalter, ein Kruzifix, eine brennende weiße Kerze sowie die Bischofsmitra.

Erthals besonderes Augenmerk galt dem Armenwesen und der Gesundheitsfürsorge.[2] Bereits kurz nach seinem Regierungsantritt gab er Pläne für ein neues *Kurhaus für Kranke*[3] in Auftrag. 1786 erwarb er aus eigenen Mitteln ein Gartengrundstück an der Regnitz, das für den Krankenhausneubau bestimmt war. Die von Johann Lorenz Fink (1745–1817) und Johann Philipp Geigel (um 1730–1800) angefertigten Baupläne wurden an die Gegebenheiten dieses Areals angepasst und 1787 mit dem Bau des Krankenhauses begonnen. Nach nur zweijähriger Bauzeit konnte das Krankenhaus am 11. November 1789 eröffnet werden. Besondere Merkmale des für eine Kapazität von 120 Betten ausgelegten Gebäudes waren eine eigene Frischluftzufuhr in die Krankenzimmer, als *Dunstschlote* bezeichnete Abzugsschächte sowie Springbrunnen, die als Frischwasserspender auf den Gängen fungierten. In jedem Krankenzimmer standen maximal zehn Betten, und zwischen jeweils zwei Zimmern befand sich ein Toilettenraum, der regelmäßig gereinigt wurde. Die Baukosten betrugen 64.000 Gulden, von denen Erthal aus seinem Privatvermögen zusätzlich zum Kaufpreis des Grundstücks noch 4.000 Gulden beisteuerte. 11.000

Kat.-Nr. 30 Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal (1730–1795). Staatsbibliothek Bamberg, Gem.64

Gulden kamen von den zentralen Finanzbehörden des Hochstifts, 29.500 Gulden von den milden Stiftungen der Stadt Bamberg.[4]

Mit dem Bau des Allgemeinen Krankenhauses wurde das traditionelle Konzept der Spitäler, die „hauptsächlich als Pfründner- bzw. Altersheime oder als Siechenhäuser“[5] dienten, um eine Einrichtung ergänzt, die sich explizit der Genesung heilbarer Kranker widmete. Dieser Typus des Krankenhauses war damals in Europa relativ neu: Das Wiener Großarmenhaus war wenige Jahre vorher zu einem Allgemeinen Krankenhaus umgebaut worden und hatte Modellcharakter für das Bamberger Projekt,[6] das seinerseits als Vorbild für weitere Krankenhausbauten, etwa in München (1808–1813) oder in Fulda (1806–1813), diente.[7]

Um die Finanzierung des Krankenhauses zu sichern, wurden Kranken-Institute für Handwerksgesellen und Dienstboten ins Leben gerufen, die Angehörigen dieser Berufsgruppen im Gegenzug für regelmäßige Beiträge eine kostenlose Behandlung zusicherten und damit den Prinzipien heutiger Krankenkassen ähnelten.[8] Allerdings konnten diese Institute lediglich 50% der Betriebskosten aufbringen, sodass Erthal

einen beträchtlichen Teil des Unterhalts aus eigener Tasche finanzieren musste.[9] Erst nach dem Übergang Bambergs an Bayern 1803 wurde das Allgemeine Krankenhaus auf eine dauerhafte finanzielle Grundlage gestellt, indem Kurfürst Max IV. Joseph (1756–1825) die Zusammenlegung fünf milder Stiftungen mit dem Vermögen des Krankenhauses billigte.[10] Dies sicherte die finanzielle Unabhängigkeit der Anstalt, bis sie 1819 in städtisches Eigentum überging.[11]

Erthals wichtigster Berater bei der Planung des Krankenhauses war sein Leibarzt Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Der Sohn eines jüdischen Hoffaktors im Fürstentum Waldeck war nach einem Medizinstudium an der Universität Göttingen über Würzburg nach Bamberg gekommen, wo er 1781 zum Katholizismus konvertiert und kurze Zeit später zum Leibarzt Franz Ludwigs von Erthal ernannt worden war. Marcus wurde 1789 Gründungsdirektor des Allgemeinen Krankenhauses und stand bis zu seinem Tod 1816 an dessen Spitze. Durch seine medizinische Praxis und seine Publikationen erwarb er einen Ruf, der weit über die Grenzen des Hochstifts hinaus strahlte. In seinen Schriften vertrat Marcus in den 1790er Jahren die damals als revolutionär geltenden Ansätze des Brownianismus – eine medizinische Theorie, die Gesundheit und Krankheit aus dem Verhältnis äußerer Reize und der Erregbarkeit des menschlichen Organismus zu erklären versuchte – sowie in den Jahren nach 1800 die Naturphilosophie Friedrich Wilhelm Joseph Schellings (1775–1854). Diese Offenheit für neue medizinische Ansätze löste eine Reihe von fachlichen Kontroversen und persönlichen Konflikten aus, trug aber auch dazu bei, dass Marcus als einer der ersten süddeutschen Ärzte den Nutzen der von Edward Jenner (1749–1823) entwickelten Pockenschutzimpfung durch Injektion von Kuhpocken (Vakzination) erkannte und sich für deren praktische Anwendung einsetzte. Seine Reputation half ihm, nach dem Tod Erthals 1795 und der Säkularisation des Hochstifts Bamberg 1802/03 das Allgemeine Krankenhaus weiterzuführen sowie seine eigene Karriere fortzusetzen. Auf seine Initiative hin wurden 1803/04 ein Haus für unheilbar Kranke, eine Nervenheilanstalt in der ehemaligen Propstei St. Getreu, eine medizinisch-chirurgische Schule, ein Gebärhaus und ein Institut für die Ausbildung von Krankenwärterinnen gegründet. Neben seinem beruflichen Wirken spielte Marcus auch im öffentlichen Leben Bambergs eine wichtige Rolle. Er unterstützte das Vereinsleben sowie die Gründung des Theaters und protegierte E.T.A Hoffmann (1776–1822) während dessen Bamberger Zeit.[12]

Am 26. April 1816 verstarb Marcus an den Folgen eines Tumorleidens. Ein Jahr später veröffentlichten seine Neffen Friedrich Speyer (1782–1839) und Karl Moritz Marc (1784–1855) die Biographie *Dr. A. F. Marcus nach seinem Leben und Wirken geschildert*, in der sie die medizinischen und organisatorischen Leistungen ihres Onkels würdigten und seine Krankheitsgeschichte sowie die Ergebnisse der nach seinem Tod durchgeführten Obduktion darstellten. Als Frontispiz war diesem Werk ein Porträt von Johann Jakob Lips (1791–1833) nach einer Vorlage von Franziska Schöpfer (1783–1836) beigegeben **(Kat.-Nr. 31)**. Der Kupferstich porträtiert Marcus in einem ovalen Bildausschnitt. Er trägt einen dunklen Rock, ein weißes Hemd und ein weißes Halstuch. Marcus wirkt auf diesem Porträt ernst und ein wenig rundlich um die Wangen; die gelockten Haare und die Koteletten betonen seine Gesichtszüge.

Seine zeitgemäße Architektur sowie seine sanitären und hygienischen Innovationen machten das Bamberger Krankenhaus rasch überregional bekannt. Ärzte aus ganz Europa besuchten die neue Einrichtung, die in den folgenden Jahrzehnten als Vorbild für weitere Krankenhausneubauten diente.[13] Zahlreiche Besucher trugen sich ins Gästebuch der Anstalt ein, dessen Einträge vom 17. September 1792 bis zum 24. Mai 1807 reichen. Neben Ärzten und Medizinstudenten verewigten sich darin auch Landesherren wie der Mainzer

Kat.-Nr. 31 Porträt von Adalbert Friedrich Marcus.
Staatsbibliothek Bamberg, RB.Bg.o.48-z

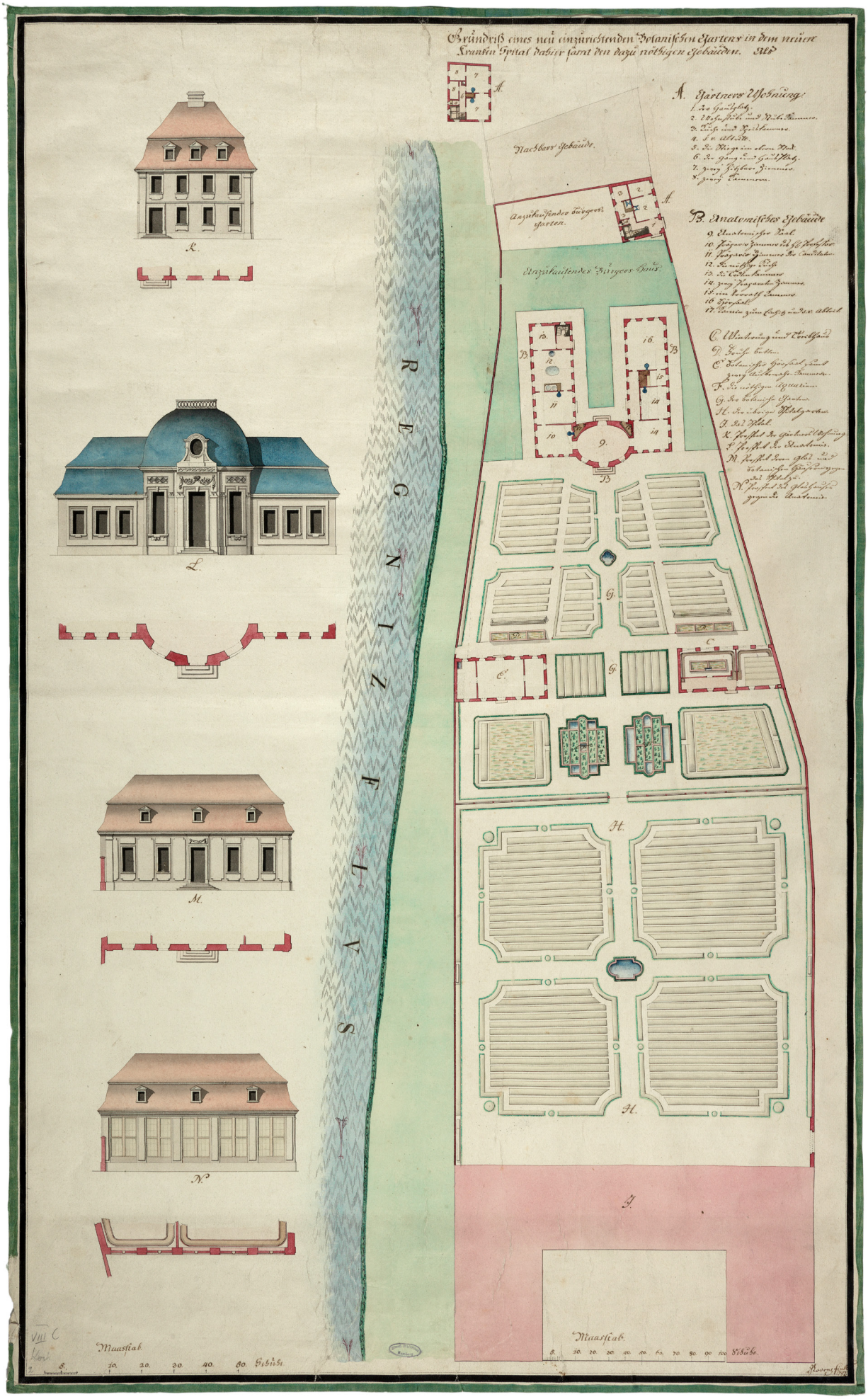
Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal (1719–1802), Gesandte, Schriftsteller sowie der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831), der das Krankenhaus am 13. November 1806 besuchte. Die Gäste kamen nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus der Schweiz, Italien, Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Russland, Ungarn, Griechenland, dem Osmanischen Reich und Nordamerika.[14]

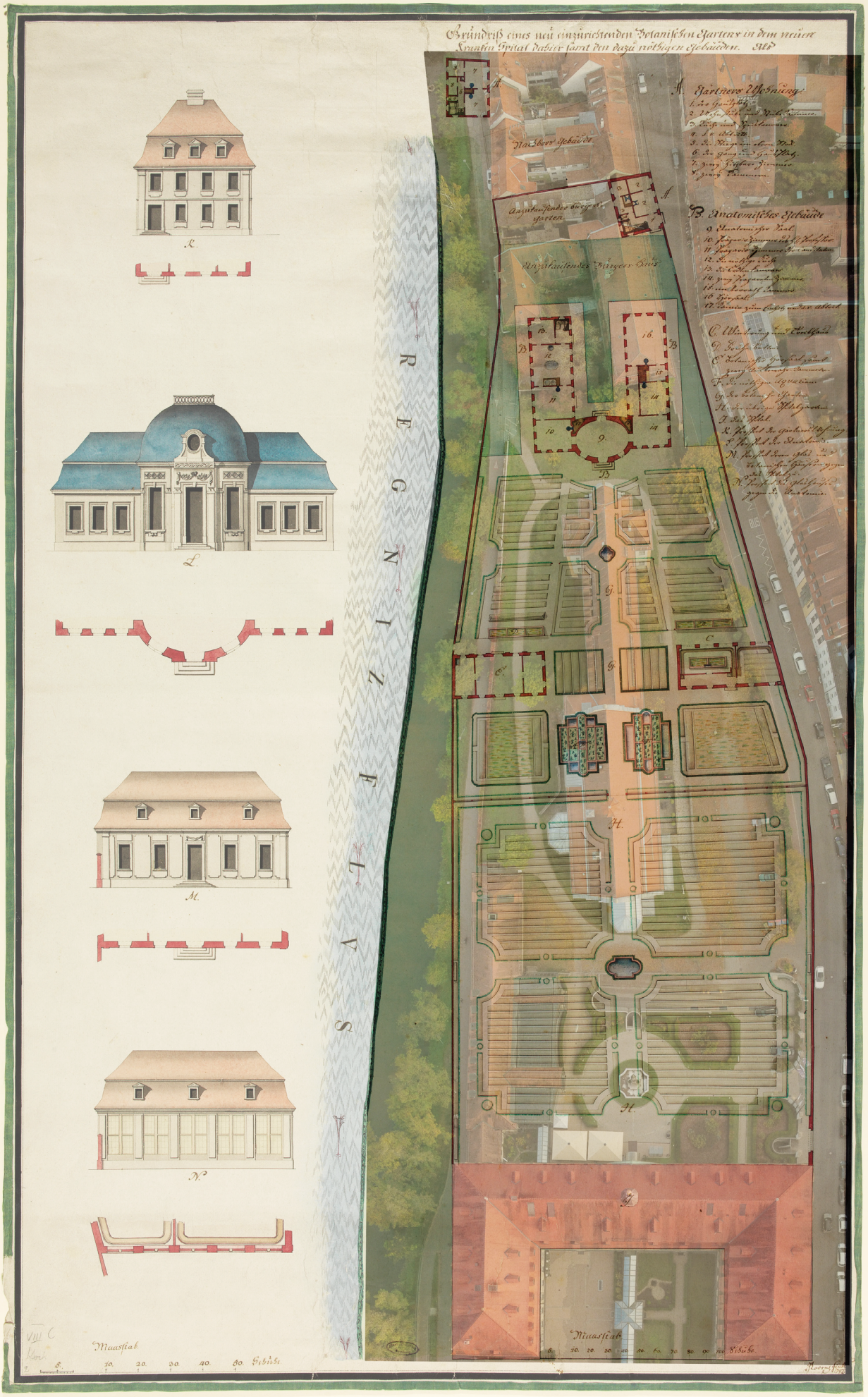
Das positive Image des Projekts in der damaligen Öffentlichkeit wurde auch durch Publikationen wie die von Marcus verfasste und 1797 von dem umtriebigen Weimarer Verleger und Unternehmer Friedrich Justin Bertuch (1747–1822) publizierte *Kurze Beschreibung des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg* **(Kat.-Nr. 32)** geprägt. Marcus führt in dieser 46-seitigen Schrift aus, welche Beweggründe Erthal zur Errichtung des Allgemeinen Krankenhauses veranlasst hatten und mit welchem Engagement er dessen Realisierung vorangetrieben hatte. Ferner ging er auf Besonderheiten der Lage des Krankenhauses, die Pflichten des Personal sowie auf die räumliche Organisation und Einteilung des Gebäudes ein. In dem dreistöckigen Gebäude wurden Patienten nach Geschlecht sowie nach äußeren und inneren Krankheiten getrennt untergebracht.[15] Um die Beschreibung zu veranschaulichen, waren dem Text vier Kupferstiche beigegeben, welche die Frontansicht sowie die Grundrisse des Gebäudes zeigen. Marcus legte dar, dass sich im Erdgeschoss die Wohnbereiche der Bediensteten befanden. Die Behandlungszimmer im Erdgeschoss waren ausschließlich Patienten mit äußerlichen Krankheiten und Verletzungen vorbehalten, während die beiden oberen Etagen für Patienten mit inneren Erkrankungen bestimmt waren. Die größeren Patientensäle im Mitteltrakt dienten der Behandlung von Personen, die mit ansteckenden Krankheiten infiziert waren.[16]

Schon kurze Zeit nach der Eröffnung planten Erthal und Marcus die Erweiterung des Krankenhauses um zusätzliche medizinische und naturwissenschaftliche Einrichtungen. In diesem Kontext fertigte der bischöfliche Hofwerkmeister Johann Lorenz Fink 1792 eine großformatige Planzeichnung mit dem Titel *Botani-*

Kat.-Nr. 32 Adalbert Friedrich Marcus, Kurze Beschreibung des Allgemeinen Krankenhauses.
Staatsbibliothek Bamberg, RB.H.Bbg.o.70

Nächste Doppelseite:
Johann Lorenz Fink, Botanischer Garten mit Anatomie beim Allgemeinen Krankenhaus, Grund- und Aufrisse. Staatsbibliothek Bamberg, VIII C 2.
Johann Lorenz Fink, Botanischer Garten mit Anatomie, Grund- und Aufrisse, 1792, kombiniert mit Basil Singler, Drohnenfoto Hotel Residenzschloss und Stadtarchiv, 2022, Bamberg.


Grundriß eines neu einzurichtenden Botanischen Gartens in dem neuen Krankin Spital dahier samt den dazu nöthigen Gebäuden. Alt
A. Gärtners Wohnung
B. Anatomisches Gebäude
Nachbars Gebäude
Anzukaufendes Bürgers Garten
Anzukaufendes Bürgers Haus
REGNITZFLUSS
K.
L.
M.
N.
Maasstab.
Maasstab.


Grundriß eines neu einzurichtenden Botanischen Gartens in dem neuen Brunnin Spital dahier samt den dazu nöthigen Gebäuden. 1785
A. Gärtners Wohnung
B. Anatomisches Gebäude
C. Ueberbleibsel des Lustgarten
Nachbar Gebäude
Anzustreichendes Bürgers garten
Anzustreichendes Bürgers Haus
REGNITZ FLUSS
Maasstab
Rutenfuß

scher Garten mit Anatomie, Grund- und Aufrisse an. Dieser Plan umfasst neben dem Gelände des Allgemeinen Krankenhauses auch zwei Nachbargrundstücke, die sich zum Zeitpunkt der Entstehung noch nicht im Eigentum des Krankenhauses befanden. Dabei handelte es sich um ein *Burger-Haus*, das im selben Jahr für 1.200 fränkische Gulden erworben wurde, sowie um einen *Burger-Garten*, der ebenfalls 1792 für 1.450 fränkische Gulden in das Eigentum des Krankenhauses überging. Der Grund für diese Ankäufe waren geplante Neubauten einer Anatomie bzw. Chirurgie mit Räumlichkeiten für den akademischen Unterricht, einer Gärtnerwohnung sowie verschiedener Gewächshäuser. Finks Grundriss zeigt darüber hinaus einen großen Spitalgarten sowie einen Botanischen Garten inklusive Aquarien. Auf der linken Seite des Plans befindet sich eine Legende in Form architektonischer Seiten- und Frontansichten der geplanten Neubauten. Zu sehen sind hier die geplante Anatomie, die in Blau gehalten ist, das Gärtnerhaus und die Gewächshäuser. Marcus' Idee eines separaten Gebärhauses hingegen blieb hier unberücksichtigt, da sie von Erthal abgelehnt wurde. Alle anderen Bauvorhaben wurden zwar vom Fürstbischof genehmigt, sie wurden jedoch nie in die Tat umgesetzt, weil Erthal bereits 1795 starb und dessen Nachfolger Christoph Franz von Buseck (reg. 1795–1802), der dem Krankenhaus generell kritisch gegenüberstand, dem Bauvorhaben die Unterstützung versagte. Die beiden bereits erworbenen Grundstücke wurden auf Geheiß des neuen Fürstbischofs wieder verkauft. Erst 1862 konnte die Krankenhausstiftung sie für künftige Erweiterungsbauten erneut erwerben.[17] Im Jahr 1901 wurde an dieser Stelle schließlich das Chirurgische Krankenhaus zu Bamberg eröffnet.[18] Obwohl die Chirurgie in gewisser Hinsicht die Pläne von Erthal, Marcus und Fink vollendete, unterscheidet sich ihre Architektur markant von Finks Plänen. Während Fink eine klassizistische Dreiflügelanlage plante, wurde die 1901 eröffnete Chirurgie im neobarocken Stil errichtet; heute beherbergt dieses Gebäude das Stadtarchiv Bamberg.

Nach der Säkularisation des Benediktinerklosters auf dem Michelsberg und der Propstei St. Getreu 1803/04 wurden auch diese Gebäude als Altenheim bzw. als Nervenheilanstalt in die medizinische und soziale Infrastruktur Bambergs integriert.[19] Eine Kreide-Lithographie Eugen Napoleon Neureuthers (1806–1882) zeigt Krankenhaus, Kloster und Propstei als Ensemble **(Kat.-Nr. 34)**. Neureuther fertigte diese Darstellung 1820/21 an, was insofern bemerkenswert ist, als der Künstler damals erst 14 Jahre alt war.[20] Der Sohn des Bayerischen Hofmalers Ludwig Neureuther (1774–1832), zu dessen Paten König Maximilian I. gehörte, wurde von seinem Vater früh gefördert und erhielt seit 1823 eine Ausbildung als Landschaftsmaler an der Akademie der bildenden Künste in München. Gedruckt und verbreitet wurden Neureuthers 1820/21 entstandene Ansichten von Bamberg von der Lachmüllerischen lithographischen Anstalt.

Die Lithographie zeigt die Szenerie von einem Standpunkt im Osten aus. Die Blickrichtung des Betrachters führt über die Uferstraße, auf welcher einige Personen und ein Fuhrwerk unterwegs sind, über den linken Arm des Flusses Regnitz zum gegenüberliegenden Ufer. Dort befindet sich in der Bildmitte das Krankenhaus. Darüber erhebt sich das Plateau des Michelsbergs, der von der nachgotischen Klosterkirche und den Abteigebäuden beherrscht wird. Im rechten oberen Bildsegment schließt sich im Hintergrund mit der seit 1804 als Nervenheilanstalt genutzten Propstei St. Getreu ein weiterer Sakralbau an. Die Propstei eignete sich besonders als Heilanstalt für „Wahnsinnige", da sie zwar leicht von der Stadt aus zu erreichen war, zugleich aber relativ abgeschieden lag. St. Getreu wurde auf Initiative von Adalbert Friedrich Marcus, der erste Pläne für eine „Irrenanstalt" bereits 1787 im Kontext der Gründung des Allgemeinen Krankenhauses konzipiert hatte, in eine Nervenheilanstalt transformiert. Erst mit dem Übergang Bambergs an Bayern 1802/03 und der damit einhergehenden Aufhebung der Klöster konnte das Vorhaben schließlich realisiert werden; die ersten Kranken bezogen das Gebäude im April 1807. Es handelte sich um eine der ersten „modernen" Nervenkliniken Deutschland, die eine substantielle Verbesserung der Fürsorge für Geisteskranke mit sich brachten, welche vorher lediglich verwahrt und kaum adäquat behandelt wurden.[21]

Das Allgemeine Krankenhaus und die Nervenklinik St. Getreu stellen somit zentrale Bestandteile der medizinischen Infrastruktur Bambergs um 1800 dar und wurden dementsprechend prominent von Eugen Napoleon Neureuther in Szene gesetzt. Die Szenerie wirkt auf den Betrachter gleichermaßen idyllisch und erhaben. Die Lithographie hebt die Ästhetik der Bauten hervor, die harmonisch in die sie umgehende Landschaft eingebettet sind. Darüber hinaus werden die Gebäude durch die Passanten im Bildvordergrund mit der städtischen Bevölkerung in Verbindung gesetzt, der das Krankenhaus offenstand. Insgesamt entsteht so der Eindruck eines Komplexes von Einrichtungen, welche dem Wohl der Menschen dienen.

Basil S. Singler / Lisa-Marie Brüning

Kat.-Nr. 30
Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal (1730–1795), koloriertes Eglomisé, um 1790/95. 24 x 19,7 cm. Staatsbibliothek Bamberg, Gem.64.

Kat.-Nr. 31
Porträt von Adalbert Friedrich Marcus, in: Friedrich Speyer / Karl Moritz Marc, Dr. A. F. Marcus nach seinem Leben und Wirken geschildert. Nebst Krankheits-Geschichte, Leichenöffnung, neun Beilagen und dem vollkommen ähnlichen Bildnisse des Verstorbenen. Mit einer Vorrede von G.M. Klein. Bamberg und Leipzig: Kunz, 1817. [1] Bl., XXXIV, 253 S., 18 x 11,5 x 2 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Bg.o.48-z. Provenienz: Franziska Marcus. Aufgeschlagen: Frontispiz.

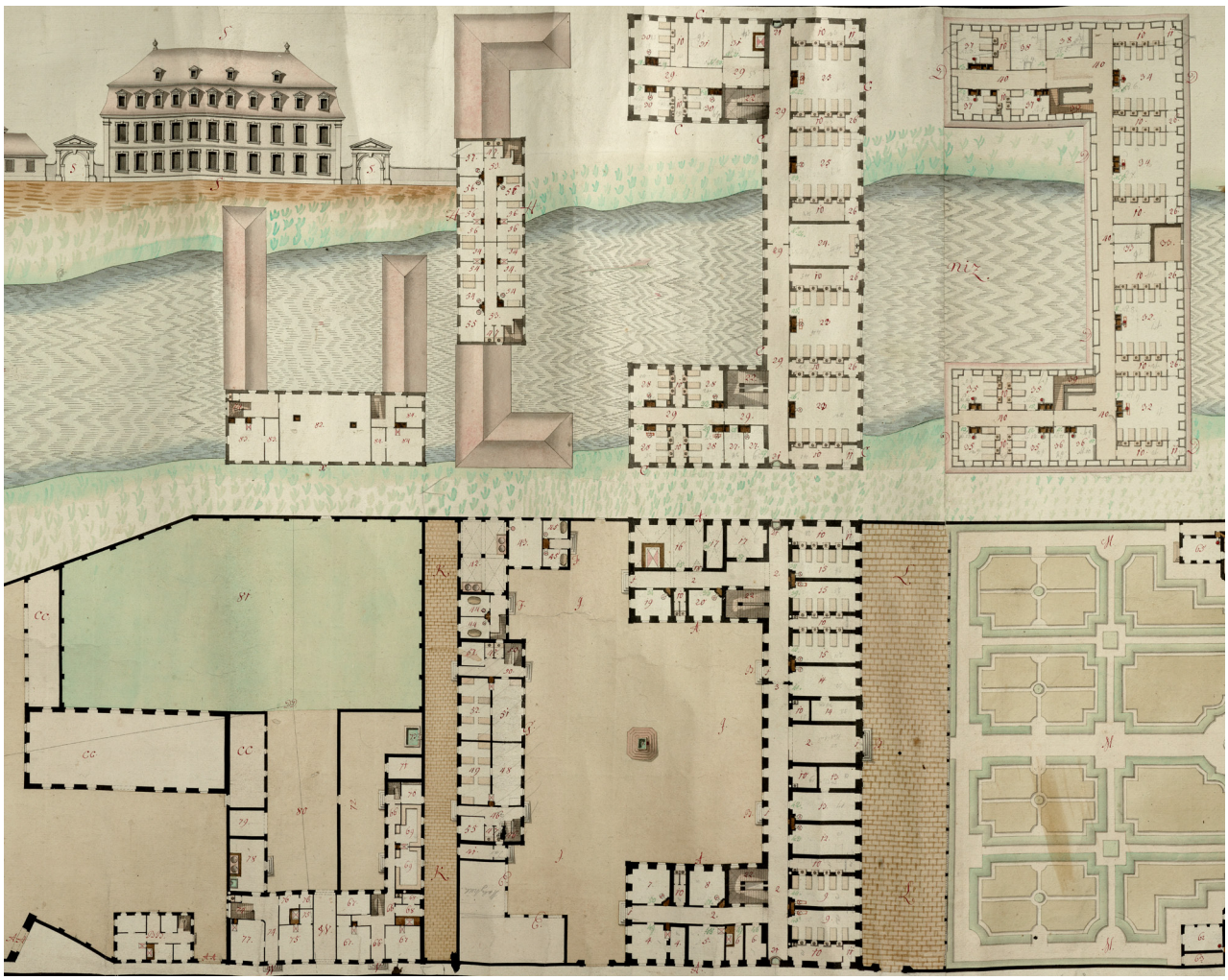
Kat.-Nr. 32
Adalbert Friedrich Marcus, Kurze Beschreibung des Allgemeinen Krankenhauses. Weimar: Industrie-Comptoir, 1797. 46 S., IV gefaltete Bl. 19 x 38 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.H.Bbg.o.70 / HV.H.Bbg.457. Aufgeschlagen: Titelblatt und S. 40f.

Kat.-Nr. 34
Eugen Napoleon Neureuther, Ansicht von Krankenhaus und Kloster St. Michael. Kreide-Lithographie, 1820/21. 1 Bl. 28,5cm x 38,3 cm. Staatsbibliothek Bamberg, V B 71.

1 Vgl. allgemein Flurschütz 1965; Baumgärtel-Fleischmann 1989; Häberlein 2014; Geißler 2019.
2 Vgl. Flurschütz 1965, S. 101, 112, 121, 125, 131, 148, 157, 161; Schemmel 1989, S. 7; Zink 2020, S. 75–78.
3 Brinkschulte 1998, S. 82.
4 Vgl. Schemmel 1989, S. 7–15, 36–43; Schemmel 1995, S. 155–159; Brinkschulte 1998, S. 83f.; Reddig 2013, S. 27f.; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 84–88.
5 Zink 2020, S. 75.
6 Vgl. Murken 1988, S. 36–38, 43–46; Schemmel 1989, S. 9; Zink 2020, S. 75; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 85.
7 Vgl. Schemmel 1989, S. 11f.; Weis 1997; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 83.
8 Dazu ausführlich: Brinkschulte 1998, S. 63–103. Vgl. ferner Flurschütz 1965, S. 180; Schemmel 1989, S. 15f.; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 102–111; Zink 2020, S. 76–78.
9 Vgl. Renner 1967, S. 61; Schemmel 1989, S. 18; Zink 2020, S. 76.
10 Vgl. Renner 1967, S. 52, 55, 64; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 243–245.

Kat.-Nr. 34 Eugen Napoleon Neureuther, Ansicht von Krankenhaus und Kloster St. Michael. Staatsbibliothek Bamberg, V B 71

11 Vgl. Schemmel 1989, S. 18.
12 Vgl. Aumüller / Schindler 2016, S. 13–112; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, passim; Häberlein 2018; Aumüller 2020, S. 72f. – Zu Hoffmanns Bamberger Zeit: Schlodder u.a. 2022.
13 Vgl. Schemmel 1989, S. 11; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 152–154, 315 und passim.
14 Vgl. Gerike 2004.
15 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 186f.
16 Vgl. Marcus 1797, S. 8, 12.
17 Vgl. Schemmel 1989, S. 46; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 139–143.
18 Vgl. Schemmel 1989, S. 86.
19 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 246f., 254–259; Dengler-Schreiber 2020.
20 Vgl. Busch/ Maisak / Weiheit 2013.
21 Vgl. Dengler-Schreiber 2005; Dengler-Schreiber 2020.



Grundriss des Krankenhauses von Johann Lorenz Fink 1788 (Ausschnitt). Staatsbibliothek Bamberg, VIII C 1

12 | Andreas Röschlaub und die Bamberger Medizin um 1800

Während Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816), der langjährige Direktor des Allgemeinen Krankenhauses, im kulturellen Gedächtnis der Stadt Bamberg einen festen Platz hat, ist der 15 Jahre jüngere Andreas Röschlaub (1768–1835) heute weitgehend vergessen. Dies dürfte zum einen daran liegen, dass Röschlaub Bamberg bereits 1802 verließ, während Marcus der Stadt zeitlebens verbunden blieb und eine zentrale Rolle in ihrem gesellschaftlichen und kulturellen Leben spielte. Die medizinische Theorie, die Marcus und Röschlaub erprobten, galt schon bald als Irrweg, und als streitbarer Gelehrter, der einen konfrontativen und polemischen Stil pflegte, machte sich Andreas Röschlaub viele Feinde. Der damals hoch angesehene Arzt Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836) etwa erinnerte sich in seiner Autobiographie daran, *dass ich von Röschlaub öffentlich mit Allem, was ich schrieb und geschrieben hatte, auf das Pöbelhafteste behandelt und herabgewürdigt wurde*.[1] Gleichwohl stand Bamberg gerade in den Jahren um 1800, in denen Marcus und Röschlaub das Allgemeine Krankenhaus leiteten, im Zenit seines Rufes als medizinisches Zentrum in Süddeutschland. Wie zahlreiche zeitgenössische Berichte zeigen, wurden die Projekte der Bamberger Ärzte in der medizinischen Fachwelt, aber auch in der breiteren publizistischen Öffentlichkeit aufmerksam verfolgt.[2]

Der 1768 als Sohn eines Schreiners in Lichtenfels geborene Röschlaub besuchte von 1780 bis 1784 das Gymnasium in Bamberg und studierte anschließend zwei Jahre an der Philosophischen Fakultät der dortigen Universität. Daraufhin wechselte er zunächst zur Theologie, wandte sich aber 1787 der Medizin zu. Die Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses im Jahre 1789[3] bot Röschlaub die Aussicht auf eine nach den Maßstäben der Zeit hervorragende medizinische Ausbildung. Es bedeutete aber auch eine Verlängerung seines Studiums, da Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal (reg. 1779–1795) im Jahre 1790 anordnete, dass alle Landeskinder ihr Medizinstudium nochmals von vorn beginnen mussten. Röschlaub konnte sein Studium daher erst im Sommer 1795 mit der Promotion abschließen. Zuvor hatte er 1794/95 noch die Universität Würzburg besucht, um seine Kenntnisse abzurunden.[4]

Zu den Schlüsselerlebnissen während Röschlaubs Studienzeit zählte neben dem klinischen Unterricht bei Marcus die Lektüre der 1780 publizierten *Elementa Medicinae* des schottischen Arztes John Brown (1735–1788), auf die ihn ein Kommilitone hingewiesen hatte. Brown entwarf darin ein medizinisches System, das die antike Humoralpathologie endgültig überwinden sollte. Für den Schotten stellte Erregbarkeit das Grundprinzip aller lebenden Materie dar. Leben war das Resultat ständiger Interaktionen zwischen externen Reizen und internen Impulsen. Gesundheit war daher nichts anderes als ein Gleichgewicht zwischen äußeren Reizen und der Erregbarkeit des Organismus. Ferner unterschied Brown zwischen den pathologischen Zuständen der Asthenie, einem Zuwenig an Reizen, und der Sthenie, einem Übermaß an Erregung. Die Aufgabe des Arztes bestand nach seiner Auffassung darin, aus der Krankheitsgeschichte und dem Krankheitsbild des Patienten auf den Erregungsgrad zu schließen und auf dieser Grundlage stärkende oder schwächende Therapien zu verordnen.[5] Röschlaub orientierte sich bereits in seiner 1795 in Bamberg verteidigten Dissertation *De febri fragmentum* an Browns System. Er übernahm die Einsichten des schottischen Arztes in das Prinzip der Erregbarkeit und dessen Synthese von Physiologie und Pathologie, nahm aber auch Korrekturen an Browns System vor und entwickelte es zu einer eigenständigen Erregungstheorie weiter.[6]

Damit machte Röschlaub in der medizinischen Fachwelt rasch Furore: Nachdem er kurzzeitig als Armenarzt praktiziert hatte, erhielt er Anfang 1797 eine außerordentliche und ein Jahr später eine ordentliche Professur an der medizinischen Fakultät der Universität Bamberg – allerdings mit einem relativ geringen Festgehalt, das er durch diverse Tätigkeiten aufbessern musste. Im Studienjahr 1797/98 hielt Röschlaub erstmals Vorlesungen über Browns medizinisches System, und kurze Zeit später begann er eine rege Publikationstätigkeit. 1798 erschien seine Schrift *Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie auf die praktische Heilkunde* und zwischen 1798 und 1800 das dreibändige Werk *Untersuchungen über die Pathogenie oder Einleitung in die medicinische Theorie*.[7] Außerdem lancierte er 1799 eine eigene Zeitschrift, das *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und practischen Heilkunde*. Dieses Magazin war zunächst als Diskussionsforum für neue medizinische Konzepte gedacht, doch nutzte es Röschlaub in erster Linie, um seine eigenen Ansichten zu

propagieren, Einwände seiner Kritiker zu widerlegen und neue Projekte vorzustellen. Auf den Seiten dieser bis 1809 erscheinenden Zeitschrift entwickelte Röschlaub einen schroffen polemischen Stil, mit dem er sich viele Gegner schuf.[8]

Zunächst jedoch festigte die Ernennung zum Zweiten Arzt am Bamberger Allgemeinen Krankenhaus im Frühjahr 1799 Röschlaubs Reputation und verbesserte überdies seine Einkommenssituation. Die Bekanntschaft mit dem Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854), der sich im Jahr 1800 längere Zeit in Bamberg aufhielt, initiierte einen regen Austausch über das Verhältnis von Naturphilosophie und Medizin, führte längerfristig jedoch zu einem Zerwürfnis Röschlaubs mit seinem Mentor Marcus wie auch mit Schelling selbst: Während Marcus und Schelling davon überzeugt waren, dass die Naturphilosophie die Grundlage eines eigenständigen medizinischen Systems bilden könne, welches Brownianismus und Erregungstheorie obsolet mache, sah Röschlaub dadurch die Grundlagen seiner Arbeit bedroht.[9]

Nachdem er Ende 1801 die Witwe Caroline Haas geheiratet hatte, nahm Andreas Röschlaub im folgenden Jahr einen Ruf auf eine Professur für Medizinische Klinik an der Universität Landshut – der Vorläuferin der heutigen Ludwig-Maximilians-Universität München – an. Ein wesentliches Motiv für seinen Wechsel war sicherlich die gute Besoldung der Landshuter Professur. Daneben dürften aber auch wachsende Spannungen mit Adalbert Friedrich Marcus und der für die Verwaltung des Krankenhauses zuständigen Kommission seine Entscheidung beeinflusst haben. Außerdem nahm Röschlaub den Ruf gerade rechtzeitig an, ehe die Universität Bamberg 1803 im Zuge der Eingliederung des Hochstifts Bamberg in den bayerischen Staat geschlossen wurde.[10]

In Landshut setzte Andreas Röschlaub seine in Bamberg begonnenen Bemühungen um ein neues Konzept von Medizin als Wissenschaft fort. Physiologie, Pathologie und Nosologie sollten darin nur noch propädeutische Funktionen erfüllen, und anstatt der Diagnose sollte die Prognose künftig den Kern der Heilkunst bilden. Als neue Disziplinen propagierte Röschlaub nun die Jatreusiologie als Lehre des Heilungsprozesses, die Jamatologie als Lehre der Wirkungen von Heilmitteln, die Jaterie als Lehre der Heiltätigkeit des Arztes und die Jatrotechnik als Lehre ärztlicher Handlungsregeln. Diese anspruchsvolle Konzeption legte Röschlaub in dem zwischen 1807 und 1810 erschienenen dreibändigen *Lehrbuch der besonderen Nosologie, Jatreusiologie und Jaterie* dar. Die moderne Medizingeschichte hat die klare Struktur und theoretische Geschlossenheit dieser Konzeption gewürdigt.[11] Die Resonanz der Zeitgenossen blieb jedoch hinter Röschlaubs Erwartungen zurück: Die von Schellings Naturphilosophie beeinflussten Ärzte setzten sich kaum mit seinem neuen System auseinander, und konservative Ärzte – die nach wie vor die meisten Schlüsselpositionen des Fachs besetzten – hielten an traditionellen Lehrwerken und Heilmethoden fest. Nachdem sich Röschlaub zu Beginn seiner Landshuter Zeit noch für Schelling eingesetzt und ihm eine Ehrendoktorwürde verschafft hatte, musste er spätestens 1805, als Schelling und Marcus ohne seine Mitwirkung ein neues medizinisches Jahrbuch gründeten, erkennen, dass seine einstigen Weggefährten nichts mehr von ihm wissen wollten.[12]

Zudem verstrickte sich Röschlaub in Landshut in persönliche und fachliche Kontroversen mit Kollegen und dem Stadtrat, die ihn viel Kraft kosteten. Ein Ehrenhandel mit dem Bürgermeister brachte ihm eine gerichtliche Rüge ein. Satiren und Schmähschriften trugen ihren Teil dazu bei, Röschlaubs Ruf als medizinische Autorität zu beschädigen. Der Arzt Carl Christian Matthäi (1770–1847) beispielsweise, der sich durch eine negative Rezension Röschlaubs zu Unrecht herabgewürdigt sah, griff dessen Werk und Charakter in einer umfangreichen Schrift frontal an und forderte seine Medizinerkollegen regelrecht dazu auf, ihn zu ächten. In der Fachwelt zunehmend isoliert, bemühte sich Röschlaub seit 1809 um eine Annäherung an den Wortführer der traditionellen Richtung der Medizin, Christoph Wilhelm Hufeland, dessen Schriften er wenige Jahre zuvor noch als geistlos und theoriefern kritisiert hatte. Als ihm auch Hufeland nicht die erhoffte Anerkennung zollte, schränkte Röschlaub seine zuvor überaus rege Publikationstätigkeit zunehmend ein. Stattdessen wandte er sich neuen Feldern wie der Psychologie und der Anthropologie zu, doch blieben die meisten seiner Schriften zu diesen Themenfeldern ungedruckt.[13] Als sein einstiger Mentor Adalbert Friedrich Marcus 1814 eine ausgesprochen eigenwillige Theorie über die Ursachen des Typhus veröffentlichte, reagierte Röschlaub darauf mit einer scharfen Polemik. In der sich anschließenden Kontroverse überhäuften sich die einstigen Weggefährten gegenseitig mit Häme und Spott – und führten ihren Kollegen damit vor Augen, dass sich die vormaligen Wortführer einer umfassenden Erneuerung der Medizin außer Gehässigkeiten nichts mehr zu sagen hatten.[14]

Immerhin gelang es Röschlaub, sich bei seinen Landshuter Kollegen und Studenten zunehmend Respekt zu verschaffen. In den Jahren 1820 bis 1822 wurde er dreimal hintereinander zum Rektor der Universität gewählt, und nach den Karlsbader Beschlüssen

von 1819 setzte er sich wiederholt für die Belange der Studenten ein, was diese ihm mit Solidaritätsadressen dankten. Das bayerische Innenministerium, dem der selbstbewusste Rektor offenkundig ein Dorn im Auge war, nahm eine Auseinandersetzung um den Mediziner Franz Reisinger (1787–1855) im Jahre 1824 zum Anlass, um Röschlaub in den Ruhestand zu versetzen, doch als die Universität nach München umzog, wurde er zum Wintersemester 1825/26 nochmals reaktiviert. Als Professor *für medicinische Methodologie und Encyklopädie, Geschichte der Medizin, allgemeine Pathologie und Therapie, dann Erklärung aller medicinischen Klassiker* unterrichtete er gegen Ende seiner akademischen Laufbahn ein breites Fächerspektrum.[15]

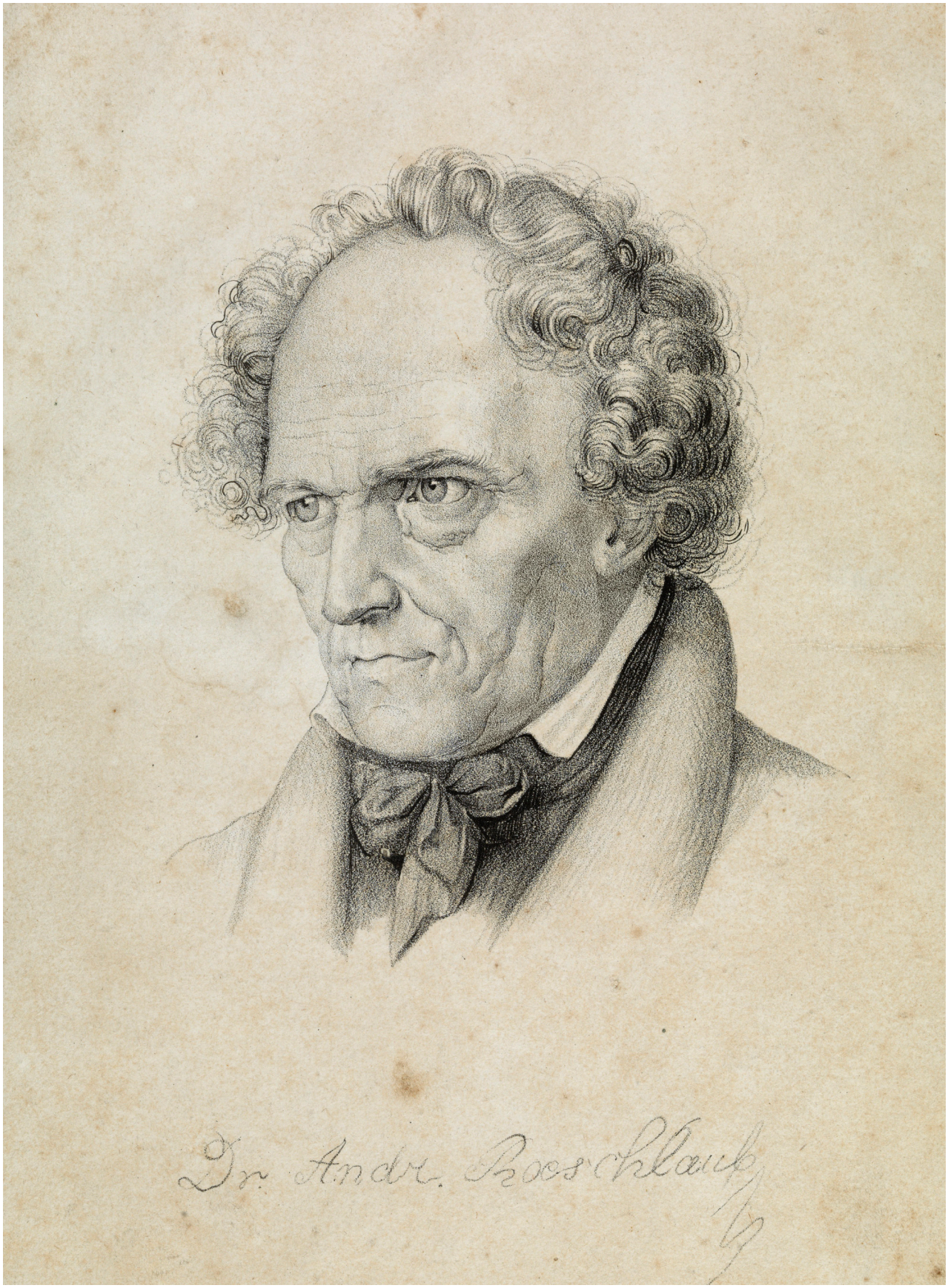
Aus dieser späten Lebensphase dürfte auch das in der Staatsbibliothek Bamberg überlieferte Porträt Andreas Röschlaubs stammen **(Kat.-Nr. 33)**. Die Lithographie zeigt einen Mann, dessen zurückweichender Haaransatz, tiefe Falten und ausgeprägte Tränensäcke auf ein fortgeschrittenes Alter sowie auf reiche Lebenserfahrung hinweisen. Zugleich kennzeichnen ihn die wachen Augen und der durchdringende Blick als scharfsichtigen Gelehrten, der nichts von seiner wissenschaftlichen Neugier eingebüßt hat.

Auch wenn Andreas Röschlaub mit seinem ambitionierten Projekt, die medizinische Wissenschaft auf ein grundlegend neues Fundament zu stellen, gescheitert ist und Bamberg seine Rolle als medizinisches Zentrum nur kurze Zeit behaupten konnte, hat ihn die neuere Medizingeschichte als originellen Theoretiker und eigenständige Stimme unter den deutschen Medizinern um 1800 gewürdigt. Während Adalbert Friedrich Marcus vor allem als Organisator des Bamberger Medizinalwesens hervorgetreten ist und darüber hinaus das soziale und kulturelle Leben der Stadt stark geprägt hat, gebührt Andreas Röschlaub das Verdienst, Bambergs Namen auch in den großen Debatten um die Medizin als Wissenschaft an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert auf die Landkarte gesetzt zu haben.

Mark Häberlein

Kat.-Nr. 33
Porträt Andreas Röschlaubs, undatiert. Lithographie, 26,5 x 18,7 cm. Staatsbibliothek Bamberg, V A 331m.

1 Hufeland 1863, S. 32.
2 Vgl. z.B. Häberlein 2017.
3 Vgl. Kapitel 11.
4 Vgl. Gerabek 2003; Spörlein 2004, S. 1292f.; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 199; Spörlein 2018, S. 34f.
5 Vgl. Risse 1991; Eckart 2019a.
6 Vgl. Tsouyopoulos 1982, S. 105–116, 120–128; Wiesing 1995, S. 159–163; Broman 1996, S. 143f., 150f.; Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 199f.
7 Vgl. Spörlein 2018, S. 35–37.
8 Vgl. die Beiträge von Mark Häberlein und Irmtraut Sahmland in Häberlein / Prussat 2018.
9 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 200–202, 230–238 sowie die Beiträge von Werner E. Gerabek und Michaela Schmölz-Häberlein in Häberlein / Prussat 2018.
10 Vgl. Spörlein 2018, S. 38–40.
11 Vgl. v.a. Tsouyopoulus 1982, S. 70–73, 117–120, 134–148 und passim; Wiesing 1995, S. 162f., 173, 180–185.
12 Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 299f.
13 Vgl. die Beiträge von Christian Chandon, Mark Häberlein und Andreas Schenker in Häberlein / Prussat 2018.
14 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016, S. 369–375 sowie den Beitrag von Michaela Schmölz-Häberlein in Häberlein / Prussat 2018.
15 Vgl. den Beitrag von Christian Chandon in Häberlein / Prussat 2018.



Kat.-Nr. 33 Porträt Andreas Röschlaubs, undatiert. Staatsbibliothek Bamberg, V A 331m

13 | Die Bekämpfung der Pocken im frühen 19. Jahrhundert

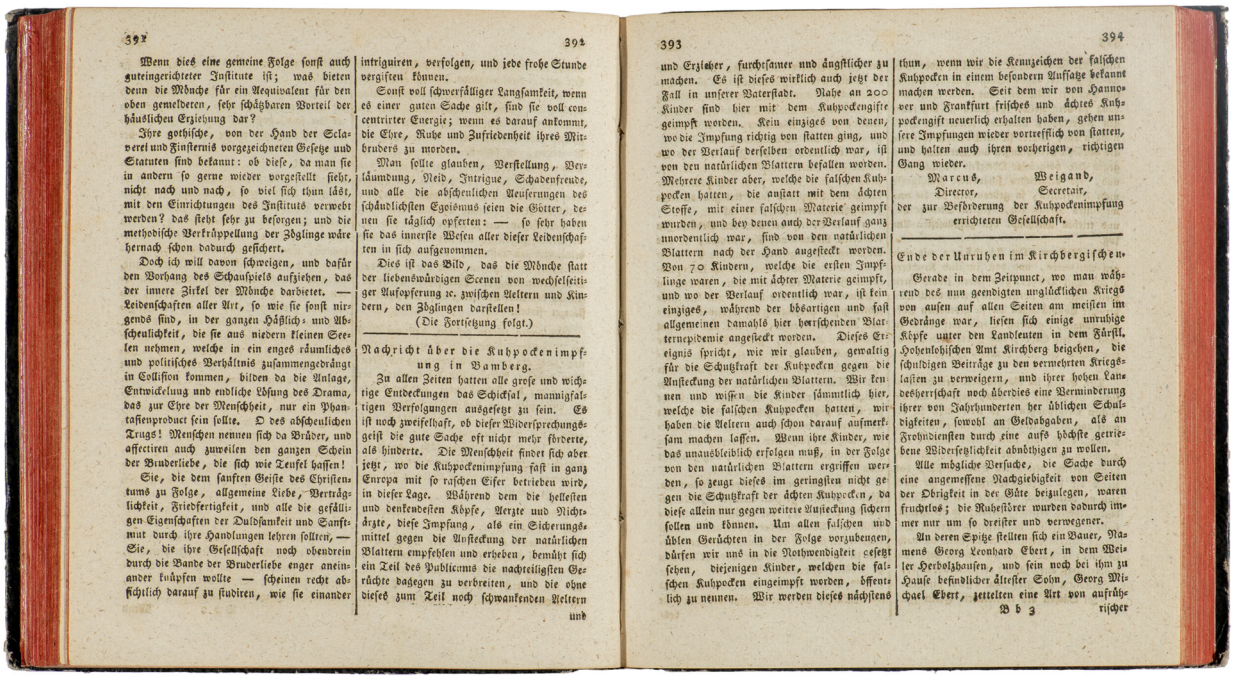
Dass das Für und Wider von Schutzimpfungen nicht erst seit der Covid-19-Pandemie kontrovers diskutiert wird, zeigt die zu Beginn des 19. Jahrhunderts geführte Diskussion um die Bekämpfung der Pocken. Diese vor allem im 17. und 18. Jahrhundert in Europa weit verbreitete und gefürchtete Viruserkrankung bricht nach einer Inkubationszeit von 10 bis 13 Tagen aus und verursacht zunächst abrupt hohes Fieber und anschließend die Bildung der charakteristischen Pusteln am ganzen Körper, die mit der Zeit – meist am achten oder neunten Krankheitstag – eitern und abtrocknen. Die Sterblichkeitsrate wird mit durchschnittlich 10 Prozent angegeben; sie konnte jedoch insbesondere bei Kindern sowie in städtischen Bevölkerungen auch deutlich höher sein und gilt als eine der Hauptursachen für die hohe Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit der Zeit. Überlebende waren zudem häufig durch Pockennarben entstellt oder erblindeten.[1]

Eine frühe Form der Pockenimpfung war die Variolation, bei der gesunde Kinder mit dem Pocken-Eiter erkrankter Menschen in Kontakt gebracht wurden. Das Virus brach dadurch in abgeschwächter Form aus. „Die einmal durchgemachte Krankheit bot Schutz vor einer späteren, zufälligen und womöglich wesentlich ernsthafteren Pockenerkrankung."[2] Diese Methode lernten europäische Reisende wie Lady Mary Wortley Montagu (1689–1762) im frühen 18. Jahrhundert in Konstantinopel kennen und machen sie anschließend in Europa bekannt. Aufgrund ihres nicht unbeträchtlichen Risikos, relativ hoher Kosten, der weit verbreiteten Überzeugung, dass eine Pockenerkrankung letztlich unabwendbar sei, und der auch unter Medizinern umstrittenen Frage, ob es sinnvoll und legitim sei, Menschen bewusst mit einer Krankheit zu infizieren, um sie vor dieser zu schützen, konnte sich die Variolation jedoch nicht allgemein durchsetzen.[3]

In den 1770er Jahren wurde der englische Landarzt Edward Jenner (1749–1823) auf die „in der volksmedizinischen Praxis seiner Umgebung"[4] bereits weit verbreitete Erkenntnis aufmerksam, dass Menschen, die an den harmlosen Kuhpocken erkrankt waren, vor einer Infektion und dementsprechend vor einer gefährlichen Erkrankung mit dem Pockenerreger verschont blieben. 1796 unternahm Jenner einen ersten Versuch, einem Jungen namens James Phipps die Kuhpocken einzuimpfen. Er vermerkte, dass der Patient lediglich leichte temporäre Symptome zeige. Eine spätere Inokulation des Jungen mit echten Menschenpocken blieb ohne Folgen und sprach für den Erfolg dieser als Vakzination bezeichneten Methode.[5]

Die Verbreitung der Pockenschutzimpfung in Europa **(Kat.-Nr. 35)** setzte mit der Publikation von Jenners Erkenntnissen im Jahre 1798 ein. „Rührige Ärzte," schreibt Eberhard Wolff, „brachten Impfstoff aus England mit, oder sie ließen ihn sich aus England schicken, teils von Jenner selbst. Damit stellten sie eigene Versuche an und berichteten in den Fachzeitschriften darüber. Bei dem regen brieflichen Austausch, den viele von ihnen zudem untereinander hatten, verbreitete sich die Innovation mit dem Impfstoff in erstaunlicher Geschwindigkeit."[6] Noch im Jahr 1798 wurden Versuche in Genf durchgeführt, 1799 dann in Wien und Rotterdam. Der Impfstoff wurde zumeist in getrockneter Form auf einem mit Papier umwickelten Garn transportiert, wobei die Wirksamkeit allerdings mit zunehmender (Transport-)Zeit abnahm.[7] Anfang 1800 erreichte er von Holland aus Göttingen[8] und wurde im selben Jahr auch in Berlin eingesetzt. Im folgenden Jahr kam in Stuttgart Impfstoff zum Einsatz, der aus Zürich und Frankfurt am Main beschafft worden war,[9] und in Bamberg wurden unter Anleitung des medizinischen Innovationen gegenüber generell sehr aufgeschlossenen Krankenhausdirektors Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816) 200 Kinder geimpft. Marcus trug seinerseits zur Weiterverbreitung der Impfung in Franken sowie im benachbarten Böhmen bei.[10]

Am 26. Juni 1801 publizierten Marcus und Joseph Weigand in den *Fränkischen Provinzialblättern* eine ausführliche „Nachricht über die Kuhpockenimpfung in Bamberg", in der sie sich mit Bedenken und Vorbehalten gegen die Impfung[11] auseinandersetzten. Während alle *führenden Köpfe, Aerzte und Nichtaerzte, diese Impfung, als ein Sicherungsmittel gegen die Ansteckung der [...] Blattern empfehlen würden*,[12] schrieben sie, gebe es eine Minderheit, welche schädliche Gerüchte in die Welt setze, um unschlüssige Eltern und Erzieher zu verunsichern und sie davon abzuhalten, ihre Kinder impfen zu lassen. Die Skeptiker und Zweifelnden sollten mithilfe von Fakten überzeugt werden; obwohl sie die Impfung befürworteten, gestanden die Autoren aber auch Startschwierigkeiten ein. So seien in Bamberg bislang 200 Kinder geimpft worden, jedoch



392

Wenn dies eine gemeine Folge sonst auch guteingerichteter Institute ist; was bieten denn die Mönche für ein Aequivalent für den oben gemeldeten, sehr schätzbaren Vorteil der häuslichen Erziehung dar?

Ihre gothische, von der Hand der Sclaverei und Finsternis vorgezeichneten Gesetze und Statuten sind bekannt: ob diese, da man sie in andern so gerne wieder vorgestellt sieht, nicht nach und nach, so viel sich thun läßt, mit den Einrichtungen des Instituts verwebt werden? das steht sehr zu besorgen; und die methodische Verkrüppellung der Zöglinge wäre hernach schon dadurch gesichert.

Doch ich will davon schweigen, und dafür den Vorhang des Schauspiels aufziehen, das der innere Zirkel der Mönche darbietet. — Leidenschaften aller Art, so wie sie sonst nirgends sind, in der ganzen Häßlich- und Abscheulichkeit, die sie aus niedern kleinen Seelen nehmen, welche in ein enges räumliches und politisches Verhältnis zusammengedrängt in Collision kommen, bilden da die Anlage, Entwickelung und endliche Lösung des Drama, das zur Ehre der Menschheit, nur ein Phantasienproduct sein sollte. O des abscheulichen Trugs! Menschen nennen sich da Brüder, und affectiren auch zuweilen den ganzen Schein der Bruderliebe, die sich wie Teufel hassen!

Sie, die dem sanften Geiste des Christenthums zu Folge, allgemeine Liebe, Verträglichkeit, Friedfertigkeit, und alle die gefälligen Eigenschaften der Duldsamkeit und Sanftmut durch ihre Handlungen lehren sollten, — Sie, die ihre Gesellschaft noch obendrein durch die Bande der Bruderliebe enger aneinander knüpfen wollte — scheinen recht absichtlich darauf zu studiren, wie sie einander intriguiren, verfolgen, und jede frohe Stunde vergiften können.

Sonst voll schwerfälliger Langsamkeit, wenn es einer guten Sache gilt, sind sie voll concentrirter Energie; wenn es darauf ankommt, die Ehre, Ruhe und Zufriedenheit ihres Mitbruders zu morden.

Man sollte glauben, Verstellung, Verläumdung, Neid, Intrigue, Schadenfreude, und alle die abscheulichen Aeußerungen des schändlichsten Egoismus seien die Götter, denen sie täglich opferten: — so sehr haben sie das innerste Wesen aller dieser Leidenschaften in sich aufgenommen.

Dies ist das Bild, das die Mönche statt der liebenswürdigen Scenen von wechselseitiger Aufopferung ꝛc. zwischen Aeltern und Kindern, den Zöglingen darstellen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachricht über die Kuhpockenimpfung in Bamberg.

Zu allen Zeiten hatten alle grose und wichtige Entdeckungen das Schicksal, mannigfaltigen Verfolgungen ausgesetzt zu sein. Es ist noch zweifelhaft, ob dieser Widersprechungsgeist die gute Sache oft nicht mehr förderte, als hinderte. Die Menschheit findet sich aber jetzt, wo die Kuhpockenimpfung fast in ganz Europa mit so raschen Eifer betrieben wird, in dieser Lage. Während dem die hellesten und denkendesten Köpfe, Aerzte und Nichtärzte, diese Impfung, als ein Sicherungsmittel gegen die Ansteckung der natürlichen Blattern empfehlen und erheben, bemüht sich ein Teil des Publicums die nachteiligsten Gerüchte dagegen zu verbreiten, und die ohne dieses zum Teil noch schwankenden Aeltern und

393

und Erzieher, furchtsamer und ängstlicher zu machen. Es ist dieses wirklich auch jetzt der Fall in unserer Vaterstadt. Nahe an 200 Kinder sind hier mit dem Kuhpockengifte geimpft worden. Kein einziges von denen, wo die Impfung richtig von statten ging, und wo der Verlauf derselben ordentlich war, ist von den natürlichen Blattern befallen worden. Mehrere Kinder aber, welche die falschen Kuhpocken hatten, die anstatt mit dem ächten Stoffe, mit einer falschen Materie geimpft wurden, und bey denen auch der Verlauf ganz unordentlich war, sind von den natürlichen Blattern nach der Hand angesteckt worden. Von 70 Kindern, welche die ersten Impflinge waren, die mit ächter Materie geimpft, und wo der Verlauf ordentlich war, ist kein einziges, während der bösartigen und fast allgemeinen damahls hier herrschenden Blatternepidemie angesteckt worden. Dieses Ereignis spricht, wie wir glauben, gewaltig für die Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Ansteckung der natürlichen Blattern. Wir kennen und wissen die Kinder sämmtlich hier, welche die falschen Kuhpocken hatten, wir haben die Aeltern auch schon darauf aufmerksam machen lassen. Wenn ihre Kinder, wie das unausbleiblich erfolgen muß, in der Folge von den natürlichen Blattern ergriffen werden, so zeugt dieses im geringsten nicht gegen die Schutzkraft der ächten Kuhpocken, da diese allein nur gegen weitere Ansteckung sichern sollen und können. Um allen falschen und üblen Gerüchten in der Folge vorzubeugen, dürfen wir uns in die Nothwendigkeit gesetzt sehen, diejenigen Kinder, welchen die falschen Kuhpocken eingeimpft worden, öffentlich zu nennen. Wir werden dieses nächstens

394

thun, wenn wir die Kennzeichen der falschen Kuhpocken in einem besondern Aufsatze bekannt machen werden. Seit dem wir von Hannover und Frankfurt frisches und ächtes Kuhpockengift neuerlich erhalten haben, gehen unsere Impfungen wieder vortrefflich von statten, und halten auch ihren vorherigen, richtigen Gang wieder.

Marcus, Director, Weigand, Secretair,
der zur Beförderung der Kuhpockenimpfung errichteten Gesellschaft.

Ende der Unruhen im Kirchbergischen.

Gerade in dem Zeitpunct, wo man während des nun geendigten unglücklichen Kriegs von außen auf allen Seiten am meisten im Gedränge war, liesen sich einige unruhige Köpfe unter den Landleuten in dem Fürstl. Hohenlohischen Amt Kirchberg beigehen, die schuldigen Beiträge zu den vermehrten Kriegslasten zu verweigern, und ihrer hohen Landesherrschaft noch überdies eine Verminderung ihrer von Jahrhunderten her üblichen Schuldigkeiten, sowohl an Geldabgaben, als an Frohndiensten durch eine aufs höchste gerriebene Widersetzlichkeit abnöthigen zu wollen.

Alle mögliche Versuche, die Sache durch eine angemessene Nachgiebigkeit von Seiten der Obrigkeit in der Güte beizulegen, waren fruchtlos; die Ruhestörer wurden dadurch immer nur um so dreister und verwegener.

An deren Spitze stellten sich ein Bauer, Namens Georg Leonhard Ebert, in dem Weiler Herbolzhausen, und sein noch bei ihm zu Hause befindlicher ältester Sohn, Georg Michael Ebert, zettelten eine Art von aufrühr-

Bb 3 rischer

Kat.-Nr. 35 Adalbert Friedrich Marcus / Joseph Weigand, Stellungnahme zur Pockenschutzimpfung.
Staatsbibliothek Bamberg, JH.Eph.q.36(1801

nur 70 von ihnen mit einem zuverlässigen Impfstoff. Während keines dieser 70 Kinder erkrankt sei, seien bei einigen, denen ein mangelhafter Impfstoff injiziert worden war, Symptome der Krankheit aufgetreten. Die Eltern dieser Kinder wurden aufgefordert, ihre Sprösslinge erneut impfen zu lassen. Nach dem Empfang neuer Chargen aus Hannover und Frankfurt sei die Impfung nunmehr sicher und wirksam, wie die Autoren versicherten. Marcus und Weigand unterzeichneten den Artikel auch als Sprecher der *zur Beförderung der Kuhpockenimpfung eingerichteten Gesellschaft*.[13]

Die deutschen Staaten schlugen verschiedene Wege ein, die von freiwilliger Impfung über Impfförderung bis zum amtlichen Impfzwang reichten.[14] So führten Bayern, Baden und Württemberg bereits frühzeitig eine Impfpflicht ein, während Preußen die Impfung zwar auf Kosten des Staates durchführte, aber auf Freiwilligkeit setzte.[15] Argumentiert wurde entweder mit der individuellen Freiheit oder mit dem erwiesenen Impfschutz, welcher die Pflichtimpfung rechtfertige.[16] Als Marcus und Weigand 1801 ihre Impfkampagne starteten, war Bamberg noch Residenzstadt eines eigenständigen Fürstbistums im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Seit Herbst 1802 gehörte die Stadt dann zum Kurfürstentum (ab 1806 Königreich) Bayern, das 1807 als erstes europäisches Land eine allgemeine Impfpflicht gegen die Pocken einführte.[17] In diesem Kontext veröffentlichte der Arzt Carl Jacob Joseph Diruff (auch Karl Jakob Diruf, 1774–1869) 1807 in Göttingen eine Schrift mit dem Titel *Grundlinien zu einer landesherrlichen Verordnung zur sichersten Bezweckung der Ausrottung der gewöhnlichen menschlichen Pockenkrankheit durch systematische Betreibung des Kuhpockenimpfgeschäftes* **(Kat.-Nr. 36)**.

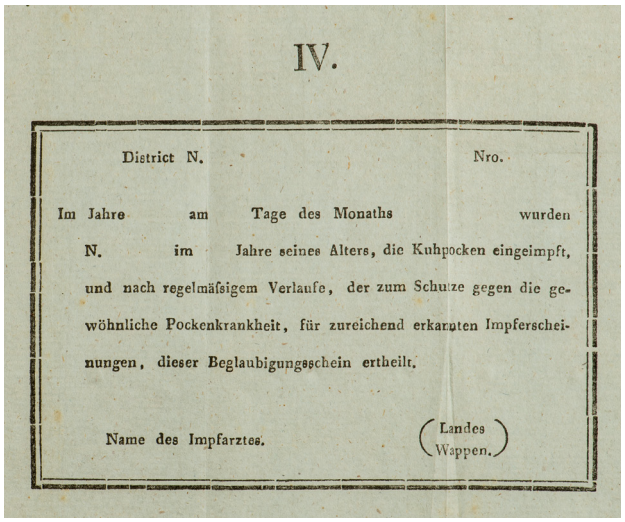
Der gebürtige Heidelberger Diruff, der nach Stationen als praktischer Arzt in Heilbronn, als österreichischer Militärarzt sowie als Prosektor an der Veterinärschule in München im Jahre 1805 als Medizinalrat und Sekundärarzt der Kranken- und Versorgungsanstalten nach Bamberg versetzt worden war, fungierte dort als Stellvertreter von Marcus am Krankenhaus, mit dem er allerdings schon bald in Konflikt geriet. Diruff unterrichtete außerdem an der medizinisch-chirurgischen Schule in Bamberg sowie an der 1809 aus dieser hervorgegangenen Schule für Landärzte und gehörte zum Bekanntenkreis des von Frühjahr 1807 bis Herbst 1808 als Zeitungsredakteur in der fränkischen Bischofsstadt tätigen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831). Anfang 1810 ging er nach Bocklet im damaligen Großherzogtum Würzburg, wo er als praktischer Arzt, Badearzt und Medizinalrat wirkte.[18] Den Titel eines Königlich Baierischen Hof- und Medizinalrats trägt er auch auf dem Titelblatt seiner 1807 erschienenen Schrift, welche sich in die zahlreichen Bemühen zeitgenössischer Ärzte einreiht, die neue Impfmethode zu propagieren.[19]

In seiner Vorrede äußerte Diruff sein Unverständnis darüber, dass bislang noch keine europäische Regie-

rung eine verpflichtende Pockenimpfung eingeführt habe. Dem Argument, dies sei ein zu großer Eingriff in persönliche Freiheitsrechte, stellte er eine Auflistung der wesentlich weitreichenderen Quarantäne- und Sicherheitsmaßnahmen gegenüber, die beim Ausbruch anderer Infektionskrankheiten verhängt würden (S. 3–7). Obwohl die Ausrottung der Krankheit noch in weiter Ferne liege, sei die Kuhpockenimpfung *eine der heilsamsten Entdeckungen unseres Jahrzehends* (S. 9). Wenn die Impfung lediglich freiwillig verabreicht werde, sei die Resonanz viel zu gering; daher müsse der Staat im Interesse des Gemeinwohls aktiv werden. Die größten Hürden, welche die Impfung zu überwinden habe, seien *Vorurtheil und Volksaberglaube* (S. 10).

Der Haupttext von Diruffs Schrift beginnt mit der Feststellung, das wichtigste *Kapital* eines Staates sei seine Bevölkerung. Die hohe Sterblichkeit, welche die Blattern verursachten, sei daher ein fundamentales Problem, das den Staat zu entschiedenem Handeln bewegen musste, zumal mit der Vakzination nunmehr ein wirksames Instrument zur Verfügung stehe (S. 13–16). Diese sei hinreichend erprobt und habe das Potential, die Pocken ganz auszurotten. Angesichts dieser Chance dürfe das Thema nicht der *Willkür des Einzelnen* (S. 20) überlassen werden. Vielmehr sei die Impfung ein Akt des Patriotismus (S. 16–23).

Diruff sprach sich für eine Zentralisierung der Impfungen aus, deren Durchführung eine eigene Behörde kontrollieren und organisieren sollte. Diese müsse die Landbevölkerung auch über die Gefahren der Pocken und die Vorteile der Impfung aufklären. Dazu sollten Volkslehrer weitergebildet werden und Broschüren der Jenner-Gesellschaft erhalten. Alle Staatsdiener sollten verpflichtet werden, den Aberglauben zu bekämpfen, und etwa anlässlich von Taufen auf einer baldigen



IV.

District N. Nro.

Im Jahre am Tage des Monaths wurden N. im Jahre seines Alters, die Kuhpocken eingeimpft, und nach regelmäſsigem Verlaufe, der zum Schutze gegen die gewöhnliche Pockenkrankheit, für zureichend erkannten Impferscheinungen, dieser Beglaubigungsschein ertheilt.

Name des Impfarztes. (Landes Wappen.)

Kat.-Nr. 36 Carl Jacob Diruf[f], Grundlinien zu einer landesherrlichen Verordnung. Staatsbibliothek Bamberg, HV.H.Bav.165

Impfung insistieren. Aber auch Hebammen und anderes medizinisches Personal sollten gründlich geschult werden (S. 24–30).

Diruff plädierte weiterhin für die Schaffung der Stelle eines Impfreferenten und einer *Central-Impfanstalt* (S. 32). Letztere sollte ein Bindeglied zwischen lokalen Behörden, Polizei und Regierung bilden, über Impffortschritte informieren sowie mit den Amtsärzten kommunizieren. Der Impfanstalt oblag die Beschaffung und Qualitätssicherung des Impfstoffs, welcher vom Staat bezahlt werden sollte. Ein leitender Chirurg und dessen Gehilfen hatten sich um die Verteilung des Impfstoffs zu kümmern, welcher nur kurze Zeit gelagert werden dürfe. Ärzte, die einschlägig geprüft und zertifiziert waren, sollten geplante Impfungen dieser Anstalt melden, damit alle Impfvorgänge zentral registriert würden. Zur einfacheren Erfassung schlug Diruff vor, das Land in Distrikte zu unterteilen, in denen sich Ärzte und Chirurgen in Abstimmung mit der zentralen Anstalt um die Impfungen kümmern sollten. Der Impfreferent hatte die Regierung regelmäßig über Fortschritte und Probleme zu informieren. Die Lokalzeitungen konnten zur Information der Bevölkerung genutzt werden. Auch Militärärzte sollten Impfungen durchführen (S. 30–39).

Geimpften empfahl Diruff, sich in den ersten zwei Wochen nach der Inokulation zwei- bis dreimal ärztlich untersuchen zu lassen, falls sie Nebenwirkungen verspürten. Die Impfärzte hätten auch die Aufgabe, Daten wie die Konstitution und das Alter der Impflinge in Tabellen festzuhalten sowie Impfzertifikate auszustellen. Ebenso seien Zertifikate für Genesene sowie Atteste für Menschen sinnvoll, die die Impfung nicht vertrugen oder bei denen kein Impferfolg erkennbar war. Wurden Menschen in der Öffentlichkeit ohne Zertifikate angetroffen, drohte ihnen eine Anzeige bei der Impfanstalt (S. 39–45). Im Fall von Pockenausbrüchen sei über betroffene Distrikte eine sechswöchige *Verwahrzeit* (S. 46) – heute würde man von einem Lockdown sprechen – zu verhängen. Den Bewohnern der Distrikte war in dieser Zeit der Kontakt mit der Außenwelt zu untersagen, sie sollten aber auf öffentliche Kosten verpflegt werden. Wenn Orte über ein Krankenhaus verfügten, konnten Infizierte auch dorthin gebracht werden (S. 45–47).

Als zusätzlichen Ansporn schlug Diruff vor, den ersten Distrikt, in dem alle Bewohner geimpft waren, öffentlich zu belobigen, mit Preisen auszuzeichnen und in Jahrbüchern für die Nachwelt zu verewigen. Einmal im Jahr sollten in allen Kirchen Dankgottesdienste für die Entdeckung der Impfung abgehalten werden. Der Medizinalrat war sich der Tragweite der empfohlenen Maßnahmen bewusst, er war aber auch

überzeugt, dass sich die Menschen schnell an das Neue gewöhnen würden. Insbesondere der Landbevölkerung müssten die erforderlichen Maßnahmen plastisch vermittelt werden, um deren Fatalismus und bestehende Vorurteile zu durchbrechen. Im Militär sei die Impfpflicht ohnehin unumgänglich, um die Kampfkraft der Truppe zu bewahren, aber auch im zivilen Leben sei sie notwendig. Der Staat nehme gewissermaßen die Rolle eines strengen Vaters ein, der sich um seine Kinder sorgte. Die strikten Isolationsmaßnahmen bei Pockenausbrüchen hätten den Vorteil, dass sie die Ausbreitung der Krankheit eindämmen und die Menschen somit für die Notwendigkeit einer Impfung empfänglicher machen würden (S. 47–64). Dem Text waren eine Tabelle, welche die Vorteile der Vakzination mit Kuhpocken gegenüber der Variolation mit echten Pocken herausstellte, ein Muster eines Impfregisters sowie zwei Musterzertifikate beigefügt.

Insgesamt gehörte die Einführung der Pockenschutzimpfung zu den ersten genuinen Erfolgen, die um 1800 im Kampf gegen ansteckende Krankheiten erzielt wurden; Martin Dinges bezeichnet sie als „frühen und einzigartigen Erfolg medizinischer Polizei“.[20] Während in zahlreichen anderen medizinischen Fragen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ein heftiger Richtungsstreit zwischen verschiedenen ärztlichen Schulen ausgetragen wurde, war man sich hinsichtlich des Nutzens der Pockenschutzimpfung weitgehend einig. Ganz im Geiste der Aufklärung sah man die Gelegenheit, den Menschen durch die Vakzination „aus seiner medizinischen Unmündigkeit herauszuführen, seine gesundheitlichen Geschicke selbst in die Hand zu nehmen und die Natur ein Stück mehr zu beherrschen.“[21] Dabei spielte freilich nicht nur der Gedanke des medizinischen Fortschritts eine zentrale Rolle, sondern auch das Konzept des Gemeinwohls und das Interesse des Staates an der Mehrung seines Humankapitals. Zur Frühgeschichte der Pockenimpfung gehört schließlich auch, dass das Wissen um deren Wirkungen und Gefahren noch sehr begrenzt war und viele Ärzte die Möglichkeiten und den Nutzen der neuen Methode übertrieben optimistisch einschätzten.[22]

Jonas Krüger

Kat.-Nr. 35
Adalbert Friedrich Marcus / Joseph Weigand, Stellungnahme zur Pockenschutzimpfung, in: Fränkische Provinzial-Blätter, 1. Jahrgang, Nr. 25, 26. Juni 1801. 20,5 x 17 x 3,5 cm. Staatsbibliothek Bamberg, JH.Eph.q.36(1801. Aufgeschlagen: Sp. 392–394.

Kat.-Nr. 36
Carl Jacob Diruf[f], Grundlinien zu einer landesherrlichen Verordnung zur sichersten Bezweckung der Ausrottung der gewöhnlichen menschlichen Pockenkrankheit durch systematische Betreibung des Kuhpocken-Impfgeschäftes an die Stelle eines unbedingten und unmittelbaren Zwangsgesetzes. Göttingen: Dieterich 1807. 64 S., IV Faltbl., 19 x 11 x 1 cm. Staatsbibliothek Bamberg, HV.H.Bav.165. Aufgeschlagen: Tafel IV.

1 Vgl. Wolff 1995, S. 160–162; Vasold 2008, S. 153–155; Bazin 2011, S. 22; Lindemann 2013, S. 71–74; Gutberlet 2021, S. 92f.
2 Wolff 1995, S. 163.
3 Vgl. Wolff 1995, S. 162–164; Winkle 1997, S. 868; Vasold 2008, S. 155–157; Lindemann 2013, S. 74–77; Gutberlet 2021, S. 98.
4 Wolff 1995, S. 165.
5 Vgl. Wolff 1995, S. 165f.; Winkle, 1997, S. 881; Vasold 2008, S. 158; Jütte 2013, S. 54f.; Lindemann 2013, S. 77–79; Bennet 2020, S. 70.
6 Wolff 1995, S. 167. Vgl. auch Sonntag 2014, S. 64.
7 Vgl. Bennet 2020, S. 122–124.
8 Vgl. Bennet 2020, S. 122f., 143.
9 Vgl. Jütte 2013, S. 56.
10 Vgl. Marcus / Weigand 1801, Sp. 392–394; Häberlein/ Schmölz-Häberlein 2016, S. 238–240.
11 Vgl. dazu Wolff 1995, S. 168f.
12 Marcus / Weigand 1801, Sp. 392.
13 Marcus / Weigand 1801, Sp. 394.
14 Vgl. Kerscher 2011, S. 72.
15 Vgl. Wolff 1995, S. 174; Vasold 2008, S. 161; Unterkircher 2021, S. 154.
16 Vgl. Kerscher 2011, S. 72.
17 Vgl. Unterkircher 2021, S. 148.
18 Vgl. Häberlein / Schmölz-Häberlein 2018, S. 644f.
19 Vgl. Wolff 1995, S. 169–171.
20 Dinges 2005, S. 283f.
21 Wolff 1995, S. 168.
22 Wolff 1995, S. 168, 175–178.

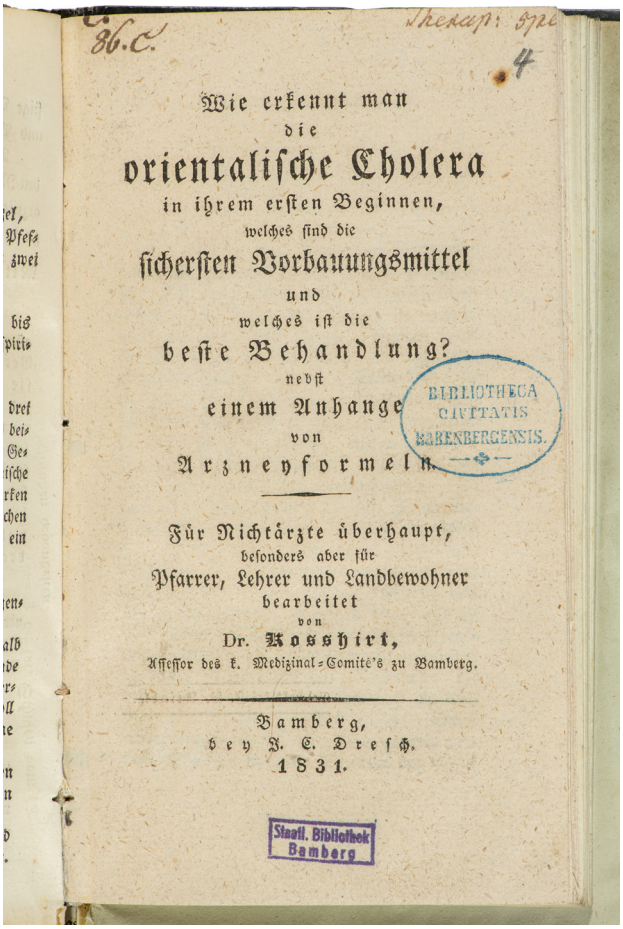
14 | Maßnahmen gegen die Cholera um 1830

Bei der Cholera handelt es sich um eine durch Bakterien verursachte Darminfektion, die zu ständigem Erbrechen und starkem Durchfall führt. „Der stetige Wasserverlust bewirkt die innere Austrocknung des Körpers und den Verlust lebenswichtiger Mineralien. Ohne Behandlung sterben bis zu zwei Drittel aller Erkrankten innerhalb von ein bis sechs Tagen.“[1] In Süd- und Südostasien war die Cholera bereits lange Zeit endemisch, ehe sie 1830 erstmals in Mitteleuropa auftrat. Nach einem schweren Ausbruch in Indonesien im Jahre 1817 griff die Seuche unter den Bedingungen des Kolonialismus sowie des wachsenden Menschen- und Güterverkehrs auf das britisch beherrschte Indien über, und durch Mekkapilger verbreitete sie sich in der islamischen Welt. 1822 erreichte die Cholera Damaskus und forderte in den folgenden Jahren am Schwarzen Meer und auf dem Balkan zahlreiche Opfer. Von Königsberg aus, wo im Jahre 1831 1.327 Menschen an der Seuche starben, breitete sie sich entlang der großen Flüsse in Richtung Süden und Westen aus. In Berlin starb mehr als die Hälfte der 2.271 Erkrankten.[2]

Obwohl es sich aus Sicht der europäischen Mediziner um eine weitgehend unbekannte Krankheit handelte, schlugen sie schon frühzeitig Maßnahmen gegen die Seuche vor und gaben Ratschläge bezüglich des Verhaltens im Krankheitsfall sowie des Kontakts mit Infizierten. Dabei stützten sie sich zunächst auf traditionelle, bereits in der Frühen Neuzeit geläufige Vorstellungen von Seuchen als Folgen giftiger Dämpfe (Miasmen) oder gefährlicher Ansteckungsstoffe (Kontagien) und versuchten, die Cholera in Analogie zu bereits bekannten Infektionskrankheiten wie der Ruhr zu erklären und zu therapieren.[3] Die von den Ärzten empfohlenen und von den Obrigkeiten ergriffenen Maßnahmen – Handelssperren, Grenzkontrollen, Quarantänen, die Räucherung von Post und Handelswaren – konnten die Ausbreitung der Cholera zwar nicht verhindern, sie verstärkten jedoch das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer adäquaten Seuchenprävention.[4]

Mit ihrem ersten Auftreten in Deutschland wurde die Cholera dort auch „zu einem publizistischen Phänomen“.[5] Binnen kurzer Zeit erschien eine Vielzahl von Schriften, die unterschiedliche Ansichten über den Ursprung der Krankheit vertraten. Auch in Bamberg kamen bereits 1831/32 erste Schriften heraus, die sich mit der bedrohlichen neuen Infektionskrankheit befassten und Ratschläge zur Vorbeugung und Therapie erteilten – zu einem Zeitpunkt also, an dem die Cholera in Bayern noch nicht aufgetreten war, die Mediziner also noch keine eigenen Erfahrungen im Umgang mit ihr hatten sammeln können.

Der aus Oberscheinfeld stammende Johann Eugen Roßhirt (1795–1872), der nach dem Medizinstudium in Würzburg als Hebammenlehrer und Prosektor an der medizinisch-chirurgischen Schule in Bamberg arbeitete, ehe er 1833 als Professor für Gynäkologie an die Universität Erlangen berufen wurde,[6] publizierte 1831 die Broschüre *Wie erkennt man die orientalische Cholera in ihrem ersten Beginnen, welches sind die sichersten Vorbauungsmittel und welches ist die beste Behandlung?* **(Kat.-Nr. 37)** Die Schrift richtete sich, wie der Untertitel verrät, explizit an *Nichtärzte*, insbesondere an *Pfarrer, Lehrer und Landbewohner*. Roßhirt schreibt in seinem


Wie erkennt man
die
orientalische Cholera
in ihrem ersten Beginnen,
welches sind die
sichersten Vorbauungsmittel
und
welches ist die
beste Behandlung?
nebst
einem Anhange
von
Arzneyformeln.

Für Nichtärzte überhaupt,
besonders aber für
Pfarrer, Lehrer und Landbewohner
bearbeitet
von
Dr. Rosshirt,
Assessor des k. Medizinal-Comité's zu Bamberg.

Bamberg,
bey J. C. Dresch.
1831.

BIBLIOTHECA CIVITATIS BAMBERGENSIS
Staatl. Bibliothek Bamberg

Kat.-Nr. 37 Joh. Eugen Roßhirt, Wie erkennt man die orientalische Cholera. Staatsbibliothek Bamberg, Misc.med.o.442#4

Vorwort, dass ihn der herrschende Ärztemangel veranlasst habe, medizinischen Laien Empfehlungen zur Identifikation, Prävention und Behandlung der Krankheit an die Hand zu geben.

An eine kurze Schilderung der Ausbreitung der Cholera schließen sich Ausführungen über die Symptome der Krankheit an. Das erste Symptom sei der *allen Cholera-Kranken eigenthümlichen Gesichts-Ausdruck* (S. 6), in welchem sich Angst und Sorge zeigten. Darauf folgten im ersten Stadium der Krankheit Schwäche, Kopfweh, Zittern, Schwindel, Atemnot sowie im weiteren Verlauf ein flaues Gefühl im Magen, ein schmerzhaftes Ziehen von den Beinen bis zum Bauch, Magenschmerzen und schließlich Durchfall. Damit einher gingen Schüttelfrost, kalter Schweiß, Schlaflosigkeit und vermindertes Wasserlassen. Im zweiten Krankheitsstadium kämen Erbrechen und das Ausscheiden einer wässrigen Flüssigkeit, welche weiße Flocken enthalte, hinzu. Die Erkrankten *gössen gleichsam die Flüssigkeit aus Mund und After, oder sie stürzt aus denselben mit Heftigkeit heraus* (S. 9). Außerdem litten sie unter starken Krämpfen, die in den Zehen und Fingern begännen und sich in die Waden und Vorderarme, seltener auch in Brust, Schenkel und Unterleib ausbreiten und so stark werden könnten, dass die Erkrankten in Ohnmacht fielen oder den Tod herbeisehnten. Dazu gesellten sich ein Gefühl der Beklemmung in der Brustgegend und Atemnot. Roßhirt sprach auch die verminderte Blutzirkulation an: Vor allem die Lippen und die Nägel würden sich bläulich verfärben. Der Wassermangel im Körper äußere sich durch starken Durst und Schwäche, die dazu führen könne, dass Betroffene kaum noch den Kopf zu heben vermochten. Die Zunge sei weißlich belegt und der Puls werde schwächer; der Erkrankte bleibe jedoch bis zum Eintritt des Todes durchweg bei Bewusstsein. Als eindeutigstes Symptom der Cholera nannte Roßhirt die veränderte Konsistenz und Farbe des Bluts. Das beim Aderlass zum Vorschein kommende Blut sei schwarz und dickflüssig bis klumpig – ebenfalls ein Zeichen extremer Dehydration. Hinzu komme ein Brennen zwischen Bauchnabel und Herzgrube, über welches beinahe alle Patientinnen und Patienten klagten.

Daraufhin beschreibt Roßhirt mögliche Ausgänge der Krankheit. Führe sie zum Tod, trete dieser meist nach zehn bis zwölf, spätestens aber nach 48 Stunden ein. Symptome eines tödlichen Verlaufs seien Schnappatmung, ein schwacher Puls, extreme Unruhe, Gefühllosigkeit, Starre oder das Aufhören der Krämpfe sowie des Erbrechens und Durchfalls. Besserung sei hingegen zu erwarten, wenn sich der Puls normalisiere, die Gliedmaßen allmählich wärmer würden und der extreme Durst nachlasse. In diesem Fall erholten sich die Kranken recht schnell wieder. Vereinzelt könne es nachträglich noch zu Beschwerden wie Wassereinlagerungen und Schwäche kommen.

Das nächste Kapitel der Schrift widmet sich den Ursachen der Cholera. Roßhirt vermutete eine Übertragung durch die Luft, durch Berührung oder durch eine ansteckende Materie, ein sogenanntes Miasma. Darüber hinaus könnten Einflüsse wie hohe Luftfeuchtigkeit, übermäßiger Alkoholgenuss, Erkältungen, mangelnde oder zu häufige Anstrengung des Körpers und Geistes, mentale Belastungen oder die Unterdrückung natürlicher Ausleerungen und Blutflüsse die Krankheit begünstigen. Roßhirt orientierte sich also an traditionellen Krankheitskonzepten, die bereits die frühneuzeitliche Medizin geprägt hatten.[7]

Das Kapitel zur Behandlung der Cholera ist in drei Teile gegliedert: Vorbeugung, Behandlung erster Symptome und Therapie im fortgeschrittenen Stadium. In Orten, in denen die Cholera noch nicht ausgebrochen sei, müsse die Regierung zügig Präventivmaßnahmen ergreifen. Die Menschen sollten sich vor Verkühlung hüten und eine maßvolle Lebensweise pflegen. Reinlichkeit war ebenfalls wichtig; tägliche Körperhygiene und regelmäßiges Waschen der Kleidung sowie der Bettbezüge seien ebenso ratsam wie *die Vermeidung unnütz[er], und übertrieben[er] Angst vor etwaiger Ansteckung* (S. 27). Sei die Cholera bereits ausgebrochen, sollten Gesunde den Kontakt mit Erkrankten meiden sowie die genannten Vorsichtsmaßnahmen beachten. Wer den Kontakt mit Cholerakranken nicht vermeiden könne, solle vorher Nahrung, etwas Wein oder *eine würzige Tinktur* (S. 32) zu sich nehmen. Krankenbesuche sollten nicht nach körperlicher oder geistiger Anstrengung stattfinden; Kontakt mit dem Speichel von Erkrankten sollte unbedingt vermieden sowie auf besondere Hygiene geachtet werden.

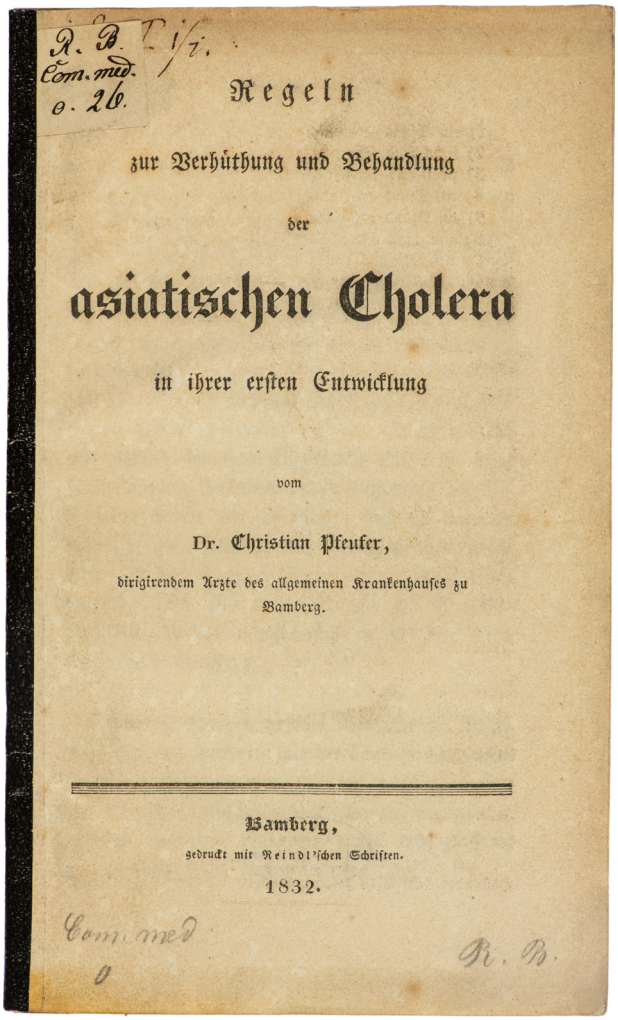
Traten erste Cholerasymptome auf, seien vor allem der gestörte (Blut-)Kreislauf, die erkaltete Haut sowie Erbrechen und Durchfall zu behandeln. Ein bewährtes Mittel, um den Blutkreislauf wieder in Gang zu bringen, seien Aderlässe bzw. die Anwendung von Blutegeln bei stark geschwächten Personen. Im Anschluss daran sollten Wärme und die Einnahme heißer Getränke wie Kamille-, Pfefferminz- und Melissetee den Patienten oder die Patientin zum Schwitzen bringen. Zusätzlich könnten die Arme und Beine mit wollenen Tüchern abgerieben werden oder Dampfbäder und Heilsalben zur Anwendung kommen. Würden diese Maßnahmen rechtzeitig ergriffen, seien die Überlebenschancen hoch. Sei die Krankheit allerdings schon ins zweite Stadium eingetreten, sollten äußerlich auf die Haut einwirkende Mittel, insbesondere Senfumschläge, in

der Magen- und Unterleibsgegend zum Einsatz kommen, um die Durchfälle und das Erbrechen zu lindern. Die Gliedmaßen sollten mit Terpentin eingerieben werden, und gegen Erbrechen und Durchfall helfe insbesondere Kampfer. Der Durst werde am besten mit kaltem, mit Säuren versetztem Wasser gestillt. Daran schlossen sich einige Rezepte zur Herstellung von Heilmitteln und Elixieren an, etwa einem Magenelixier oder Kampfergeist.

Im Oktober 1832 publizierte Christian Pfeufer (1780–1852), seit 1809 Stadtarzt in Bamberg und seit 1816 als Nachfolger von Adalbert Friedrich Marcus Leiter des Allgemeinen Krankenhauses,[8] eine 26-seitige Broschüre mit *Regeln zur Verhütung und Behandlung der asiatischen Cholera in ihrer ersten Entwicklung* **(Kat.-Nr. 38)**. Gleich am Beginn seines Ratgebers, der im Kontext des Unterrichts für Krankenwärter und -wärterinnen am Bamberger Krankenhaus entstand, betonte Pfeufer die Notwendigkeit, beim Auftreten von Symptomen rasch zu handeln. Bei rechtzeitiger Behandlung würden 90 Prozent der Erkrankten genesen, andernfalls höchstens 40 Prozent. Aufgrund dieses Umstands und des allgemeinen Ärztemangels, den Pfeufer übereinstimmend mit Roßhirt konstatierte, sei es auch für medizinische Laien notwendig, sich mit der Cholera zu befassen.

Das erste Kapitel von Pfeufers Broschüre behandelt den infektiösen Charakter der asiatischen Cholera. Der Verfasser beschreibt sie als weniger ansteckend als oft vermutet; in Ostindien würden sich Personen, die Kranke pflegten, trotz des engen Kontakts mit diesen nicht zwingend anstecken. Dasselbe werde auch aus St. Petersburg, Berlin, Moskau und anderen Städten berichtet. Bemerkenswert ist das Argument, dass die Isolation von Cholerakranken zu einer erhöhten Sterblichkeit führen könne. Menschen, die von ihrer Familie und der Gesellschaft isoliert würden, könnten aufgrund *ihres Unglücks in Angst und Furcht versetzt, an sich schon leichter erkranken* (S. 8).

Im folgenden Kapitel behandelt Pfeufer Regeln zur Verhütung einer Ansteckung. Eine der Hauptursachen von Infektionen seien *Gemüthsbewegungen und Leidenschaften aller Art, namentlich die Furcht und Angst vor der Ansteckung*, weshalb der Bamberger Mediziner empfahl, *gleichbleibende Gemüthsruhe und einen leichten, heiteren Sinn zu bewahren* (S. 10). Ratsam sei es zudem, Körper und Geist angemessen zu betätigen, indem man seiner Arbeit nachging, sich mit heiterer Gesellschaft umgab und den Körper an der frischen Luft bewegte. Vermeiden sollte man hingegen abrupte Temperaturwechsel, allzu spätes Zubettgehen, regnerische und kühle Witterung sowie das Baden in Flüssen und anderen Gewässern. Auch Unmäßigkeit,


R. B. T. 1/1.
Com. med.
o. 26.

Regeln
zur Verhüthung und Behandlung
der
asiatischen Cholera
in ihrer ersten Entwicklung
vom
Dr. Christian Pfeufer,
dirigirendem Arzte des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg.

Bamberg,
gedruckt mit Reindl'schen Schriften.
1832.

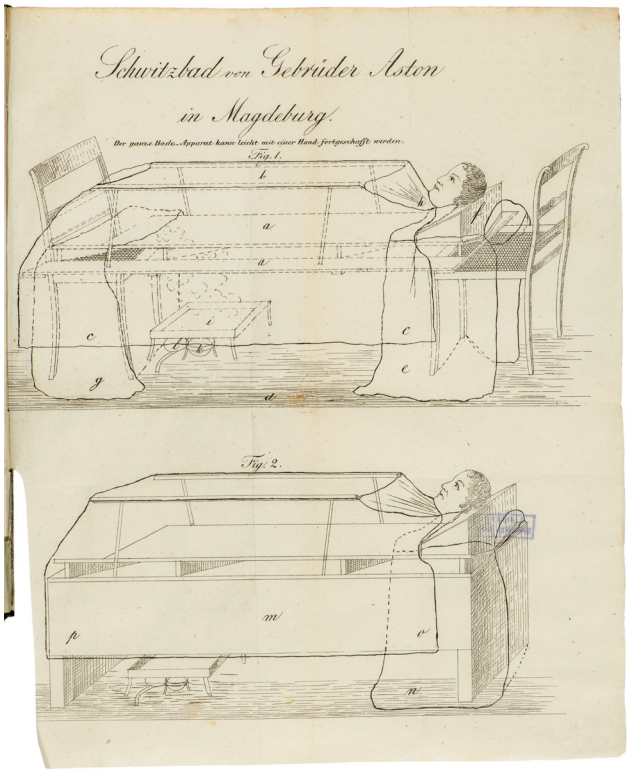
Com. med
o
R. B.

Kat.-Nr. 38 Christian Pfeufer, Regeln zur Verhütung und Behandlung der asiatischen Cholera.
Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.o.26

mangelnde Reinlichkeit, eine falsche Ernährung und der Genuss verdorbener Speisen erhöhten das Infektionsrisiko. Empfohlen wurden daher warme Kleidung, eine sorgfältige Körperhygiene und ausreichende Belüftung der Zimmer.

Zu erkennen war die Cholera laut Pfeufer an den Symptomen *Appetitlosigkeit, Neigung zu Durchfällen, zuweilen auch Neigung zum Erbrechen mit Kollern im Unterleibe, Druck in der Magengegend, vermehrter Durst, sparsamer Urin sowie Ziehen und Steifigkeit in den Füßen und Schenkeln* (S. 17). Im weiteren Krankheitsverlauf kämen Blässe und Kälte, Heiserkeit, Anurie und extremer Durst hinzu. Die Ausscheidungen seien wässrig und weißlich. Ein zusätzliches Symptom seien Krämpfe des Körpers, vor allem in Fingern, Zehen und Waden.

Das letzte Kapitel widmet sich der Heilung, bei der es wiederum auf schnelles Handeln ankam. Das Hauptaugenmerk sollte laut Pfeufer auf der Blutzirkulation und der Hautaktivität liegen. Deshalb



Kat.-Nr. 39 Gebrauchs-Anweisung zu dem von Gebrüder Aston in Magdeburg erfundenen Cholera-Schwitzbad.
Staatsbibliothek Bamberg, Misc.med.o.442#0

seien vor allem Bettruhe, Wärme und das Trinken von Kräutertee vonnöten. Besserte sich der Zustand der Erkrankten nicht, sollten mithilfe eines Dampfkessels, einer Röhre und Kampferessig Dämpfe erzeugt sowie die Magen- und Brustgegend, Oberarme und Waden mit Senfteig (mit heißem Wasser angerührtes Senfmehl) bestrichen werden. Gegen den starken Durst half die regelmäßige Gabe von ein bis zwei Esslöffeln Milch; von kaltem Wasser hingegen sei vor allem im ersten Stadium der Erkrankung abzusehen. Wenn auch dies nicht helfe und der Zustand sich weiter verschlechtere, riet Pfeufer zur Anwendung eines mit Branntwein befeuchteten Löschpapiers, welches auf die Herzgrube gelegt und angezündet wurde. Mithilfe dieser eher skurril anmutenden Methode seien schon einige Erkrankte gerettet worden. Jedoch solle diese Therapie, ebenso wie kalte Umschläge in der Herzgegend, nur in akuten Fällen bis zur Ankunft eines Arztes angewandt werden. Allgemein handelte es sich hierbei lediglich um Erstmaßnahmen, denn nur ein Arzt könne entscheiden, ob es sich tatsächlich um die asiatische Cholera oder um eine andere Krankheit handele und welche Maßnahmen dagegen zu ergreifen waren.

Abschließend führte Pfeufer diverse Arzneien an, welche bis zur Ankunft des Arztes oder auf dessen Anweisung hin angewendet und immer vorrätig sein sollten. Dazu gehörten Brechwurz, Opium, Morphiumpulver, Chlorsalz, Kampfer- und Terpentinspiritus, Senfpulver sowie allerlei Kräuter und Tees. Außerdem führte er Rezepte zur Herstellung von Spiritus zum Einreiben, Senfpflaster und einem Getränk aus Eibisch und Salep auf.

Wie die Ratgeber von Roßhirt und Pfeufer zeigen, war die Bevölkerung angesichts des im frühen 19. Jahrhundert nach wie vor bestehenden Mangels an ausgebildeten Ärzten auf Hinweise zum Umgang mit der bis dahin unbekannten asiatischen Cholera angewiesen. Beide Ärzte orientierten sich dabei an traditionellen Präventions- und Behandlungsmethoden, die bereits in früheren Epidemien zum Einsatz gekommen waren. Dazu gehörten Aderlässe, eine ausgewogene Diät, die Anwendung diverser Heilmittel sowie Umschläge und Bäder. In den Jahren 1831/32 traten gleich mehrere Erfinder auf den Plan, die „komplizierte Dampfbäder und Heißluftapparate entwarfen bzw. empfahlen.“[9] Dazu gehörte z.B. ein von zwei Brüdern in Magdeburg entwickeltes „Cholera-Schwitzbad“, das mithilfe einer illustrierten Broschüre beworben wurde **(Kat.-Nr. 39)**.

Darüber hinaus verfolgten die Mediziner einen ganzheitlichen, auf Wechselwirkungen zwischen Körper und Geist abzielenden Ansatz und rieten zu Gelassenheit, Zuversicht sowie maßvoller geistiger und körperlicher Betätigung. Dies erinnert durchaus an die aktuelle Corona-Pandemie, in der immer wieder an die Eigenverantwortung der Bevölkerung appelliert wird; letztlich hatte (und hat) jeder und jede einzelne die Möglichkeit, einen aktiven Beitrag zur Eindämmung der Epidemie zu leisten – sei es durch die Beachtung der empfohlenen Vorsichtsmaßnahmen oder durch die Pflege kranker Menschen.

Im Endeffekt blieb das Königreich Bayern von der Cholerawelle, die Mitteleuropa 1831/32 heimsuchte, noch weitgehend verschont. Im Spätjahr 1836 traten dann die ersten Fälle in der Residenzstadt München wie auch in Franken auf; bevor diese Welle gegen Ende des Winters wieder abflaute, hatte sie allein in München 800 Todesopfer gefordert. In den folgenden Jahrzehnten sollten noch mehrmals epidemische Wellen Bayern heimsuchen, ehe die Choleragefahr durch effektive Präventionsmaßnahmen gebannt werden konnte; in der letzten großen Choleraepidemie auf bayerischem Territorium starben 1873 rund 2.500 Menschen.[10]

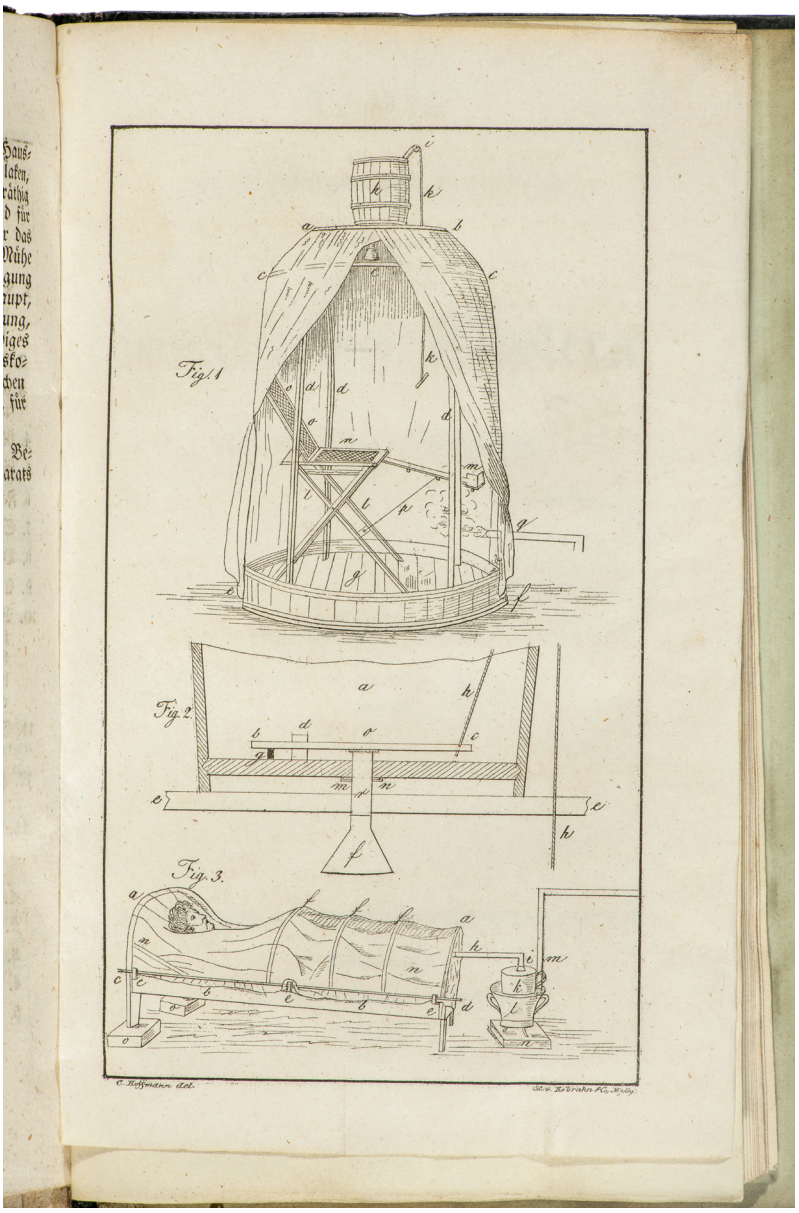
Clarissa Renner

Kat.-Nr. 37
Johann Eugen Roßhirt, Wie erkennt man die orientalische Cholera in ihrem ersten Beginnen, welches sind die sichersten Vorbauungsmittel und welches ist die beste Behandlung? Nebst einem Anhange von Arzneyformeln. Für Nichtärzte überhaupt, besonders aber für Pfarrer, Lehrer und Landbewohner. Bamberg: Dresch 1831. [2] Bl., 55 S., 21 x 16 x 1 cm. Staatsbibliothek Bamberg, Misc.med.o.442#4. Aufgeschlagen: Titelblatt.

Kat.-Nr. 38
Christian Pfeufer, Regeln zur Verhütung und Behandlung der asiatischen Cholera in ihrer ersten Entwicklung. Bamberg: Reindl, 1832. 24 S., 20 x 12 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com. med.o.26. Aufgeschlagen: Titelblatt.

Kat.-Nr. 39
Gebrauchs-Anweisung zu dem von Gebrüder Aston in Magdeburg erfundenen Cholera-Schwitzbad, nebst einem Steindruck, Magdeburg: Robrahn & Co. 1831. 6 S. Staatsbibliothek Bamberg, Misc.med.o.442#0. Aufgeschlagen: Falttafel (25 x 20,5 cm).

1 Dorrmann 1995, S. 204.
2 Vgl. Dorrmann 1995, S. 204–213; Vasold 2008, S. 99f.
3 Vgl. Dorrmann 1995, S. 207; Goltz 1998, S. 213f.; Vasold 2008, S. 105f.; Eckart 2019b.
4 Vgl. Dorrmann 1995, S. 207–215; Vasold 2008, S. 106.
5 Dorrmann 1995, S. 213.
6 Vgl. Reusch 1889.
7 Vgl. Leven 2005, S. 18–22; Jütte 2013, S. 26–28; sowie die Einleitung dieses Bandes.
8 Vgl. Seitz 1886.
9 Briese 2003, S. 103; vgl. auch Dorrmann 1995, S. 210f.
10 Vgl. Vasold, S. 109–121.



Kat.-Nr. 39 Zelt und Bett für Dampfbäder. Staatsbibliothek Bamberg, Misc.med.o.442#0

Abkürzungsverzeichnis

BSB Bayerische Staatsbibliothek München
DMM Deutsches Medizinhistorisches Museum Ingolstadt
StABa Staatsarchiv Bamberg

Quellen- und Literaturverzeichnis

Staatsarchiv Bamberg (StABa)
A 232 II, R. 7058
B 26b (Bestallungen), Nr. 8, 3, 14
B 26c, Nr. 128a, Bamberger Verordnungen über ansteckende Krankheiten 1543–1805
B 54, Nr. 4901
B 86 (Domkapitel), Nr. 3, 4, 9, 16, 18, 19, 24, 25, 28, 219, 221, 222, 706
Hochstift Bamberg, Geistliche Regierung, Nr. 2186
Hochstift Bamberg, Hofkammer, Nr. 1068
Hochstift Bamberg, Zent- und Fraischgericht, Malefizamt, Nr. 126

Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur

1. Gedruckte Quellen und vor 1850 erschienene Sekundärliteratur

Anon. 1600
Anon., Kurtzer Bericht, Was man sich zur Zeit der Sterbensläufft zuverhalten, die schwere Seuch der Pestilentz durch Gottes Gnade zuverhüten. Gestellt durch die verordneten Doctores der Artzney diser Statt Nüremberg, Nürnberg: Kauffmann, 1600.

Anon. 1674
Kurtze Underrichtung, Wie sich in jetzt regierender gifftigen Haubt-Kranckheit mit Artzneyen und anderen zu verhalten. Welche der Hochwürdige Fürste und Herr, Herr Peter Philipp Bischoff zu Bamberg und Domprobst zu Würtzburg, durch Ihrer Fürstl. Gnaden Medicos revidirn und männiglich zu guten in Druck außgehen lassen, Bamberg: Immel, 1674.

Anon. 1680
Hochnützliches Von der abscheulichen Pest und hitzigen Kranckheit, Pestilentzischen und gemeinen Ruhr, deren mit unterlauffenden Zufällen handelndes Tractätlein, auß gnädigstem Befehl des Hochwürdigsten Fürsten und Herrns, Herrn Peter Philippen Bischoffens zu Bamberg und Würtzburg [...] Von dem Officio Sanitatis allhier zu Bamberg, Dem gemeinen Wesen zum Trost und Nutzen in offentlichen Truck heraus gegeben. [...] Bamberg: Immel, 1680.

Anon. 1713
Kurtzer Unterricht In Besorglich- und Gefährlichen Seuchen, So wol für Krancke Inficirte als auch andere Personen, Die den Krancken beystehen sollen. [...] Nürnberg: Felsecker, 1713.

Anon. 1772
Medicinischer Unterricht wegen der bey jetziger Zeit sich äusserenden Ruhr, abgefaßt vom Hochfürstlich-Bambergischen Collegio Sanitatis Anno 1772, Bamberg: Gertner, [1772].

Aschhausen 1611
Aschhausen, Johann Gottfried von (Hg.), Kurtze vnterrichtung, Wie sich in jetzregirenter gifftigen Hauptkranckheit mit artzneyen vnd anderen kranckheit zuuerhalten. Welche der hochwirdige Fürste vnd herr, herr Johann Gottfried Bischoff zu Bamberg vnd Domprobst zu Würtzburg, durch ihrer F.G. Medicos, meniglich zu guten hat stellen lassen, Bamberg: Horitz, 1611.

Diruff 1807
Diruf[f], Carl Jacob, Grundlinien zu einer landesherrlichen Verordnung zur sichersten Bezweckung der Ausrottung der gewöhnlichen menschlichen Pockenkrankheit durch systematische Betreibung des Kuhpocken-Impfgeschäftes an die Stelle eines unbedingten und unmittelbaren Zwangsgesetzes, Göttingen: Dieterich, 1807.

Hornung 1626
Hornung, Johann (Hg.), Cista medica, qua in epistolae clarissimorum Germaniae medicorum, familiares, et in re medica, tam quod Hermetica et chymica quam etiam Galenica principia, lectu iucundae et utiles, cum diu reconditis experimentis asservantur, Nürnberg: Halbmayr, 1626.

Hufeland 1863
Hufeland, Christoph Wilhelm, Eine Selbstbiographie, Berlin: Reimer, 1863.

Kepser 1544
Kepser, Sixtus, Consultatio sabulerrima de causis et remediis epidemiae s. pestiferi morbi, Bambergensium civitatem nunc temporis infestantis, [Nürnberg: Petreius], 1544.

Marcus 1790
Marcus, Adalbert Friedrich, Von den Vortheilen der Krankenhäuser für den Staat, Bamberg / Würzburg: Göbhardt, 1790.

Marcus 1797
Marcus, Adalbert Friedrich, Kurze Beschreibung des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, Weimar: Verlag des Industrie-Comptoirs, 1797.

Marcus / Weigand 1801
Marcus, Adalbert Friedrich / Weigand, Joseph, Stellungnahme zur Pockenschutzimpfung, in: Fränkische Provinzial-Blätter, 1. Jahrgang, Nr. 25, 26. Juni 1801, Sp. 392–394.

Morata 2007
The Complete Writings of Olympia Morata, an Italian Heretic, hg. von Holt N. Parker, Chicago / London, 2007.

Paracelsus 1576
Paracelsus: De peste Philippi Theophrasti Paracelsi, des hocherfarnen Teutschen Philosophi, und beyder Artzney Doctoris, hg. von Michael Toxites, Straßburg: Wyriot, 1576.

Puollamer 1591
Puollamer, Johannes, Ein New Consilium von der Pestilentz vnnd Engelischem Schweiß. Gezogen auss dem Hochgelaerten vnnd weitberuembten Petro Droeto Medico Parisiensi, vnnd andern Hochgelaerten Physicis mit vielen vnnd herrlichen Experimentis gezieret [...], Bamberg: Horitz, 1591.

Scheunemann 1613
Scheunemann, Henning, Hydromantia Paracelsica, Hoc est, Discursus Philosophicus De Novo Fonte In Saxonia Electorali Circa Oppidum Annebergam reperto, olim S. Annnaefons dicto, Frankfurt am Main: Palthenius, 1613.

Scheunemann 1617
Scheunemann, Henning, Medicina reformata, Frankfurt am Main: Bringerus, 1617.

Schilling 1575
Schilling, Adam, Regiment, wie man sich inn der grausamen unnd erschröcklichen Plage der Pestilentz bewaren, auch so jemand damit behafftet mit göttlicher Verleihung und Gnaden demselben soll gerathen werden. Nürnberg: Gerlach, 1575.

Speyer / Marc 1817
Speyer, Friedrich / Marc, Karl Moritz, Dr. A. F. Marcus nach seinem Leben und Wirken geschildert. Nebst Krankheits-Geschichte, Leichenöffnung, neun Beilagen und dem vollkommen ähnlichen Bildnisse des Verstorbenen. Mit einer Vorrede von G.M. Klein. Bamberg / Leipzig: Kunz, 1817.

Virdung von Hartung 1737
Virdung von Hartung, Otto Philipp, Daß die Anatomische Wissenschafft oder Erkandtnuß des Menschlichen Leibs und dessen inneren Theilen zu allen anderen Wissenschafften sehr nutzlich und nothwendig seye: [...] Bey einer offentlichen Theatralischen Section an einem strangulirten Manns-Cörper [...] vorgestellet [...], Bamberg: Gertner, 1737.

Virdung von Hartung 1740
Virdung von Hartung, Otto Philipp, Fortsetzung, Der nützlich- und höchst- nothwendigen Betrachtung des Menschlichen Leibs, Als eines Wunderschönen Gebäu des Göttlichen Allerweisesten Baumeisters, Und zwar erstlich Vom Kopff. Wird [...] Bey einer Theatralischen solennen Section, an einen mit dem Strang zum Todt hingerichteten Manns-Cörper den [...] Febr. und folgende Täg [...] in S. Elisabethae Hospital vorgenommen, und darzu alle des Studii Anatomici Gönner und Patronen {...] freundlichst eingeladen, Bamberg: Gertner, 1740.

Weyer 1577
Weyer, Johann, De praestigiis daemonum, & incantationibus ac veneficiis libri sex, postrema editione quinta aucti & recogniti. Accessit liber apologeticis, et pseudomonarchia daemonum, Basel: Oporin Erben, 1577.

2. Seit 1850 erschienene Sekundärliteratur

Albert / Atzen 2011
Albert, Daniel / Atzen, Sarah, Chevalier John Taylor, England's Early Oculist: Pretender or Pioneer? Madison 2011.

Aumüller 2020
Aumüller, Gerhard, Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816), in: Ärztlicher Kreisverband Bamberg (Hg.), Bamberger Medizingeschichten. Medizingeschichtlicher Rundweg durch Bamberg, Bamberg 2020, S. 72–74.

Aumüller / Schindler 2016
Aumüller Gerhard / Schindler Christoph, Adalbert Friedrich Marcus – Johann Lucas Schönlein. 100 Jahre Bamberger Medizingeschichte, Regensburg 2016.

Barker 2009
Barker, Hannah, Medical Advertising and Trust in Late Georgian England, in: Urban History 36/3 (2009), S. 379–398.

Baumgärtel-Fleischmann 1989
Baumgärtel-Fleischmann, Renate (Hg.), Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg 1779–1995, Bamberg 1995.

Baumgartl u.a. 2015
Baumgartl, Matthias / Silberer, Hadrian / Schmölz-Häberlein, Michaela, Der Antoni-Siechhof in Bamberg, in: Mark Häberlein / Michaela Schmölz-Häberlein (Hg.), Stiftungen, Fürsorge und Kreditwesen im frühneuzeitlichen Bamberg, Bamberg 2015, S. 11–46.

Bazin 2011
Bazin, Hervé, Vaccination – A History. From Lady Montagu to Genetic Engineering, Montrouge 2011.

Behringer 2003
Behringer, Wolfgang, Die Krise von 1570. Ein Beitrag zur Krisengeschichte der Neuzeit, in: Manfred Jakubowski-Tiessen/Hartmut Lehmann (Hg.), Um Himmels Willen. Religion in Katastrophenzeiten. Göttingen 2003, S. 51–156.

Benkert 2020
Benkert, Davina, Ökonomien botanischen Wissens. Praktiken der Gelehrsamkeit in Basel um 1600, Basel 2020.

Bennet 2020
Bennet, Michael, War against Smallpox. Edward Jenner and the Global Spread of Vaccination, Cambridge 2020.

Bergdolt 1994
Bergdolt, Klaus, Der Schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters, München 1994.

Bogner 1994
Bogner, Ralf Georg, Paracelsus auf dem Index. Zur kirchlichen Kommunikationskontrolle in der frühen Neuzeit, in: Joachim Telle (Hg.), Analecta paracelsica. Studien zum Nachleben Theophrast von Hohenheims im deutschen Kulturgebiet der frühen Neuzeit, Stuttgart 1994, S. 489–530.

Bolle 2005
Bolle, Pierre, Saint Roch de Montpellier, doublet hagiographique de saint Raco d'Autun. Un apport décisif de l'examen approfondi des incunables et imprimés anciens, in: Étienne Renard u.a. (Hg.), Scribere sanctorum gesta. Recueil d'études d'hagiographie médiévale offert à Guy Philippart, Turnhout 2005, S. 525–572.

Breuer u.a. 2003
Breuer, Tilmann / Gutbier, Reinhard / Kippes-Bösche, Christine, Die Kunstdenkmäler von Oberfranken. Stadt Bamberg. Immunitäten der Bergstadt. Bd. 2: Kaulberg, Matern und Sutte, Bamberg 2003.

Breuer u.a. 2008
Breuer, Tilmann / Gutbier, Reinhard / Ruderich, Peter, Die Kunstdenkmäler von Oberfranken. Stadt Bamberg. Immunitäten der Bergstadt 3. Jakobsberg und Altenburg, Bamberg / Berlin 2008.

Briese 2003
Briese, Olaf, Angst in den Zeiten der Cholera. Über kulturelle Ursprünge des Bakteriums, Berlin 2003.

Brinkschulte 1998
Brinkschulte, Eva, Krankenhaus und Krankenkassen. Soziale und ökonomische Faktoren der Entstehung des modernen Krankenhauses im frühen 19. Jahrhundert. Die Beispiele Würzburg und Bamberg, Husum 1998.

Broman 1996
Broman, Thomas H., The Transformation of German Academic Medicine, 1750–1820, Cambridge 1996.

Brockliss / Jones 1997
Brockliss, Laurence / Jones, Colin, The Medical World of Early Modern France, Oxford 1997.

Bulst 1996
Bulst, Neithard, Heiligenverehrung in Pestzeiten. Soziale und religiöse Reaktionen auf die spätmittelalterlichen Pestepidemien, in: Mundus in imagine. Bildersprache und Lebenswelten im Mittelalter. Festgabe für Klaus Schreiner, München 1996, S. 63–97.

Busch 1992
Busch, Helmut, Reisen zum Gesundwerden. Badereisen, in: Xenja von Ertzdorff-Kupffer (Hg.), Reisen und Reiseliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Vorträge eines interdisziplinären Symposiums vom 3.–8. Juni 1991 an der Justus-Liebig-Universität Gießen, Amsterdam 1992, S. 175–194.

Busch / Maisak / Weiheit 2013
Busch, Werner / Maisak, Petra / Weiheit, Sabine (Hg.), Verwandlung der Welt. Die romantische Arabeske, Petersberg 2013.

Coats 1933
Coats, George, The Chevalier Taylor, in: James Rutson (Hg.), Studies in the History of Ophthalmology prior to the year 1800, Cambridge 1933, S. 132–219.

Czaja / Signori 2009
Czaja, Karin / Signori, Gabriela (Hg.), Häuser – Namen – Identitäten. Beiträge zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte, Konstanz 2009.

Dauser 2007
Dauser, Regina, „Stainlin für grieß“ und andere Wundermittel – Hans Fuggers Korrespondenz über medizinische Exotica, in: Johannes Burkhardt / Franz Karg (Hg.), Die Welt des Hans Fugger (1531–1598), Augsburg 2007, S. 51–59.

Delgado / Ries 2010
Delgado, Mariano / Ries, Markus (Hg.), Karl Borromäus und die katholische Reform. Akten des Freiburger Symposiums zur 400. Wiederkehr der Heiligsprechung des Schutzpatrons der katholischen Schweiz, Fribourg / Stuttgart 2010.

Dengler-Schreiber 2005
Dengler- Schreiber, Karin, Marcus und die Nervenklinik Bamberg, in: Bericht des Historischen Vereins Bamberg 141 (2005), S. 387–402.

Dengler-Schreiber 2020
Dengler-Schreiber, Karin, „Eine musterhafte Anstalt“ – Die Nervenklinik St. Getreu, in: Ärztlicher Kreisverband Bamberg (Hg.), Bamberger Medizingeschichten. Medizingeschichtlicher Rundweg durch Bamberg, Bamberg 2020, S. 79–82.

Diefenbacher / Landois 2018
Diefenbacher, Michael / Landois, Antonia, „Hingeht die Zeit, herkommt der Todt“ – 500 Jahre Johannis- und Rochusfriedhof 1518–2018, Neustadt a.d. Aisch 2018.

Dinges 2005
Dinges, Martin, Pest und Politik in der europäischen Neuzeit, in: Mischa Meier (Hg.), Pest. Die Geschichte eines Menschheitstraumas, Stuttgart 2005, S. 283–313.

Dinzelbacher 2005
Dinzelbacher, Peter, Rochus, in: Werner E. Gerabek u.a. (Hg.), Enzyklopädie Medizingeschichte. 3 Bde., Berlin / New York 2005, Bd. 3, S. 1256.

Döllner 2020a
Döllner, Gertrud, Bamberger Badstuben, in: Ärztlicher Kreisverband Bamberg (Hg.), Bamberger Medizingeschichten. Medizingeschichtlicher Rundweg durch Bamberg. Bamberg 2020. S. 47–54.

Döllner 2020b
Döllner, Gertrud, Bamberger Apotheken, in: Ärztlicher Kreisverband Bamberg (Hg.), Bamberger Medizingeschichten. Medizingeschichtlicher Rundweg durch Bamberg, Bamberg 2020, S. 56–63.

Dormeier 1985
Dormeier, Heinrich, Venedig, St. Rochus, die Pest und die Imhoffs in Nürnberg vor und während der Reformation. Ein spätgotischer Altar in seinem religiös-liturgischen, wirtschaftlich-rechtlichen und sozialen Umfeld, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums (1985), S. 7–72.

Dormeier 1991
Dormeier, Heinrich, Venedig als Zentrum des Rochuskults, in: Volker Kapp / Frank Rutger Hausmann (Hg.), Nürnberg und Italien. Begegnungen Einflüsse und Ideen, Tübingen 1991, S. 105–127.

Dormeier 1995
Dormeier, Heinrich, „Ein geystliche ertzeney für die grausam erschrecklich pestilentz“. Schutzpatrone und frommer Abwehrzauber gegen die Pest, in: Hans Wil-

derotter / Michael Dorrmann (Hg.), Das große Sterben. Seuchen machen Geschichte, Berlin 1995, S. 54–93.

Dormeier 2003
Dormeier, Heinrich, Pestepidemien und Frömmigkeitsformen in Italien und Deutschland (14.–16. Jahrhundert), in: Manfred Jakubowski-Tiessen / Hartmut Lehmann (Hg.), Um Himmels willen. Religion in Katastrophenzeiten, Göttingen 2003, S. 14–50.

Dorrmann 1995
Dorrmann, Michael, „Das asiatische Ungeheuer". Die Cholera im 19. Jahrhundert, in: Hans Wilderotter / Michael Dorrmann (Hg.), Das große Sterben. Seuchen machen Geschichte, Berlin 1995, S. 204–251.

Dross 2011
Dross, Fritz, Vom zuverlässigen Urteilen. Ärztliche Autorität, reichsstädtische Ordnung und der Verlust „armer Glieder Christi" in der Nürnberger Sondersiechenschau, in: Medizin, Gesellschaft und Geschichte 29 (2011), S. 9–46.

Dross / Kinzelbach 2011
Dross, Fritz / Kinzelbach, Annemarie, „nit mehr alls sein burger, sonder alls ein frembder". Fremdheit und Aussatz in frühneuzeitlichen Reichsstädten, in: Medizinhistorisches Journal 46/1 (2011), S. 1–23.

Dünninger/Schemmel 1970
Dünninger, Josef / Schemmel, Bernhard, Bildstöcke und Martern in Franken, Würzburg 1970.

Eckart 2005
Eckart, Wolfgang U., Geschichte der Medizin. Fakten, Konzepte, Haltungen, 6. Aufl. Heidelberg 2009.

Eckart 2019a
Eckart, Wolfgang Uwe, Brownianismus, in: Enzyklopädie der Neuzeit Online, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_249229 (abgerufen am 06.01.2023).

Eckart 2019b
Eckart, Wolfgang Uwe, Cholera, in: Enzyklopädie der Neuzeit Online, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_251665 (abgerufen am 05.11.2022).

Esch 2016
Esch, Claudia, Zwischen Institution und Individuum. Bürgerliche Handlungsspielräume im mittelalterlichen Bamberg, Würzburg 2016.

Exner u.a. 2019
Exner, Matthias / Ruderich, Peter u.a., Die Kunstdenkmäler von Oberfranken. Stadt Bamberg. Theuerstadt und nordöstliche Stadtweiterung, Teilband I.1, Bamberg / München 2019.

Flachenecker / Kießling 2005
Flachenecker, Helmut / Kießling, Rolf (Hg.), Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Untersuchungen zur Ausbreitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, München 2005.

Fleith 1992
Fleith, Barbara, Rochus, in: Karl Ruh u.a. (Hg.), Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Begr. von Wolfgang Stammler, fortgeführt von Karl Langosch. 2., völlig neu bearb. Auflage, Berlin u.a. 1978–2008, Bd. 8 (1992), Sp. 118–121.

Flurschütz 1965
Flurschütz, Hildegard, Die Verwaltung des Hochstifts Würzburg unter Franz Ludwig von Erthal (1779–1795), Würzburg 1965.

Friess 2012
Friess, Peer, Das ‚Heilige Feuer'. Umweltgeschichtliche Aspekte eines medizinischen Phänomens, in: Rolf Kießling / Wolfgang Scheffknecht (Hg.), Umweltgeschichte in der Region, Konstanz 2012, S. 239–285.

Fürbeth 1994
Fürbeth, Frank, Zur Bedeutung des Bäderwesens im Mittelalter und der frühen Neuzeit, in: Heinz Dopsch / Peter F. Kramml (Hg.), Paracelsus und Salzburg. Vorträge bei den Internationalen Kongressen in Salzburg und Badgastein anläßlich des Paracelcus-Jahres 1993, Salzburg 1994, S. 463–488.

Gahn 1893
Gahn, Carl, Beiträge zur Quellengeschichte des Bamberger Civil- und Kriminalrechts, o.O. 1893.

Gatz 1996
Gatz, Erwin (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches. Ein biographisches Lexikon. Bd. 2: 1448 bis 1648, Berlin 1996.

Geißler 2019
Geißler, Jonas, Regionale Formen europäischer Aufklärung zum Diskurs der Moderne in geistlichen Staaten. Aufklärung in den Hochstiften Bamberg und Würzburg, München 2019.

Gerabek 2003
Gerabek, Werner E., Röschlaub, Andreas, in: Neue Deutsche Biographie 21 (2003), S. 738.

Gerike 2004
Gerike, Ingrid, Das Gästebuch des Allgemeinen Krankenhauses Bamberg, in: Bericht des Historischen Vereins Bamberg 140 (2004), S. 374–380.

Geyer 1909
Geyer, Karl, Die öffentliche Armenpflege im kaiserlichen Hochstift Bamberg mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Bamberg, Bamberg 1909.

Gunnoe / Daniel 2020
Gunnoe, Charles D. Jr. / Daniel, Dane T., Anti-Paracelsianism from Conrad Gessner to Robert Boyle. A Confessional History, in: Daphnis 48 (2020), S. 104–139.

Gunzelmann 2012
Gunzelmann, Thomas, Die Kunstdenkmäler von Oberfranken. Stadt Bamberg. Stadtdenkmal und Denkmallandschaft. Bd. 1: Stadtentwicklungsgeschichte, Bamberg / München 2012.

Gutberlet 2021
Gutberlet, Bernd Ingmar, Heimsuchung. Seuchen und Pandemien – vom Schrecken zum Fortschritt, München 2021.

GW
Gesamtkatalog der Wiegendrucke. Hrsg. von der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke, Leipzig bzw. Stuttgart/Berlin/New York 1925ff. URL: http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de (letzter Zugriff am 15.01.2023).

Häberlein 2017
Häberlein, Mark, Johann Wolfgang von Goethe, Adalbert Friedrich Marcus und die Bamberger Medizin, in: Jahrbuch Literatur und Medizin 9 (2017), S. 13–44.

Häberlein 2018
Häberlein, Mark, Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816), in: Erich Schneider (Hg.), Fränkische Lebensbilder, Bd. 25, Neustadt a.d. Aisch 2018, S. 145–166.

Häberlein / Prussat 2018
Häberlein, Mark / Prussat, Margrit (Hg.), Eine Wissenschaft im Umbruch. Andreas Röschlaub (1768–1835) und die deutsche Medizin um 1800, Bamberg 2018.

Häberlein / Schmölz-Häberlein 2016
Häberlein, Mark / Schmölz-Häberlein Michaela, Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin, Würzburg 2016.

Häberlein / Schmölz-Häberlein 2018
Häberlein, Mark / Schmölz-Häberlein Michaela, Georg Wilhelm Friedrich Hegels Bamberger Netzwerk, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 81/3 (2018), S. 627–655.

Häberlein / Staudenmaier 2012
Häberlein, Mark / Staudenmaier, Johannes, Bamberg, in: Wolfgang Adam / Siegrid Westphal (Hg.), Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. Städte und Residenzen im alten deutschen Sprachraum. Bd. 1: Augsburg – Gottorf, Berlin 2012, S. 51–87.

Häberlein / Walter 2023
Häberlein, Mark / Walter, Tilmann: Sigismund Schnitzer (ca. 1560/65–1622). Ärztliche Praxis, Heilkunst und Naturaneignung in einer süddeutschen Bischofsstadt, in: Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte 107 (2023), S. 1–45.

Harrington 2014
Harrington, Joel F., Die Ehre des Scharfrichters. Meister Frantz oder ein Henkersleben im 16. Jahrhundert, Darmstadt 2014.

Hasselbeck 2021
Hasselbeck, Johannes, *dan der krig ist ein wüdtentes tihr*. Der Dreißigjährige Krieg und die Bewältigung seiner Folgen in Bamberg 1632–1693, Baden-Baden 2021.

Hatje 1992
Hatje, Frank, Leben und Sterben im Zeitalter der Pest. Basel im 15. bis 17. Jahrhundert, Basel 1992.

Henn 2011
Henn, Volker, Apothekerdienstbriefe, Apothekenordnungen und Arzneitaxen. Quellen städtischer Gesundheitspolitik des späten Mittelalters, in: Rudolf Holbach / Michael Pauly (Hg.), Städtische Wirtschaft im Mittelalter. Festschrift für Franz Irsigler zum 70. Geburtstag, Köln / Wien 2011, S. 149–178.

Henig 1997
Henig, Eva-Maria, 200 Jahre Pockenimpfstoff in Deutschland, Stuttgart 1997.

Henning 1989
Henning, Aloys, Joseph Hillmer. Okulist, Professor, Scharlatan im friderizianischen Berlin, Berlin 1989.

Henning 1993
Henning, Aloys, Reisende und seßhafte Okulisten im 18. Jahrhundert, in: Klinische Monatsblätter der Augenheilkunde 202 (1993), S. 329–341.

Hergemöller 2001
Hergemöller, Bernd-Ulrich (Hg.), Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Ein Hand- und Studienbuch, 3. Aufl. Warendorf 2001.

Hersche 2006
Hersche, Peter, Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter. Erster Teilband, Freiburg / Basel / Wien 2006.

Hilber / Taddei 2021
Hilber, Marina / Taddei, Elena (Hg.), In fürstlicher Nähe – Ärzte bei Hof (1450–1800), Innsbruck 2021.

Holzem 2015
Holzem, Andreas, Christentum in Deutschland 1550–1850. Konfessionalisierung – Aufklärung – Pluralisierung, Bd. 1, Paderborn u.a. 2015.

Horn 1878
Horn, Gustav von, Geschichte der Apotheken zu Bamberg, Halle 1878.

Humberg 2007
Humberg, Oliver, Notizen zur Vita Hennung Scheunemanns, in: Johann Thölde, Examen Und Ivdicivm deß weitbeschrienen Brunnens in der Chur Sachsen anderthalbe meylen von der wolberümbten Bergstatt Schneberg gelegen, welcher von alters her Danenbron genandt, Freiberg 2007, S. 45–50.

Humphreys 2011
Humphreys, Nicola, Der Fränkische Kreistag 1650–1740 in kommunikationsgeschichtlicher Perspektive, Würzburg 2011.

Jackson 1968
Jackson, David, Bach, Handel and the Chevalier Taylor, in: Medical History 12 (1968), S. 385–393.

Jähne 2013
Jähne, Manfred, Eisenbarth als Okulist, in: Ludwig Schießl u.a. (Hg.), Doktor Eisenbarth (1663–1727), ein Meister seines Fachs. Medizinhistorische Würdigung des barocken Wanderarztes zum 350. Geburtstag, Baden-Baden 2013, S. 192–228.

Jütte 1991
Jütte, Robert, Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der Frühen Neuzeit, München 1991.

Jütte 2013
Jütte, Robert, Krankheit und Gesundheit in der Frühen Neuzeit, Stuttgart 2013.

Keil 2005a
Keil, Gundolf, Brunschwig, Hieronymus, in: Werner E. Gerabek u.a. (Hg.), Enzyklopädie Medizingeschichte, 3 Bde., Berlin / New York 2005, Bd. 1, S. 217.

Keil 2005b
Keil, Gundolf, Englischer Schweiß, in: Werner E. Gerabek u.a. (Hg.), Enzyklopädie Medizingeschichte, 3 Bde., Berlin / New York 2005, Bd. 1, S. 355f.

Kerscher 2011
Kerscher, Wolfram, Der preußische Weg zum Impfzwang. Die Entwicklung der preußischen Pockenschutzgesetzgebung 1750–1874, Baden-Baden 2011.

Kinzelbach 2006
Kinzelbach, Annemarie, Infection, Contagion and Public Health in Late Medieval and Early Modern German Imperial Towns, in: Journal for the History of Medicine and Allied Sciences 61 (2006), S. 369–389.

Kist 1943
Kist, Johannes, Das Bamberger Domkapitel von 1399 bis 1556. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Verfassung, seines Wirkens und seiner Mitglieder, Weimar 1943.

Knefelkamp 1998
Knefelkamp, Ulrich, Das Verhalten von Ärzten in Zeiten der Pest (14.–18. Jh.), in: Jan C. Joerden (Hg.), Der Mensch und seine Behandlung in der Medizin. Bloß ein Mittel zum Zweck? Berlin 1998, S. 13–40.

Kohler-Gering 2022
Kohler-Gering, Eleonora, Leben im Alter vom 16. bis 19. Jahrhundert, Stuttgart 2022.

Leven 2005
Leven, Karl-Heinz, Von Ratten und Menschen – Pest, Geschichte und das Problem der retrospektiven Diagnose, in: Mischa Meier (Hg.), Pest. Die Geschichte eines Menschheitstraumas, Stuttgart 2005, S. 11–32.

Lindemann 2013
Lindemann, Mary, Medicine and Society in Early Modern Europe, 2. Aufl. Cambridge 2013.

Looshorn 1903
Looshorn, Johann, Die Geschichte des Bisthums Bamberg. Bd. 5: Das Bisthum Bamberg von 1556–1622, Bamberg 1903.

McLean 2007
McLean, Matthew, The Cosmographia of Sebastian Münster. Describing the World in the Reformation, London / New York 2007.

Mat'a 2019
Mat'a, Petr, Ständegesellschaft, in: Enzyklopädie der Neuzeit Online, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_357495 (abgerufen am 06.01.2023).

Mauelshagen 2005
Mauelshagen, Franz, Pestepidemien im Europa der Frühen Neuzeit (1500–1800), in: Mischa Meier (Hg.), Pest. Die Geschichte eines Menschheitstraumas, Stuttgart 2005, S. 237–265.

Midelfort 1994
Midelfort, H.C. Erik, Mad Princes of Renaissance Germany, Charlottesville / London 1994.

Moran 2007
Moran, Bruce T., Andreas Libavius and the Transformation of Alchemy. Separating Chemical Cultures with Polemical Fire, Sagamore Beach (Cal.) 2007.

Müller 2015
Müller, Klaus M., Die Pest. Pestheilige, Pestkapellen, Pestsäulen. Von himmlischer Hilfe in irdischer Not, Wallerstein 2015.

Murken 1988
Murken, Axel Hinrich, Vom Armenhospital zum Großklinikum. Die Geschichte des Krankenhauses vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Köln 1988.

Neigebaur 1860
Neigebaur, Johann Daniel Ferdinand, Geschichte der kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher während des zweiten Jahrhunderts ihres Bestehens, Jena 1860.

Neumaier 2013
Neumaier, Marco, „In disen sterbenden leuffen". Deutsche und englische Ratgeberliteratur zur Seuchenbekämpfung im 16. Jahrhundert, in: Jörg Vögele (Hg.), Epidemien und Pandemien in Historischer Perspektive, Freiburg i. Br. 2013, S. 305–324.

Nowosadtko 1994
Nowosadtko, Jutta, Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier „unehrlicher Berufe" in der Frühen Neuzeit, Paderborn 1994.

Nutton 2022
Nutton, Vivian, Renaissance Medicine. A Short History of European Medicine in the Sixteenth Century, London / New York 2022.

Ober 1969
Ober, William, Bach, Handel and „Chevalier" John Taylor, M.D. Ophthalmiator, in: New York State Journal of Medicince 69/12 (1969), S. 1797–1807.

Panse 2012
Panse, Melanie, Hans von Gersdorffs „Feldbuch der Wundarznei". Produktion, Präsentation und Rezeption von Wissen, Wiesbaden 2012.

Pfotenhauer 2016
Pfotenhauer, Bettina, Nürnberg und Venedig im Austausch. Menschen, Güter und Wissen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, Regensburg 2016.

Porter 1986
Porter, Roy, Before the Fringe: Quack Medicine in Georgian England, in: History Today 36/11 (1986), S. 16–22.

Porter 1989
Porter, Roy, Health for Sale. Quackery in England 1660–1850, Manchester / New York 1989.

Porter 2002
Porter, Roy, Blood and Guts: A Short History of Medicine, London 2002.

Porzelt 2000
Porzelt, Carolin, Die Pest in Nürnberg. Leben und Herrschen in Pestzeiten in der Reichsstadt Nürnberg (1562–1713), St. Ottilien 2000.

Reddig 2013
Reddig, Wolfgang F., Fürsorge und Stiftungen in Bamberg im 19. und 20. Jahrhundert, Bamberg 2013.

Reindl 1969
Reindl, Alwin, Die vier Immunitäten des Domkapitels zu Bamberg. Ein Beitrag zu ihrer allgemeinen geschichtlichen Entwicklung, Verwaltung und Rechtsprechung, Bamberg 1969.

Renner 1967
Renner, Michael, Zur wirtschaftlichen Grundlage und Leistung des Bamberger Allgemeinen Krankenhauses. Von seiner Gründung bis zum Beginn der bayerischen Herrschaft 1789-1803, in: Bayerisches Ärzteblatt 22/1 (1967), S. 46–70.

Renner 1969
Renner, Michael, Bamberg als medizinisches Zentrum Oberfrankens und Bayerns im frühen 19. Jahrhundert. Medizinisch-chirurgische Schule – Irrenhaus – Kranken- und Versorgungshäuser, in: Bayerisches Ärzteblatt 24/3 (1969), S. 250–267.

Reusch 1889
Reusch, Heinrich, Roßhirt, Johann Eugen, in: Allgemeine Deutsche Biographie 29 (1889), S. 259f. Online-Ausgabe: URL: https://www.deutsche-biographie.de/pnd123165172.html#adbcontent.

Risse 1991
Risse, Guenter B., John Brown (1735–1788), in: Dietrich von Engelhardt / Fritz Hartmann (Hg.), Klassiker der Medizin. Bd. 2: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker, München 1991, S. 4–36.

Roeck 1993
Roeck, Bernd, Außenseiter, Randgruppen, Minderheiten. Fremde im Deutschland der Frühen Neuzeit, Göttingen 1993.

Rupprecht 2012
Rupprecht, Klaus, Das Bamberger Domkapitel. Die Herren des Doms, in: Norberg Jung / Wolfgang F. Reddig (Hg.), 1000 Jahre Kaiserdom Bamberg. Dem Himmel entgegen, Petersberg 2012, S. 115–126.

Sailer 1970
Sailer, Karl Ludwig, Die Gesundheitsfürsorge im alten Bamberg, Diss. med. Erlangen-Nürnberg 1970.

Sander 1989
Sander, Sabine, Handwerkschirurgen. Sozialgeschichte einer verdrängten Berufsgruppe, Göttingen 1989.

Schemmel 1989
Schemmel, Bernhard, Das Allgemeine Krankenhaus Fürstbischof Franz Ludwig von Erthals in Bamberg von 1789. Ausstellung der Staatsbibliothek Bamberg, 2. Aufl. Bamberg 1989.

Schemmel 1995
Schemmel, Bernhard, Das Bamberger Allgemeine Krankenhaus von 1789, in: Renate Baumgärtel-Fleischmann (Hg.), Franz Ludwig von Erthal. Fürstbischof von Bamberg und Würzburg 1779–1795, Bamberg 1995, S. 155–169.

Schenker 2015
Schenker, Andreas, Die Bevölkerungsentwicklung in Bamberg 1758–1804. Quellen, Verfahren und Daten, in: Bericht des Historischen Vereins Bamberg 151 (2015), S. 185–210.

Schlenkrich 2013
Schlenkrich, Elke, Gevatter Tod. Pestzeiten im 17. und 18. Jahrhundert im sächsisch-schlesisch-böhmischen Vergleich, Leipzig / Stuttgart 2013.

Schlodder u.a. 2022
Schlodder, Benjamin / Schmitz, Christina / Wagner, Bettina / Bunzel, Wolfgang (Hg.), Unheimlich Fantastisch – E.T.A. Hoffmann 2022. Begleitbuch zur Ausstellung, Leipzig 2022.

Schmölz-Häberlein / Häberlein 2016
Schmölz-Häberlein, Michaela / Häberlein, Mark, Die medizinische Bibliothek des Adalbert Friedrich Marcus. Privater Buchbesitz und ärztliches Wissen in Bamberg um 1800, Bamberg 2016.

Schramm 1985
Schramm, Petra, Die Quacksalber. Heilkünstler und Scharlatane. Ein dokumentarischer Bildband, Wiesbaden 1985.

Schuster 2022
Schuster, Isabel, „Qui dat videre, dat vivere“ – Der Okulist John Taylor (1703–1770/72) und seine „Heilkunst“, unveröffentlichte Masterarbeit, Universität Bamberg 2022.

Schwartz / Leffler 2015
Schwartz, Stephen G. / Leffler, Christopher T. u.a., The Taylor Dynasty: Three Generations of 18th–19th Century Oculists, in: History of Ophthalmology International 1 (2015), S. 67–81.

Seelbach 2007
Seelbach, Kirsten Renate, In dieser harten und sterbenden Zeit. Maßnahmen gegen die Pest 1620–1750, Marburg 2007.

Seitz 1886
Seitz, N.N., Pfeufer, Christian, in: August Hirsch (Hg.), Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker, Bd. 4, Wien / Leipzig 1886, S. 552f.

Söhner 2022
Söhner, Felicitas, Seuchen (bis 1800). in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Seuchen_(bis_1800).

Sonntag 2014
Sonntag, Marcus, Pockenimpfung und Aufklärung. Die Popularisierung der Inokulation und Vakzination. Impfkampagne im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Bremen 2014.

Sörries 2009
Sörries, Reiner, Ruhe sanft. Kulturgeschichte des Friedhofs, Kevelaer 2009.

Spörlein 2004
Spörlein, Bernhard, Die ältere Universität Bamberg (1648–1803). Studien zur Institutionen- und Sozialgeschichte, 2 Bde., Berlin 2004.

Spörlein 2018
Spörlein, Bernhard, Die Medizinische Fakultät der älteren Universität Bamberg und Röschlaubs Bamberger Laufbahn, in: Mark Häberlein / Margrit Prussat (Hg.), Eine Wissenschaft im Umbruch. Andreas Röschlaub (1768–1835) und die deutsche Medizin um 1800, Bamberg 2018, S. 23–63.

Staudenmaier 2012
Staudenmaier, Johannes, Gute Policey in Hochstift und Stadt Bamberg. Normgebung, Herrschaftspraxis und Machtbeziehungen vor dem Dreißigjährigen Krieg, Frankfurt am Main 2012.

Stein 2003
Stein, Claudia, Die Behandlung der Franzosenkrankheit in der Frühen Neuzeit am Beispiel Augsburgs, Stuttgart 2003.

Stein 2020
Stein, Claudia, Of Invisible Boundaries: Bodies, Plagues, and Healers, in: B. Ann Tlusty / Mark Häberlein (Hg.), A Companion to Late Medieval and Early Modern Augsburg, Leiden / Boston 2020, S. 46–68.

Sticker 1934
Sticker, Georg, Entwicklungsgeschichte der Medizinischen Fakultät an der Alma Mater Julia, in: Max Buchner (Hg.), Aus der Vergangenheit der Universität Würzburg. Festschrift zum 350jährigen Bestehen der Universität, Heidelberg 1934, S. 383–756.

Stolberg 1986
Stolberg, Michael, Heilkunde zwischen Staat und Bevölkerung. Angebot und Annahme medizinischer Versorgung in Oberfranken im frühen 19. Jahrhundert, München 1986.

Stolberg 2021
Stolberg, Michael, Gelehrte Medizin und ärztlicher Alltag in der Renaissance, Berlin 2021.

Stolz 1992
Stolz, Susanne, Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg 1992.

Strothmann 2005
Strothmann, Jürgen, Der Schwarze Tod – Politische Folgen und die Krise des Spätmittelalters, in: Mischa Meier (Hg.), Pest. Die Geschichte eines Menschheitstraumas, Stuttgart 2005, S. 179–198.

Stuart 1999
Stuart, Kathy, Defiled Trades and Social Outcasts. Honor and Ritual Pollution in Early Modern Germany, Cambridge u.a. 1999.

Studt 2001
Studt, Birgit, Die Badenfahrt. Ein neues Muster der Badepraxis und Badegeselligkeit im deutschen Spätmittelalter, in: Michael Matheus (Hg.), Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit, Stuttgart 2001, S. 33–52.

Sturm 2014
Sturm, Patrick, Leben mit dem Tod in den Reichsstädten Esslingen, Nördlingen und Schwäbisch Hall. Epidemien und deren Auswirkungen vom frühen 15. bis zum frühen 17. Jahrhundert, Ostfildern 2014.

Tournoy 1970
Tournoy, Gilbert, Francesco Diedo, Venetian Humanist and Politician of the Quattrocento, in: Humanistica Lovaniensia 19 (1970), S. 201–234.

Tsouyopoulos 1982
Tsouyopoulos, Nelly, Andreas Röschlaub und die Romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin, Stuttgart 1982.

Ulbricht 2004a
Ulbricht, Otto, Pesthospitäler in deutschsprachigen Gebieten in der Frühen Neuzeit. Gründung, Wirkung und Wahrnehmung, in: Ders. (Hg.), Die leidige Seuche. Pest-Fälle in der frühen Neuzeit, Köln / Weimar / Wien 2004, S. 96–132.

Ulbricht 2004b
Ulbricht, Otto, Die Pest medizinisch/medizinhistorisch, in: Ders. (Hg.), Die leidige Seuche. Pest-Fälle in der frühen Neuzeit, Köln / Weimar / Wien 2004, S. 326–332.

Unterkircher 2021
Unterkircher, Alois, Die Fotoserie aus der „Königlich Bayerischen Zentralimpfanstalt“ in München (ca. 1914). Potentiale einer visuellen „Kulturgeschichte des Impfens“, in: Elisabeth Dietrich-Daum / Marina Hilber / Elisabeth Lobenwein (Hg.) Kulturgeschichte(n) der Impfung, Leipzig 2021, S. 147–167.

Vasold 1991
Vasold, Manfred, Pest, Not und schwere Plagen. Seuchen und Epidemien vom Mittelalter bis heute, München 1991.

Vasold 2008
Vasold, Manfred, Grippe, Pest und Cholera. Eine Geschichte der Seuchen in Europa, Stuttgart 2008.

Wachter 1908
Wachter, Friedrich, General-Personal-Schematismus der Erzdiözese Bamberg 1007–1907. Eine Beigabe zum Jubeljahre der Bistumsgründung, Bamberg 1908.

Wade 2008
Wade, Nicholas, Chevalier John Taylor, Ophthalmiater, in: Perception 37 (2008), S. 969–972.

Walter 2012
Walter, Tilmann, New Light on Antiparacelsianism (c. 1570–1610): The Medical Republic of Letters and the Idea of Progress in Science, in: Sixteenth Century Journal 43 (2012), S. 701–725.

Walter 2018
Walter, Peter, Ein Gedicht des Mainzer Humanisten Dietrich Gresemund des Jüngeren zu Ehren des hl. Rochus, in: Winfried Wilhelmy (Hg.), Bibliothecarius Martinianus. Geisteswissenschaftliche Studien im Umfeld der Mainzer Martinus-Bibliothek. Festgabe für Helmut Hinkel zum 75. Geburtstag, Mainz/Würzburg 2018, S. 43–54.

Walter 2022
Walter, Tilmann, Pietro Perna und die Krise des medizinischen Humanismus. Wie das Basler Druckereigeschäft um 1570 für den Aufstieg des Paracelsismus sorgte, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertum 122 (2022), S. 67–100.

Webster 2008
Webster, Charles, Paracelsus: Medicine, Magic and Mission at the End of Time, New Haven / London 2008.

Weis 1997
Weis, Kathrin, Das Klinikum Bamberg und seine Vorläufer, Bamberg 1997.

Weiß 2000
Weiß, Dieter J., Das exemte Bistum Bamberg. Die Bischofsreihe von 1522 bis 1693, Berlin / New York 2000.

Weiß 2010
Weiß, Dieter J., Bamberg, Hochstift: Territorium und Struktur, in: Historisches Lexikon Bayerns, publiziert am 08.03.2010, URL: <https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Bamberg,_Hochstift:_Territorium_und_Struktur>.

Welter 2004
Welter, Birgit Maria, Einfluss des Katarakt-Grades auf die optische Biometrie, Diss. med. Würzburg 2004.

Wenning 2015
Wenning, Svenja, Joachim II. Camerarius (1534–1598). Eine Studie über sein Leben, seine Werke und seine Briefwechsel, Duisburg 2015.

Wessel 2004
Wessel, Günther, Von einem, der daheim blieb, die Welt zu entdecken. Die Cosmographia des Sebastian Münster oder Wie man sich vor 500 Jahren die Welt vorstellte, Frankfurt am Main / New York 2004.

Wiesemann 2012
Wiesemann, Gabriele, Bauten der Verwaltung, des Fürsorgewesens und der Bildung, in: Thomas Gunzelmann (Hg.), Die Kunstdenkmäler von Oberfranken. Stadt Bamberg. Stadtdenkmal und Denkmallandschaft. Bd. 2: Stadtdenkmal, Bamberg/München 2012, S. 1667–1713.

Wiesing 1995
Wiesing, Urban, Kunst oder Wissenschaft? Konzeptionen der Medizin in der Zeit der deutschen Romantik, Stuttgart / Bad Cannstatt 1995.

Wilderotter 1995
Wilderotter, Hans, „Alle dachten, das Ende der Welt sei gekommen". Vierhundert Jahre Pest in Europa, in: Hans Wilderotter / Michael Dorrmann (Hg.), Das große Sterben. Seuchen machen Geschichte, Berlin 1995, S. 12–53.

Winkle 1997
Winkle, Stefan, Kulturgeschichte der Seuchen, Düsseldorf 1997.

Wolff 1995
Wolff, Eberhard, „Triumph! Getilget ist des Scheusals lange Wuth". Die Pocken und der hindernisreiche Weg ihrer Verdrängung durch die Pockenschutzimpfung, in: Hans Wilderotter / Michael Dorrmann (Hg.), Das große Sterben. Seuchen machen Geschichte, Berlin 1995, S. 158–189.

Wolff 2021
Wolff, Katharina, Die Theorie der Seuche. Krankheitskonzepte und Pestbewältigung im Mittelalter, Stuttgart 2021.

Wunder 1853
Wunder, Friedrich, Die Siechen- und Pesthäuser in Bamberg, in: Bericht des Historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg 16 (1853), S. 148–198.

Wüst 2007
Wüst, Wolfgang, Das Hochstift Bamberg als regionale frühmoderne Territorialmacht. Charakteristika eines Geistlichen Staates in Franken, in: Bericht des Historischen Vereins Bamberg 143 (2007), S. 281–308.

Zink 2020
Zink, Robert, Die Sozial- und Medizinalpolitik Franz Ludwig von Erthals 1779–1795 in Bamberg. in: Ärztlicher Kreisverband Bamberg (Hg.). Bamberger Medizingeschichten. Medizingeschichtlicher Rundweg durch Bamberg, Bamberg 2020, S. 74–78.

Personenregister

Amman, Jost
13, 37, 41

Aschhausen, Johann Gottfried von
12, 14, 18, 59f.

Bach, Johann Sebastian
68

Benedikt XIV. (Papst)
69

Berg, Marquard vom (II.)
29

Bertuch, Friedrich Justin
73

Boerhaave, Herman
68

Boxberger, Georg Franz
40

Brown, John
79

Brunschwig, Hieronymus
37

Bullinger, Heinrich
58

Buseck, Christoph Franz von
20, 76

Camerarius, Joachim (der Jüngere)
29, 56

Camerarius, Joachim (der Ältere)
56

Carchesio, Valentino
53

Chauliac, Guy de
33

Cheselden, William
68

Chesne, Joseph du
60

Crato, Johannes
59

Dernbach, Peter Philipp von
12, 16, 18

Diedo, Francesco (Diedus, Franciscus)
24, 26

Diruff, Carl Jacob Joseph
84, 85

Dorn, Anton
20

Droet, Pierre
53

Ehrenberg, Philipp Adolph von
29

Eisenbarth, Johann Andreas
68

Erastus, Thomas
58

Erthal, Franz Ludwig von
10, 14, 19f., 71–73, 76, 79

Erthal, Friedrich Karl Joseph von
73

Eyb, Martin von
12, 15–18, 49

Feyerer, Jakob
29

Fink, Johann Lorenz
71, 76

Fracastoro, Girolamo
44

Franziskus von Assisi (Heiliger)
25

Freyberg, Ferdinand von
29

Fuchs von Dornheim, Johann Georg II.
15, 17

Galen
54, 58

Garzoni, Tommaso
38

Gebsattel, Johann Philipp von
12, 15, 17–19, 28, 33, 43–47, 57–59

Geigel, Johann Philipp
71

Gersdorff, Hans von
32, 33

Gertner, Georg Christoph
65

Gresemund, Dietrich (der Jüngere)
26

Haas, Caroline
80

Händel, Georg Friedrich
68

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
73, 84

Heinrich, Ernst
29f.

Hippokrates
16, 54

Hoffmann, Ernst Theodor Wilhelm
72

Hohenheim, Theophrast von (Paracelsus)
19, 56–61

Horitz, Anton
53, 56f.

Hornung, Johann
6, 57, 60

Hufeland, Christoph Wilhelm
79f.

Imhoff, Franz
26

Imhoff, Peter I.
25

Imhoff, Konrad
26

Jenner, Edward
72, 83

Johann Casimir von Sachsen-Coburg
58

Karl V. (Kaiser)
64

Karl Borromäus (Heiliger)
25

Kepser, Sixtus
14

Kraus, Valentin
30

Leydl, Gregor
33f., 36

Libavius, Andreas
58–62

Lips, Johann Jakob
72

Loßkornin, Magaretha
65

Luther, Martin
25

Marc, Karl Moritz
72

Marcus, Adalbert Friedrich
19–21, 72f., 76, 79–81, 83f., 89

Matthäi, Carl Christian
80

Maximilian IV. Joseph (Herzog von Bayern)/ Maximilian I. Joseph (König von Bayern)
72, 76

Mengersdorf, Ernst von
38, 49, 53, 57

Montagu, Mary Wortley
83

Morata, Olympia
53

Münster, Sebastian
31

Mutschele, Martin
16

Napoleon I. Bonaparte
20

Neureuther, Eugen Napoleon
76, 77

Neureuther, Ludwig
76

Peinkoffer, Wolfgang
15

Pfeufer, Christian
89, 90

Philipp V. (König von Frankreich)
31

Phipps, James
83

Puollamer, Johannes
14f., 17f., 21, 53–55

Redwitz, Weigand von
11–18, 32

Reider, Martin Joseph von
38

Reinhardt, Andreas (der Jüngere)
68f.

Reisinger, Franz
81

Rochus von Montpellier (Heiliger)
16, 24, 25, 26

Röschlaub, Andreas
20f., 79–82

Roßhirt, Johann Eugen
87f., 90

Rubinger, Johann
29

Ruhmfeldt, Carl Friedrich
69

Ruland, Martin (der Ältere)
60

Ryche, Paul
68f.

Sachs, Hans
37

Salver, Johann
11

Schaumberg, Martin von
28

Schedel, Hartmann
26

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph
72, 80

Schenk von Limpurg, Georg III.
32, 64

Schenk von Stauffenberg, Marquard Sebastian
16

Scheunemann, Henning
8, 19, 21, 46f., 56–60

Schilling, Adam
14f., 17f., 21, 48–52

Schmidt, Franz
63

Schnitzer, Sigismund
13, 21, 56–61

Schönborn, Friedrich Karl von
66

Schönborn, Lothar Franz von
14

Schöpfer, Franziska
72

Schott, Philipp
11

Schramm, Johann Sebastian
40

Schwarzenberg, Johann von
63

Sebastian (Heiliger)
16, 24

Seckendorff, Christoph von
29

Seinsheim, Adam Friedrich von
19

Sippel (Familie)
40

Speyer, Friedrich
72

Stadion, Franz Konrad von
32

Taylor, John
67–69

Thölde, Johann
59

Thüngen, Neidhart von
13, 29, 53, 56

Vesalius, Andreas
66

Virdung von Hartung, Otto Philipp
65f.

Voit von Rieneck, Philipp Valentin
12, 15f., 18

Voit von Salzburg, Melchior Otto
12

Weigand, Joseph
83f.

Weyer, Johann
60f.

Wolfenstein, Gottfried von
29

Würtzburg, Veit II. von
12, 49

Zobel von Giebelstadt, Johann Georg I.
29, 49

Zweidler, Peter
33f.

Signaturen der Exponate

Bamberg, Staatsarchiv	
B 26c, Nr. 128a	Kat.-Nr. 11, 12, 14, 19
B 86 (Domkapitel Bamberg), Nr. 219	Kat.-Nr. 2
Hochstift Bamberg, Hofkammer 1067	Kat.-Nr. 15
Zent- und Fraischgericht, Nr. 126	Kat.-Nr. 25
Bamberg, Staatsbibliothek	
57 B 11	Kat.-Nr. 7
Ch.q.10-a	Kat.-Nr. 22
Gem.64	Kat.-Nr. 30
HV.H.Bav.165	Kat.-Nr. 36
HV.H.Bbg.27#1	Kat.-Nr. 10
HV.H.Bbg.457	Kat.-Nr. 32
HV.H.Bbg.513	Kat.-Nr. 8
HV.Msc.57	Kat.-Nr. 9
Inc.typ.Ic.I.35	Kat.-Nr. 4
Inc.typ.L.I.30	Kat.-Nr. 6
Inc.typ.Q.XVI.41#7	Kat.-Nr. 1
JH.Coll.leg.f.4	Kat.-Nr. 24
JH.Eph.q.36(1801	Kat.-Nr. 35
JH.Geogr.f.3	Kat.-Nr. 3
JH.Inc.typ.IV.260	Kat.-Nr. 8
Misc.med.o.442#0	Kat.-Nr. 39
Misc.med.o.442#4	Kat.-Nr. 37
Misc.med.o.448	Kat.-Nr. 18
RB.Bg.o.48-z	Kat.-Nr. 31
RB.Com.med.o.26	Kat.-Nr. 38
RB.Com.med.q.19	Kat.-Nr. 20
RB.Com.med.q.20	Kat.-Nr. 16
RB.Com.med.q.23-a	Kat.-Nr. 23
RB.Com.med.q.25	Kat.-Nr. 26
RB.Com.med.q.5-b	Kat.-Nr. 13
RB.Ep.q.2	Kat.-Nr. 21
RB.Eph.2(1768	Kat.-Nr. 27
RB.Eph.2(1778	Kat.-Nr. 29
RB.H.Bbg.o.70	Kat.-Nr. 32
RB.Pharm.q.1	Kat.-Nr. 17
V A 331m	Kat.-Nr. 33
V B 71	Kat.-Nr. 34
VIII B 48	Kat.-Nr. 5
Ingolstadt, Deutsches Medizinhistorisches Museum	
Porträtsammlung, GP/2342	Kat.-Nr. 28

Autorinnen und Autoren

Lisa-Marie Brüning
studiert im dritten Semester Grundschullehramt Geschichte, Erziehungswissenschaften, Didaktikkombination an der Universität Bamberg.

Muriel Gantner
studiert im dritten Semester Gymnasiales Lehramt Englisch, Geschichte, Erziehungswissenschaften an der Universität Bamberg.

Susanna Göhring
studiert im dritten Semester Grundschullehramt Geschichte, Erziehungswissenschaften, Didaktikkombination und im zweiten Semester das Erweiterungsstudium für Individuelle Förderung von Schülerinnen und Schülern an der Universität Bamberg.

Mark Häberlein, Prof. Dr.
ist Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte an der Universität Bamberg.

Johann Ibel, Dr. med.
studiert Geschichte im Hauptfach an der Universität Bamberg (Master, 3. Semester).

Oliver Kruk
ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte an der Universität Bamberg, wo er seine Dissertation im Rahmen eines DFG-geförderten Projekts zum Bamberger Domkapitel in der Frühen Neuzeit verfasst.

Jonas Krüger
studiert Kommunikationswissenschaft mit Nebenfach Geschichte an der Universität Bamberg (Bachelor, 3. Semester).

Annika Lazarek
studiert im vierten Semester Realschullehramt Geschichte, Deutsch, Erziehungswissenschaften an der Universität Bamberg.

Anna Lynn Pieger
studiert Kommunikationswissenschaft mit Nebenfach Germanistik und kleinem Nebenfach Anglistik/Amerikanistik an der Universität Bamberg (Bachelor, 5. Semester).

Clarissa Renner
studiert Germanistik mit Nebenfach Soziologie und kleinem Nebenfach Geschichte an der Universität Bamberg (Bachelor, 3. Semester).

Isabel Schuster
studierte Geschichte an der Universität Bamberg (Master) und absolviert derzeit ein Bibliotheksreferendariat in Bayreuth.

Basil Singler
studiert im achten Semester Gymasiales Lehramt Geschichte, Englisch, Erziehungswissenschaften an der Universität Bamberg.

Niclas Sommerfeld
studiert Geschichte mit Nebenfach Kulturgutsicherung und kleinem Nebenfach Archäologie an der Universität Bamberg (Bachelor, 5. Semester).

Tilmann Walter, Dr. phil.
ist Medizinhistoriker in Würzburg und war dort von 2009 bis 2020 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Akademie-Projekt „Frühneuzeitliche Ärztebriefe“.

University of Bamberg Press

Bamberg verfügte seit dem Spätmittelalter über ein differenziertes Gesundheitswesen mit Spitälern, Siechenhäusern, Apotheken und Badstuben; seit dem frühen 16. Jahrhundert stellten die Bischöfe zudem Hof- und Leibärzte an. Anders als in protestantischen Städten wie Nürnberg kam es im katholischen Bamberg jedoch nicht zur Zentralisierung und Kommunalisierung der Gesundheitsfürsorge, so dass diese von einer Vielzahl von Akteuren gestaltet wurde. Charakteristisch für das 16. und 17. Jahrhundert war das Verständnis von Epidemien als Strafen Gottes für die Sünden der Menschen, das nicht nur von Herrschern und Klerus, sondern auch von studierten Ärzten geteilt wurde. Gleichwohl sahen Regierung und Ärzteschaft die Untertanen in der Pflicht, sich bestmöglich gegen Epidemien zu schützen, und empfahlen zu diesem Zweck Maßnahmen zur Verbesserung von Hygiene und Luftqualität sowie zur Isolation und Behandlung von Infizierten. Da nicht alle Untertanen Zugang zu Ärzten hatten und die vormoderne Medizin vielen Krankheiten machtlos gegenüberstand, entwickelte sich in Bamberg wie in anderen Städten überdies ein medizinischer Marktplatz, auf dem auch reisende Heiler sowie der örtliche Scharfrichter ihre Dienste anboten. Auf eine neue Grundlage gestellt wurde das Bamberger Medizinalwesen durch die Gründung des Allgemeinen Krankenhauses im Jahre 1789, das sich der Behandlung heilbarer Krankheiten widmete. Obwohl nach 1800 auch eine medizinisch-chirurgische Schule und eine der ersten Nervenheilanstalten Deutschlands entstanden, blieb das Gesundheitswesen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein von vormodernen Strukturen und Vorstellungen geprägt.

Diese Entwicklungen werden in einer Ausstellung in der Staatsbibliothek Bamberg, die in einem studentischen Seminar konzipiert wurde, sowie in diesem Begleitband anhand von rund 40 Exponaten nachvollzogen.

ISBN 978-3-86309-908-4

9 783863 099084

www.uni-bamberg.de/ubp/